753.

# Chronik

des

# Oeil de Boeuf

der

## innern Gemächer des Schlosses

und der Gesellschaftssäle von Paris.

Herausgegeben

durch die verwittwete Gräfin von B***.

---

Funfzehnter Band.

R. L.

---

Leipzig, 1837.
Literarisches Museum.

# Ephemeri

des

# Oeil de Boeuf

oder

## innern Gemächer des Schlosses

und der Gesellschaft von Paris.

Herausgegeben

durch die verwittwete Gräfin von B***.

---

Leipzig, 1837.
Verlagsbureau Quedlinburg.

# Pariſer Nächte.

Eine

Gallerie galanter Abentheuer, geheimer Liebes- und anderer Geſchichten.

der

## Pariſer Großen.

Siebenter Band.

Leipzig, 1836.
Literariſches Muſeum.

# Funfzig Jahre

der

# geheimen Geschichte

## Frankreichs

und des

## Hofes von Versailles.

---

**Maria Antoinette von Oestreich.**
**Louis XVI.**
**Napoleon Bonaparte.**
**Louis XVIII.**
**Charles X.**

Erster Band.

---

Leipzig, 1836.
Literarisches Museum.

LIBRARY
MAR 25 1976
UNIVERSITY OF TORONTO

DC
715
P37
Bd. 7

# I.

## 1789.

---

Paris im Jahre 1789. — Der Patrouillard. — Der Club Breton. — Die weinerliche Revue. — Wahrer Urſprung des Wortes Sansculotte. — Portraits Ludwigs des XVI. und der Königin. — Erziehung dieſer Fürſtin. — Necker der Andere oder die Antiſtaël. — Prophetiſches Wort Joſephs II. — Frankreichs Phyſiognomie. — Charakter des Adels. — Die Herzogin von Aiguillon, die Gräfin Genlis und die Baronin von Staël als Marketenderinnen. — Lafayette. — Patriotiſche Liebe. — Das Bild in Lebensgröße. — Der König und der Gaſſenkehrer. — Der Herzog von Orleans reiſt nach London. — Dieſer Prinz und der 6. Oktober. — Ça ira. — Die Geiſtlichkeit verliert ihre Güter. — Die Kloſtergelübde werden aufgehoben. — Wirkung davon auf die Nonnen. — Die Schlinge. — Die Nationalverſammlung durchs Fenſter geworfen. — Karl IX., Tragödie. Talma's erſter Triumph. Die Veſtris. — Mademoiſelle Montanſier, ihre Abentheuer und ihr Charakter. — Die enthüllte Baſtille.

Statistik der Lettres de Cachet. — Ein Libell La Harpe's. — Ungedruckte Memoiren Byron's. — Der erste Ana. — Beaumarchais und die Uhr des Marquis. — Die aufgehobenen Parlamente, Tafelscene. — Nationaluniform. — Die Freunde der Constitution. — Dantons Auftreten. — Camille Desmoulins. — Kritik über Monsieur. — Der Bischof und die Tänzerin. — Der schöne Gefangne Besenval. — J. J. Rousseau's Bekenntnisse. — Ein nach seinem Tode erschienenes Werk von ihm. — Nephte, Oper. — Das zerbrochne Fenster. — Raoul de Crequi, komische Oper. — Unpäßlichkeit einer Schauspielerin. — Janot und sein Autor. — Gemäldeausstellung. — Die Vernet. — Tod des Abbé de l'Epée. — Die Fußtritte Maury's. — Die Assignaten. — Die lebendige Masse. — Die Polen.

Am 5. Oktober, erzählen uns einige Geschichtschreiber, war ganz Paris in Aufruhr; es mangelte daselbst an Brot. Am 7. hatte diese Hauptstadt wieder die Ruhe angenommen, welche Ueberfluß und Sicherheit begleitet. Man schloß daher, daß nur die Gegenwart eines Königs nöthig sei, um die Gemüther zu ermuthigen, jeden Keim von Unruhe zu vernichten, das Herz mit Hoffnung zu erfüllen, und selbst den Bedürfnissen des Magens zu gnügen. Ein gekröntes Haupt, o glückliches Specificum! beruhigt, ermuthigt und sättigt zugleich.

Indeß war es doch nicht grade so am Tage nach der Rückkehr Ludwigs XVI. in die Tuilerien. Da ich die Revolution anders kennen lernte, als aus

Büchern, kann ich dieser Seite unsrer Annalen keinen so zarten Anstrich geben. Den 7. Oktober, wie den 5., bot Paris in allen seinen Quartieren Zeichen der Unruhe und Aufregung dar; überall bildeten sich Gruppen, die mit Wort und Gebärde ihre politischen Meinungen äußerten. Das Expeditionscorps von Versailles, nämlich die Köhler, die Gewaltigen der Halle, die Schmiede mit geschwärztem Gesicht und die Amazonen des Marktes, gestern Soldaten, heute Redner, bestimmten ohne Umstände im Conseil an der Straßenecke die Grundlagen des künftigen Staats.

Mitunter trennte eine Bürgerpatrouille die etwas lärmenden Gesetzgeber; doch war die Haltung der bewaffneten Städter keineswegs imponirend. Der ehrbare Krämer, Beamte von der Generalcontrole oder der Gerichtshöfe, der bedächtige Apotheker, dessen Name an den Gebrauch einer andern Waffe als seiner jetzigen erinnerte, der Perrückenmacher, welcher in diesen städtischen Detachements dominirte, weil er sich, gemäß eines Privilegiums seiner Zunft, für degenfähig hielt; kurz, diese aus Boutiken und obern Etagen hervorgekommne Miliz mußte bei ihrem Bemühen, die Ordnung zu erhalten, manche unhöfliche Bemerkung über kriegerisches Aeußeres hinnehmen. Freilich hatte man Mühe, dieser improvisirten Wache, dem Elemente der Pariser Nationalgarde, trotz ihres edlen Zwecks, nicht ins Gesicht zu lachen. Lebte ich selbst hundert Jahre, würde ich doch die Skizze einer Pa-

trouille von 1789 nicht vergessen. Gott, wie komische Seiten haben nicht manchmal die ernsthaftesten Dinge, und wie leicht wird man grotesk, wenn man gravitätisch sein will! Ich wünschte das Bild eines bürgerlichen Kriegers jener Zeit von meiner Einbildungskraft auf die des Lesers übertragen zu können.

Sein Costume war ein seidner Frack, gestreift, oder mit Einfassung, der sich in einen fischartigen Schweif endigte und Knöpfe hatte, wie ein Sechslivresstück; Hosen von hellem Casimir; seidne Strümpfe mit Längsstreifen; knarrende Schuhe mit übermäßigen Schnallen von blankem Kupfer, die man „Lafayetten" hieß; ein kleiner dreieckiger Hut, dessen eine Seite ein mächtiger Bausch dreifarbiger Bänder ganz verbarg, und unter dessen äußersten Enden der Oiseau royal, oder der Kreppe (Frisuren) hervorsah.

Der Patrouillard (dies ist der Ausdruck jener Zeit) führte gewöhnlich einen Degen mit stählernem Griff und weißlederner Scheide. Die entschieden bürgerliche Degenkoppel mußte zum Bandelier sich umgestalten, was bei der eigentlichen Bestimmung, den Unterleib zusammenzuhalten, sehr zum Verderben eines Busenstreifs geschah, welcher den kriegerischen Absichten zu erliegen drohte. Außerdem sah man einige Flinten bei den Stadtpatrouillen, auch Hirschfänger, und mehr wie ein Bürger hielt, statt aller Waffen, gravitätisch ein 6 Zoll langes Pistol in der Hand. Man hatte

die Pike vorgeschlagen; allein sie wurde, als zu unbequem und zu ermüdend für die Schultern des Patriotismus, vernachlässigt.

Der Patrouille voraus marschirte der kundige, erfahrene Mann, der Turenne des Stadtviertels, mit blankem, kerzengrade gehaltenem Degen, und nannte sich wenigstens Capitain. Aber die Evolutionen mußte man erst sehen, die Commando's hören! Unabhängig von Guibert's Tractat, oder den Ordonnanzen des strengen St. Germain hatten sich unsre Milizen eine Tactik und Manoeuvres nach ihrer Art geschaffen. „Patrouille, Halt! Gesichter.... Kehrt euch nach dem Mützenhändler.“ — Commandant es sind hier zwei Mützenhändler einander gegenüber. — „So wenden Sie sich nach der Seite der rothen Strümpfe;“ und nun wurde die Bewegung ausgeführt.

Nicht allein zur Erhaltung der Ordnung trugen die Pariser Waffen, sondern man sah die Eroberer der Bastille, von wahrer, kriegerischer Wuth beseelt, stets mit dem Degen an der Seite. Sie speisten unter dem Druck des Wehrgehänges, und schliefen, die Hand nach ihrem Nachttische ausgestreckt, wo, durch eine ziemlich unedle Nachbarschaft gedemüthigt, Säbel oder Pistolen lagen.

Am 7. Oktober ging ich mit meinem Vater aus, um bei einem seiner Freunde zu speisen, der in der

Straße Vaugirard wohnte. Noch sehe ich meinen Vater, in einem Ueberrocke von grauem kameelhaarenem Zeug mit großem rundem Kragen, ein breites Jagdmesser mit silbernem Griff darüber mittelst eines karmoisinrothen, von der Toilette meiner Mutter entlehnten Gürtels befestigt. Ich, damals 9 Jahr alt, trug, während ich mich an den väterlichen Rock festhielt, stolz einen hölzernen Säbel über die Schulter, und die Cocarde, womit man meinen kleinen, runden Hut geziert, wäre noch nicht ganz unter einem Teller verschwunden.

In diesem Aufzuge gingen wir fast quer durch die ganze Stadt; denn wir wohnten in der Straße Richelieu. —

Nicht ohne Rührung sehe ich unsre Wohnung von 1789, die jetzt der Restaurateur Biffi inne hat. Stets bleibe ich unter jenen Fenstern stehn, von wo ich eine Revolution beginnen sah, deren Ende ich nicht erleben werde. In Gedanken befinde ich mich dann auf dem Balcon, der weder Form, noch Farbe verändert hat, und sehe, wie 1786, den alten Marschall Richelieu vorübergehn, jenes lebende Jahrhundert voll galanter und ärgerlicher Geschichten, dem die Aerzte Morgen-Promenaden zu Fuß verordnet hatten. — Sein scharlachnes Kleid, seine schwarzen Hosen, weißseidnen Strümpfe und seine Schuhe mit diamantnen Schnallen, Alles sehe ich, wenn ich, an den Laden

des Buchhändlers Rousseau gelehnt, mich in die Zeit zurückdenke, wo meine Kindheit in diesem Asyl verfloß. — O! das sind Erinnerungen, die ein ganzes Leben durchdringen. — Allein ich kehre zu unsrem Gang am 7. Oktober zurück.

Wir gingen über den Platz des Victoires, obgleich das nicht unser Weg war, weil mein Vater die Eröffnung des bretagnischen Clubs sehen wollte, des Kerns jener damals edeldenkenden Jakobiner, ausgenommen eines sich bald zeigenden Anhängsels von Orleanismus. Wir sahen in das Haus Nr. 7 eine Menge berühmter Personen eintreten, die mir mein Vater nannte, wie Barnave, Laclos, Charles und Theodore Lameth, Collot d'Herbois, Sillery-Genlis, Barrère, Alexander de Beauharnais. Wir sahen auch zwei jener Gesichter, deren Züge sich dem Gedächtniß so fest, wie dem Erz eingraben. Mein Vater sagte zu mir: „Sieh', Kind, dort Lafayette und da Mirabeau." — Ich zählte erst 9 Jahre; allein diese beiden großen Namen waren mir schon bekannt, und mein kleines Herz schlug, von jenem Gefühl angeregt, was die Berühmtheit erzeugt.

Von dem Platze des Victoires wandten wir uns nach den Tuilerien, wo Ludwig XVI. nebst seiner Familie Tags vorher seinen Einzug gehalten. Der König, die Königin, die Prinzessinnen Elisabeth und Madame de Lamballe kamen aus der Messe, als wir

am Uhrpavillon eintrafen. Etwa 100 Gardes du corps waren in der von da zur Capelle führenden Galerie aufgestellt, die treuen, aber unklugen Vertheidiger des Hofs am 5. und 6. Oktober, über die seine Majestät Revüe halten wollte.

Diese armen Militairs gewährten einen übeln Anblick; die mehrsten darunter waren ohne Hut und Wehrgehänge, hatten ungeordnetes Haar und zerrißne Kleider. Mehrere trugen einen Arm im Bunde, oder hatten einen Verband übers Gesicht, der eine tiefe Wunde verbarg, und Alle sahen erschrecklich blaß. Hier konnte wenigstens der monarchische Eifer nicht in Zweifel gezogen werden, und gut oder übel verstanden, war sein Glaubensbekenntniß mit Blut besiegelt worden. Dies war nicht jene seltsame Ergebenheit, die, um den Thron eines Königs von Frankreich zu vertheidigen, mit leichten Frauenzimmern nach Deutschland eilte, oder die, um vorgeblich die Prärogativen der Krone zu rächen, das Geld eines Verwandten, oder die Gattin eines Freundes entführte.

Der klägliche Zustand der Gardes du Corps rührte Ludwig XVI. und die Prinzessin Elisabeth bis zu Thränen. Ich sah sie mehrmals sich mit dem Schnupftuch die Augen wischen. Allein die Königin weinte nicht; mitten durch jenen großen Ausdruck von Würde, der sie nie bei öffentlichem Erscheinen verließ, schienen blos huldvolle Mienen und ein gönnerarti-

ges Kopfnicken diesen Dienern zu sagen: „Ihr habt euer Leben für uns in die Schanze geschlagen, allein seht, wie großartig ihr auch von mir belohnt werdet. Ich geruhe, euch zuzulächeln.“

Indem dann Marie Antoinette ihre Blicke auf die Neugierigen richtete, welche sich an der Galerie hin drängten, zermalmte sie dieselben mit den Augen. Man konnte sagen, sie suche alle die Verachtung darin auszudrücken, mit der man sie den Abend vorher den Parisern den Namen „Sansculotten“ geben hörte, der ganz neuerdings durch einen poetischen Aerger geboren worden war*).

Seit ich über meine Erinnerungen Betrachtungen anzustellen verstehe, habe ich nachgedacht über diese im Angesicht des Volks gehaltene Heerschau über Prätorianer, welche man den Massen unklugerweise entgegenstellte und die durch die Orgie des 1. und 2. Oktobers sich den Zorn des Volkes zugezogen hatten.

---

*) Mercier erzählt die Sache in seinem Gemälde von Paris also: der Satyriker Gilbert war über gewisse angebliche Philosophen hergefahren, welche Voltaire nachahmend, großes Glück gemacht hatten. Da sie reich waren, fanden sie auch Vertheidiger gegen den neuen Juvenal, und einer dieser Verfechter nannte ihn mit Anspielung auf seine Armuth in einem Epigramm „Sansculotte.“ Die Benennung ward bald auf alle schlecht gekleidete Schriftsteller angewandt und die Gegner der Revolution faßten den verächtlichen Ausdruck hurtig auf.

Ludwig XVI. hatte demnach keine heilsame Lehre aus den schrecklichen Ereignissen gezogen, über die kaum vierundzwanzig Stunden verstrichen waren. Er, der von Charakter und durch seine Lage Schwache, der stets von einem stolzen Willen Abhängige, wollte also den Siegern von Versailles trotzen, indem er Theilnahme für die Besiegten an den Tag legte. Allein nicht mit Thränen in den Augen muß ein unglücklicher Fürst seine Anhänger trösten; edle Entschlossenheit von seiner Seite erhält ihren Muth, und weichliche Herablassung entnervt sie vollends ganz. Marie Antoinette hatte die Revue des 7. Oktobers aus einem bessern Gesichtspunkte aufgefaßt, als ihr Gemahl.

Ein Portrait Ludwig XVI. ist hier an seinem natürlichen Platze. Dieser Monarch war nicht ganz so, wie leidenschaftliche Vorurtheile ihn schilderten, um ihn herabgewürdigt der Verachtung der Nation Preis zu geben. Er war von Herzen gut, gefühlvoll, Freund der Gerechtigkeit, und höchst gewissenhaft; seine Tugenden vermochten sich aber nicht über das Gewöhnliche zu erheben. Im Dunkel des Privatlebens wäre er ein rechtschaffener Mann im vollen Sinne des Worts gewesen, alle seine Fähigkeiten gingen nicht über die eines Friedensrichters in der Provinz hinaus. Seine Bildung würde dem Haupt einer Bürgerfamilie Ehre gemacht haben, allein die ersten Elemente einer Erziehung für den Thron waren ihm fremd. Schon in gewöhnlichen Zeiten wäre Ludwig XVI. mehr als

mittelmäßig erschienen; in außerordentlichen erwies er sich als völlige Null.

Anscheinend war dieser Fürst außerordentlich thätig. Niemals war er unbeschäftigt, aber leider verbrachte er sein Leben mit Kleinigkeiten. Sein höchst glückliches Gedächtniß erlaubte ihm die seit hundert Jahren in Europa zu Stande gekommenen Verträge zu citiren, ohne im Datum zu irren. Er las viel über Geschichte und hatte die Hauptbegebenheiten sich klar eingeprägt, in der Geographie aber kamen ihm wenig französische Gelehrte gleich.

Manchmal setzte der König bei einem großen Lever seine Höflinge in Erstaunen, indem er hundert ihm vorgestellte Personen nicht blos mit Namen und Titel nannte, sondern auch sich der sie angehenden Anekdoten erinnerte. Seit der Revolution dehnte er diese Art Wissen auf Alle aus, die sich dabei bekannt machten und mehrmals hörte man ihn Einem und dem Andern persönliche Dinge in Erinnerung bringen, welche sie für Geheimnisse gehalten hatten.

Allein ich wiederhole, es war nichts von dem an ihm, was die Weisheit und Hoheit der Geister ausmacht; nimmer bemerkte man Kühnheit des Geistes oder kräftige Entschlossenheit an diesem Monarchen. Seine Ansichten waren beschränkt, seine Pläne nicht weit aussehend, und um das Unglück vollständig zu

machen, vernichteten vollends religiöse Vorurtheile diesen ohnehin bornirten Charakter.

Ludwig XVI. hing jesuitischen Grundsätzen an, fürchtete die Excommunication und schauderte vor dem Fegefeuer. Wenig Gutes nur konnte ein also organisirter Monarch vollbringen, mußte aber dagegen viel Schlimmes geschehen lassen und in stürmischen Zeiten seinem Untergange entgegen eilen. Die Ereignisse belegen, daß er seinem Geschicke nicht entging.

Die erste und wirksamste Veranlassung zu Ludwig XVI. Unglück war jene Marie Antoinette, welche durch ihren muthigen Tod die Geschichtschreiber nur zu sehr verleidet hat, die Wahrheit zu verkennen, die nur ein strenges Urtheil über sie fällen kann.

Einige Memoirenschreiber wollen behaupten, die Tochter von Marie Theresie habe die Franzosen geliebt; meines Theils finde ich dazu in ihrem Benehmen auch nicht einen Beweis. Ohne Vorwürfe zu wiederholen, die von mehren Schriftstellern dieser Fürstin über ihre außerordentliche Verschwendung und ihre ungesetzliche Erhebung von Geldern aus dem königlichen Schatze gemacht werden; ohne an die Thorheiten ihrer Jugend, an ihren Leichtsinn und ihr Wohlwollen gegen Höflinge von zweideutigem Rufe zu erinnern; endlich ohne ihr nach so vielen Anderen ihre unver-

schämte östreichische Eitelkeit zur Last zu legen, erscheint sie uns von 1770 bis 1787 nur mit Vergnügungen beschäftigt, welche sie kompromittiren, mit Lappalien, die sie ruiniren, mit Anleihen zum Besten Oestreichs, welche ihr alle Popularität geraubt hätten, wenn sie deren je besessen.

Vom zwölften Jahre an erhielt die junge Erzherzogin eine französische Aktrice*) zum vertrauten Umgang. Vielleicht war es ein ehrbares, rechtschaffenes Frauenzimmer, allein jedenfalls vom Theater, wo man der Gewissenhaftigkeit keinen großen Spielraum läßt. Die liebenswürdige Schülerin Thalia's soll Marie Antoinette in die französischen Sitten einweihn, denn bestimmt, über Frankreich zu herrschen, will sie nun Alles wissen, was in ihrem künftigen Reiche vorkommt. In Paris will sie als eine so vollständige Französin anlangen, als sie nur werden kann, und wir wollen sehen, welche Studien sie darum macht. Unter Anleitung einer im Alter ihr fast gleichkommenden Lehrerin gewöhnt sich die Erzherzogin an unsere Sprache, recitirt unsere anmuthigsten, namentlich unsere amusantesten Dichter, und eine Jungfrau thut dergleichen nicht ohne Gefahr. Indem sie der feuri-

*) Madame Felicite Sainville, Schwester des Schauspielers Fleury.

gen oder an Feinheiten reichen Deklamation ihr Ohr widmet, welche Madame Sainville ihr verständlich macht, gewann Marie Antoinette Vorliebe für das Theater, wo die Unschuld leicht ausgleitet, die Leidenschaften sich entflammen.

Auf Vorstellungen Ludwig XV. wegen des Unpassenden einer solchen Erziehung, verabschiedete die Kaiserin die Schauspielerin, an deren Stelle der Abbé de Vermont trat, eine Kreatur des Grafen von Mercy-Argenteau, Gesandten von Marie Thereſie in Paris, und Augendiener des Kardinals von Rohan, französischen Gesandten in Wien. — Das war jedenfalls noch unpassender.

Es ist nicht meine Absicht, hier zu wiederholen, was der tonsurirte Präceptor Alles für Mittel angewandt hat, um Marie Antoinette nach dem Hofe von Versailles zu bilden. Ich halte Vieles davon für Uebertreibung, aber bestimmt ist, daß, wenn die junge Erzherzogin in sittlicher Hinsicht als Französin zu uns kam, sie deshalb nicht weniger im Herzen Oestreicherin blieb. Indem ich auf Rechtfertigung dieser Behauptung aus dem Vergangenen verzichte, wird mir der Beweis mit Hülfe künftiger Ereigniſſe nicht schwer fallen.

Mit einem kraftloſen, unfähigen, unentſchloſſenen Könige; mit einer Königin, welche nie etwas Anderes als Gleichgültigkeit, wo nicht Abneigung für die Franzoſen empfand und ſie jetzt verabſcheute, weil ſie ſich einfallen ließen zu glauben, es koſte ihnen ein wenig zu viel, eine ſchöne Herrſcherin zu haben, konnte die Monarchie nicht anders, als binnen kurzer Zeit zuſammenſtürzen, zumal ſchon am Fuße des Thrones genug Elemente des Untergangs angehäuft waren.

Um den Sturm zu beſchwören, war ein Necker ſehr wenig, was auch ſeine Tochter in den zahlreichen Lobpſalmen von ihm ſagen mag, welche ſie hinterlaſſen hat. Ich ſpreche nur von Necker, denn nach ſeiner dritten Rückkehr ins Conſeil war es wirklich er allein unter allen Staatsmännern in Ludwig XVI. Umgebung, der daran dachte, ſich an die Spitze der Revolution zu ſtellen. Allein dieſer Genfer, deſſen Abſichten vortrefflich ſchienen und deſſen Redlichkeit wenigſtens anzuerkennen iſt, war über die Zeit und die Menſchen in ſeiner Nähe nicht im Klaren. Man konnte das leicht an dem Schwulſt ſeiner Reden, an ſeinem mühſam hochtrabenden Style bemerken. Viel zu materiell poſitiv, um ein guter Regent zu ſein, ließ er bei allen ſeinen Maßregeln eine plumpe Ungeſchicklichkeit durchſchauen und bewies nirgends die mindeſte Vorausſicht der Dinge, die da kommen würden. An dem Tage, wo man dieſen Bankier aus

seinem Comptoir nahm, entriß man ihn seiner Sphäre und zwar unglücklicher Weise, um ihn in eine Region zu erheben, wo seine schwerfällige Mittelnatur sich nicht halten konnte.

Necker war nicht einmal ein starker Finanzmann. Gewandt im Zählen des Inhalts der öffentlichen Kassen nach Art eines gewöhnlichen Kassirers wußte er nicht, wie sie zu füllen wären. Dieser Staatsmann besaß aber eine Eigenschaft, welche inmitten politischer Bewegungen selten erfolglos ist. Er hatte nämlich eine so günstige Meinung von seinen Talenten und der wackere Minister rühmte diese mit solcher Beharrlichkeit, daß man endlich daran glaubte, wie es eingebildeten Leuten oft geht. „Necker," sagt Madame Rolland irgendwo, „sprach von seinem Charakter wie galante Frauen von ihrer Züchtigkeit."

Fügt man der Schwäche, oder besser, der Nichtigkeit der Mittel des Gouvernements, über welche Ludwig XVI. im Jahre 1789 verfügen konnte, die beständigen Bemühungen seiner Frau, seiner Brüder und Räthe hinzu, ihn zur Contrerevolution zu bewegen, so wird sich Niemand wundern, daß jener unglückliche Monarch auf jenem gefährlichen Pfade so schnell einen Abgrund fand.

ſich niemals ab, und erſt bei der Thronbeſteigung Ludwig XVI. ward ihre Unabhängigkeit geſichert. An ihrem Hofe ſpielte Frau von Narbonne, ihre Ehrendame, eine wichtige Rolle. Sie war die Treue und Ergebenheit ſelbſt, die Vertraute aller ihrer Geheimniſſe, und iſt den Prinzeſſinnen Adelaide und Victoire ins Exil gefolgt, und tröſtet ſie gegenwärtig über das Schickſal, den gänzlichen Ruin ihres berühmten Hauſes erlebt zu haben.

Nach den Prinzeſſinnen kamen die drei Prinzen und die drei Kinder des Großdauphin und der Kurprinzeſſin von Sachſen. Der Erſtere, welcher nach und nach unter den Namen Herzog von Berry, Dauphin, und König Ludwig XVI. auftrat, hatte gleich ſeinen Brüdern Frau von Marſan zur Erzieherin; der Herzog von La Vauguyon war ſein Gouverneur und Herr von Coëtlosquet, Biſchof von Limoges, ſein Lehrer. Der Abbé von Bardonvilliers war nur dem Namen nach Unterlehrer.

Der Herzog von Berry wurde den 23. Auguſt 1754 zu Verſailles geboren und erhielt in der Taufe die Namen Ludwig Auguſt. Die Gräfin von Marſan, der man ihn anvertraute, war minder auf ſeine gute Erziehung als darauf bedacht, ſein Vertrauen zu erwerben. Gleich nach ſeiner Aeltern Tode dem Herzoge von La Vauguyon übergeben, ließ man ihn Geographie und Nautik ſtudiren; von ältern und neuern Sprachen war nicht bei ihm die Rede. Der

König wollte keinen Gelehrten aus seinem Enkel gemacht wissen, und der Herzog von La Vauguyon war ein zu guter Hofmann, um sich nicht den Wunsch Ludwig XV. zu Herzen zu nehmen.

Wären vielleicht ein zweiter Bossuet, ein anderer Fenelon mit der Erziehung dieses künftigen Königs betraut worden, so würden sie dem Unrecht des Gouverneurs abgeholfen haben; allein der Inhaber ihrer Stellen war die absolute Unfähigkeit. Der Herr Bischof von Limoges, übrigens ein heiliger Mann, ward nur seiner Einfalt wegen erwähnt. Man erzählte sich von ihm, was ich nicht zu wiederholen wage. Ich selbst sah ihn über Beantwortung der Frage in Verlegenheit, welcher Tag der nach dem Osterheiligabend sei. Gleichwohl war dieser Prälat Mitglied der französischen Akademie.

Sein Ersatzmann, der Abbé von Bardonvilliers, besaß Geist und Gewandtheit, und der Herzog von Berry sammt seinen Brüdern mußte anerkennen, daß er den Herrn von Limoges übersah. Der Dauphin aber blieb auf seine Unwissenheit bis zu dem Augenblicke beschränkt, wo er im reiferen Alter von selbst begriff, was die Verhältnisse von ihm forderten, und sich nun mit Beharrlichkeit den Studien hingab. Später setzte er oft seine Minister durch die Klarheit in Erstaunen, mit denen er die Geschäfte durchschaute.

Der Graf von Provence, geboren den 17. November 1755 in Versailles, führte die Namen Louis Stanislaus Xavier. Von Jugend auf bewies er ebenso viel Fähigkeiten als Zurückhaltung, studirte viel emsiger, als seine Brüder, und spottete über seiner Lehrer Meinung, welche ihn oft zu ermüden besorgten. Bald machte er Jedermann über seine Kenntnisse staunen, bei deren Aneignung ihn eine wunderbare Schärfe des Gedächtnisses begünstigte. Stolz auf seinen Rang, ließ er sich gern als zweites Kind Frankreichs behandeln.

Von Gestalt war er der Schönste von den drei Brüdern, später wurden aber seine körperlichen Vorzüge durch seine Beleibtheit benachtheiligt. Zur Zeit der Revolution waren ihm jedoch ein feiner Mund, herrliche Augen und ein Teint, wie man ihn bei Frauen gewohnt ist, verblieben, für den er aber auch mit großer Aufmerksamkeit besorgt war.

Carl Philipp von Frankreich, Graf von Artois, geboren am 9. November 1757 in Versailles, zeichnete sich durch Gracie und gute Haltung aus. Sein Bein, sein Fuß, seine Hand konnten für vollendete Modelle gelten. Man bewunderte seine Bonmots, die Feinheit seiner Anspielungen. Die Gabe zu gefallen war ihm eigen, und indem man ihm zuhörte, vergaß man zu fragen, ob es ihm etwa an Bildung gebreche und seinem Geiste die vollendete Kultur und Tiefe vielleicht abgehe. Zu Pferde saß er wie der

beste Stallmeister und besaß seltene Gewandtheit für alle Leibesübungen. Auch hatte er vor den Augen des Königs Gnade gefunden, dem die Lebhaftigkeit und Leichtfertigkeit des Prinzen Spaß machte.

Madame Marie Adelaide Clotilde Xavière von Frankreich wurde am 23. September 1759, ihre Schwester Elisabeth Philippe Marie Helena am 3. Mai 1764 geboren. Erstere erhielt nach und nach ein Embonpoint, das ihr den Zunamen der „dicken Madame" eintrug. Sie ward mit dem Prinzen von Piemont, Erben des Königs von Sardinien, vermählt. Bevor sie Frankreich verließ, hatte sie sich durch ihren trefflichen Charakter die Liebe aller guten Unterthanen erworben. Madame Elisabeth versprach eine Schönheit zu werden und jene Eigenschaften zu entwickeln, welche sie nicht vor einem schrecklichen Geschick zu bewahren vermochten.

Diese Prinzen und Prinzessinnen machten damals die königliche Familie aus; außerdem bestanden noch zwei legitime Branchen des Hauses Bourbon, deren Mitglieder Prinzen von Geblüte hießen, nämlich die Familien von Orleans und Condé. Nächst ihnen ward noch die uneheliche Nachkommenschaft Ludwig XIV. berücksichtigt, welche damals (1774) der Graf von Eu, der Herzog von Penthièvre und die Prinzessin von Lamballe-Carignan repräsentirten.

Der Herzog von Orleans, erster Prinz von Geblüte und Enkel des Regenten, hatte sich mit Luise

Henriette von Bourbon-Conti vermählt. Nachdem er mehre Jahre Witwer von ihr war, heirathete er heimlich die Marquise von Montesson. Dieser Prinz that sich bei einigen Kriegsvorfällen hervor, allein später lebte er eben so zurückgezogen wie der König. Unglücklich wegen der Wahl seiner zweiten Gemahlin, nahm er eine Maitresse, Namens Marquise, aus der er nachher eine Madame von Villemomble machte. Mit ihr hatte er zwei Kinder, die noch am Leben seienden Abbé's von Saint-Phar und von Saint-Albins.

Der Herzog von Orleans war ein Freund der Künste, allein die Liebe zum Golde beeinträchtigte seine werthvollen Eigenschaften. Zuweilen machte er Anleihen zu niedrigen Zinsen, die auf solche Art erhaltenen Summen legte er aber gegen wucherischen Gewinn an und im Palais-Royal nannte man das „den Zeitvertreib von Monseigneur."

Ueber seinen Sohn, den Herzog von Chartres, werde ich mich später auslassen. Er vermählte sich 1769 mit Mademoiselle von Penthièvre, die eine eben so gute Gattin wurde, als sie eine gute Tochter gewesen war, und mit der er 1773 einen Sohn, den Herzog von Valois, erzeugte.

Der Prinz von Condé, geboren 1735 und an Mademoiselle von Soubise vermählt, genoß eines wohlerworbenen militärischen Rufes. Er hatte Schlachten gewonnen und Städte und seines Namens Glanz

mit Würde behauptet. Anfänglich ein Liebling der Pariser, machte er sich dieser Zuneigung, auf die er gleichwohl hohen Werth legte, durch seine Versöhnung mit dem Hofe verlustig. Die Prinzen von Geblüte hatten 1771 die Partei der Parlamente genommen, ließen sich seitdem nicht mehr bei der Gräfin Du Barry sehen und luden die Minister nicht mehr zu sich ein.

Die öffentliche Meinung zollte ihnen darum Beifall, denn die schon von revolutionären Ideen eingenommene Masse der Nation billigte den Widerstand der hohen Magistratur. Prinzen von Geblüte vermögen aber mit dem Könige nicht lange gespannt zu bleiben, der das Haupt der Familie und Spender aller Gnadenbezeugungen ist.

Der Erste, welcher sich wieder dem Hofe näherte, war der Herzog von Orleans, welcher eine Erlaubniß zu seiner Vermählung mit der Montesson bedurfte. Seinem Beispiele folgte der Prinz von Condé; er begleitete seinen Sohn, den Herzog von Bourbon, zu der Favorite, der 1769 mit Mademoiselle von Orleans vermählt worden war. Der Herzog von Enghien war der Sprößling dieser Verbindung, (derselbe, welchen Napoleon am 1. März 1805 erschießen ließ.)

Unmuthig über das, was die Pariser „Schwäche der Prinzen" nannten, wendete sich alle ihre Anhänglichkeit dem Prinzen von Conti zu, der, 1717 geboren, einen energischen Charakter, Geist und Le-

bendigkeit und einen erbropten Muth beſaß. Seine Popularität war hinreichend, ihm Ludwig XV. Feindſchaft zuzuziehen.

Der Graf de la Marche, ſein Sohn, jetzt Prinz von Condé, erhielt ſich in der Gnade des Monarchen, indem er der Du Barry ſchmeichelte. Er vermählte ſich mit einer Prinzeſſin von Eſte, ſeine Ehe blieb aber kinderlos.

Der Graf von Eu erſchien nur bei außerordentlichen Gelegenheiten am Hofe. Kränklich und mürriſch hielt er ſich davon fern und man kannte ihn kaum. Der König, deſſen Jugendgeſpiele er geweſen war, blieb ihm ganz beſonders gewogen.

Der Herzog von Penthièvre, Sohn des Grafen von Toulouſe, beſaß die allgemeine Achtung. Sein einziger Sohn, der Prinz von Lamballe, ſtarb im zwanzigſten Jahre an den Folgen ſeiner ausſchweifend verlebten Jünglingsjahre. Mit dem Herzoge von Chartres liirt, beſchuldigte die öffentliche Stimme den Letzteren, auf ſeines künftigen Schwagers Tod ſpekulirt zu haben. Gewiß iſt, daß er, obgleich mit Mademoiſelle von Penthièvre ſeit Jahren verlobt, doch erſt nach dem Ableben des Prinzen von Lamballe ſich mit ihr vermählen mochte. Wir werden die ſchöne und geiſtreiche Witwe dieſes Prinzen ſich die Zuneigung der Königin erwerben, allein auch durch ihre freimüthigen Rathſchläge verſcherzen ſehn. Das ſchreckliche Ende derſelben iſt bekannt genug.

Das waren die verschiedenen Zweige der königlichen Familie. Der 1710 geborene König fing an alt zu werden, war aber noch immer schön. Sein Hof, an dem die Gräfin Du Barry gebot, hatte allen Glanz verloren. Um die Favorite sah man als Hauptpersonen nur den Prinzen von Soubise, die Herzoge von Richelieu, von Fronsac und von Aiguillon; ferner Mesdames von Mirepoix, von Béarn, von Monaco, von L'Hopital und einige von geringerer Bedeutung. Frauen, welchen an ihrer persönlichen Achtung etwas gelegen war, ließen sich dort nicht sehen.

Die Händel wegen der Parlamente und die Ungnade der Choiseul, hatten den Hof fast verödet; die Mehrzahl der Herzoge und Pairs hielt es mit der Magistratur. Selbst wir, wenn wir mit dem Hofe noch so gern gemeine Sache gemacht hätten, hätten auf die Seite der Choiseul und der Parlamente treten müssen. Das war nämlich damals die Partei unserer jungen Gebieterin, der Dauphine, und mit allem unsern Royalismus konnten wir doch nicht zu ihren Gegnern halten.

Der König litt unter diesen Spaltungen. Die Entfernung der Damen von Choiseul, von Grammont, D'Esparbes und von Beauvau, welche die Zierde seiner Petits-Soupers gewesen waren, war ihm eben so peinlich als unerklärlich. Eines Tages sagte er zum Herzoge von Richelieu:

Wir waren also, denn er nahm mich gern überall mit, wohlbestallte Zuschauer bei der Revue in den elisäischen Feldern. Der König ward mit einer Gleichgültigkeit empfangen, welche ihn zu bewegen schien. Freilich war seine Erscheinung bei einer ganz kriegerischen Festlichkeit dem Geiste der Zeit auch gar nicht angemessen. Er kam zu Fuß in einem taubenhalsblauen seidnen Kleide, gestickter Weste, schwarzen Beinkleidern, Schuhen mit rothen Absätzen und den Hut unter dem Arme; sein Degen hatte jene horizontale „à la Querriegel" genannte Richtung, die allein allem militärischen Anstande Hohn spricht.

Lafayette kam etwas nach dem König, welcher vor der bestimmten Stunde eingetroffen war, vielleicht um eine Demüthigung zu vermeiden, der er aber nicht entging. Die Lüfte wiederhallten von dem Rufe: vive Lafayette! sobald man den Generalcommandanten der Nationalgarde auf seinem Schimmel erblickte, das historisch geworden ist, wie später Napoleons Hut. Jetzt erst kam der König, konnte man sagen, und dieser König war Lafayette.

In der öffentlichen Meinung herrschte er allerdings; die Anhänglichkeit des Volkes von Paris für ihn grenzte an Abgötterei. In vieler Hinsicht war Lafayette auch dieser Zuneigung würdig.

Außer dem Eifer, mit welchem dieser bei aristokratischen Ansichten aufgewachsene Edelmann sich der

Sache der amerikaniſchen Freiheit hingab, beſaß er Kenntniſſe, Tugend, viel Muth und kaltes Blut in Gefahren. Was aber dieſen General vorzüglich auszeichnet, war eine unwandelbare Beharrlichkeit, welche ohne Abweg einem feſten Ziele zuſtrebte. Seit Verſammlung der Generalſtände hatte Lafayette unermüdlich an Begründung, Beförderung, Befeſtigung der Freiheit gearbeitet. Sie war bekanntlich der leitende Gedanke ſeines ganzen Lebens, ein edler Gedanke zugleich, den er lange mußte ſchlummern laſſen, allein der vom patriotiſchen Feuer wieder belebt, das in ſeiner Seele nimmer erloſch, die einzige Richtſchnur ſeines Betragens war, der Inhalt aller ſeiner Reden, als nach einer neuen Periode der Tyrannei man an Wiedergeburt unſerer Freiheit glauben konnte.

Zu jeder Zeit bewies ſich Lafayette ſanft, leutſelig, gut, großmüthig und vertrauensvoll; die letztere Eigenſchaft aber und die Offenheit, mit der er ſie paarte, veranlaßten ihn zu mehr als einem Mißgriffe. Seine Hingebung beeinträchtigte oft ſeine Erfahrung; die Menſchen beurtheilte er nach ſich und ließ ſich durch ihre Gewandtheit und Betrügerei täuſchen. Daher beging er bei den beſten und reinſten Abſichten große Fehler, welche ihm vorzuwerfen, die Nachwelt ein nur zu koſtbares Recht erworben hat.

Die Verdienſte dieſes großen Bürgers als Kämpfers für amerikaniſche Freiheit wurden von mehren

französischen Edelleuten getheilt, unter denen Graf von Ségur voran genannt werden muß, dessen Name schon aus meiner Feder geflossen und noch oft darunter hervorgehen wird. Viele tapfere Degen befanden sich unter den Adeligen, welche in jener Zeit über das atlantische Meer schifften, aber wenig denkende Köpfe. Hier ist eine belegende Anekdote dazu:

Einer der jungen Herren, welche den amerikanischen Krieg mitgemacht hatten, kam eines Tages zu demselben Grafen Ségur und fand ihn völlig angekleidet, um nach Hofe zu gehen.

„Morbleu! lieber Graf," redete er ihn an und deutete auf die Orden, welche derselbe trug, „Du bist ja an Heiligen sehr reich. Da sind ihrer drei: Saint Louis, Saint Lazare und Saint Cincinnatus. Aber ich will des Teufels sein, wenn ich eine Sylbe davon weiß, wo er von unsern amerikanischen Freunden aufgegabelt worden ist." — Ein würdiger Sprößling des alten Adels, dem nie das Virgilische:

Selig, wem es gelang, der Ding' Ursprung zu ergründen,

zu Herzen gegangen war.

Doch wieder auf Lafayette zu kommen, muß ich hier noch einer Anekdote erwähnen, die zu Ende 1789 in allen Salons kursirte. In Frankreich können sich alle Celebritäten, wenn sie es passend finden, mit der

Myrthe der Liebe bekränzen, und das schöne Geschlecht unseres herrlichen Landes freut sich seiner Triumphe. Hätte Lafayette damals, wo er an der Freiheit der Franzosen arbeitete, sich der der Französinnen bemächtigen wollen, so wären ihm eine hübsche Anzahl auf halbem Wege entgegengekommen. Eine hübsche junge Patriotin des Marais, die nicht damit genug hatte, dem angebeteten General bei allen Revüen zu folgen, welche er und sein Schimmel abhielten, ließ ihn sich in Lebensgröße malen und hing das Bild in ihren Alkoven. Der Alkoven einer hübschen Frau ist aber eine Art Tempel, doch weiß ich nicht, welche Art Verehrung dort dem Abgotte in Nationaluniform zu Theil ward. Um aber den Schein zu retten, hatte unsere Schöne vom Marais das Bild mit einem dreifarbigen Bande umwunden.

Die enthusiastischen Träume eines Frauenzimmers dehnen sich weit aus und das Gerücht besagte, die glühende Anbeterin Lafayette's habe hinsichtlich der Reinheit ihrer Vaterlandsliebe einiger Veränderung unterlegen; der Held des Vaterlandes wolle ihr im Bilde nicht mehr genügen. Die Chronik scandaleuse berichtete endlich Folgendes.

Eines Morgens wurde bei guter Zeit an die Thüre des Herrn Markis von Lafayette geklopft. Der Augenblick war gut gewählt, denn er befand sich in seinem Kabinet allein und — seltener Zufall —

der Besucher war dahin gelangt, ohne im Vorzimmer irgend Jemand angetroffen zu haben.

„Der General öffnete und herein trat eine allerliebste Dame, in einem sehr gewählten Anzuge. Hätte es je einem französischen Offizier beim Anblick einer so reizenden Erscheinung an einem Lächeln gefehlt! Wer nur den Lafayette mit weißem Haar gesehen, wie in der Hymne von de Lavigne, den bitt' ich eingedenk zu sein, daß er damals nur 33 Jahr alt war. Lächelnd also und selbst mit einer Art, welche der Schönen vom Marais vollends den Kopf verdrehte, redete er sie mit den Worten an, und lud sie zugleich zum Sitzen auf eine üppige Ottomanne ein:

„Madame, wäre ich glücklich genug, für Sie etwas Ihnen Angenehmes thun zu können?"

„Angenehmes, General, ist nicht das wahre Wort; Ruhmvolles müssen Sie sagen, denn was von Ihnen kommt, gereicht dem Lande zum Ruhme."

„Ihre Güte ist zu groß, Madame; dieses Compliment . . ."

„Lassen Sie das, General; ich muß Ihnen vor allen Dingen sagen, daß ich Patriotin bin."

„Wie! o, das ist ja allerliebst;" versetzte Lafayette lächelnd.

„Ich umgebe mich mit den Bildnissen aller jener großen Männer des Alterthums und neuerer Zeit, welche zur Befreiung der Völker beigetragen haben.“

„Immer besser.“

„Ich habe Brutus, Sidney, Washington und Sie, General.“

„Mich! o Madame, Sie sehen mich in Verwirrung . . . meine Dankbarkeit . . .

„Ich werde Ihnen zur lebhaftesten Dankbarkeit verpflichtet sein,“ unterbrach die Schöne, „wenn Sie . . . doch ich kann nie eine solche Bitte wagen.“

„O sprechen Sie, ich ersuche Sie dringend darum; dem Patriotismus von Damen, welche Ihnen gleichen, habe ich nichts zu verweigern;“ versetzte Washington's Freund, und bot alle Milde seiner Züge und seiner Stimme auf.

„Ihr Wohlwollen ermuthigt mich;“ — begann die glühende Patriotin von Neuem und fuhr mit gesenkten Blicken fort: „ich gestehe Ihnen also — daß jenes Bildniß, welches ich von Ihnen besitze, der genauen Aehnlichkeit und des Ausdruckes entbehrt.“

„Ich kann Ihnen, Madame, einen Kupferstich von Berwic anbieten, den man allgemein sehr getroffen findet,“ sprach Lafayette und stand auf.

„Meinen Dank, General, allein ich hatte schon die Ehre Ihnen zu bemerken, daß ich nur Portraits in Lebensgröße sammle, und was ich von Ihnen wünsche, ist . . . daß Sie so gütig wären . . . ach . . . nun kann ich es doch nicht sagen!"

„Ich beschwöre Sie, machen Sie sich deutlich;" rief Lafayette, und wenn ich nicht irre, drückte er dabei ein wenig das Händchen der schüchternen Pariserin.

„Nun denn, ich bitte Sie bei mir zu sitzen."

„Bei Ihnen zu sitzen . . . sehr gern."

„Nur zwei oder drei Mal; mein Maler ist geschickt . . aber . . . ich wohne leider weit von hier."

„Gleichviel, schöne Dame; es mag so weit sein wie es will. Patrioten sind meine Nachbarn. Zudem ist Ihr Wunsch für mich zu ehrenvoll, als daß ich mich nicht bemühen sollte, so vieler Güte zu entsprechen. Welche Stunde befehlen Sie, Madame?"

„Wann Sie wollen, General; ich gehe wenig aus, und da ich Sie zu erwarten habe, werd' ich das Haus nicht verlassen."

Die Chronique scandaleuse erzählt nicht, ob Lafayette bei seiner Anbeterin im Marais oft gesessen hat, allein auf die Zahl der Sitzungen kommt hierbei auch

nichts an. — Wenden wir uns wieder zur Revue in den elisäischen Feldern.

Der König kehrte, wie er gekommen, zu Fuß und nur von zwei oder drei Edelleuten gefolgt, in die Tuilerien zurück. Indem er über den Platz Ludwig XV. ging, bat ihn einer der jungen Spekulanten, welche durch den Straßenkoth Wege für Fußgänger bahnen und der den König nicht kannte, um eine Gabe. Ludwig XVI. gab ihm ein Sechslivrestück und setzte seinen Weg fort, das Kind aber folgte ihm mit den Worten:

„Mein Herr Chevalier, ich kann Ihnen nichts herausgeben; lassen Sie's bis auf ein anderes Mal."

„Behalte nur das Ganze, mein Kind," antwortete ihm einer von Ludwigs Begleitern, „allein merke Dir, daß der Herr nicht Chevalier, sondern der Aelteste seines Hauses ist."

Am 14. October früh drängte sich eine Menge Volks unter den Fenstern und in den Höfen des Palais-Royal. Mein Bruder und ich hatten den geraden Weg zur Schule ein wenig verlassen, um den Neugierigen uns anzuschließen, und wagten es auf die Strafe für das Zuspätkommen. Seit Tags vorher war nämlich bekannt, daß der Herzog von Orleans nach London abreisen werde. Seine stolzen Rosse, sein Jockeis mit den Scharlachwesten, engen Lederbeinkleidern und den charakteristischen englischen Mützen

oben mit Silbertroddeln: das Alles zog die Maulaffen an. Jene Spielwerke engliſcher Opulenz floriren übrigens noch im Hauſe Orleans; man fährt dort immer noch nach engliſcher Mode.

Wir ſahen den Prinzen ſeine elegante Reiſeberline beſteigen; er blickte niedergeſchlagen und nachdenklich; ein ſchrecklicher Verdacht ſchwebte ſeit der Nacht vom 5.— 6. Oktober über ſeinem Haupte. Der Enthuſiasmus, welchen er bis dahin ſeiner Coquetterie von Popularität verdankte, deren er ſich ſeit zwei oder drei Jahren befliſſen, war plötzlich erkaltet; der große Haufe hatte keinen Jubelruf mehr zur Begrüßung ſeines Idols der letzten Jahre und Monate. Gleichwohl wird die ſtrenge Unparteilichkeit auch heute noch nicht über die Theilnahme Ludwig Philipp Joſephs von Orleans an den blutigen Saturnalien von Verſailles abſprechen können.

Mehrmals habe ich mir bekannte Leute gefragt, die zu dem Corps Bürgermiliz gehörten, welches Lafayette an die Thore der königlichen Reſidenz führte, und auch nicht Einer hatte Ludwig XVI. Verwandten in den Höfen des Schloſſes, wie leidenſchaftliche Memoirenſchreiber behauptet haben, noch auf dem Wege von Paris wahrgenommen, wie Andere auf leeres Gerede hin angeben. Auch mehre der Zeugen hab' ich gekannt, welche gegen den Prinzen nach jener Kataſtrophe auftraten, aber keiner davon verdiente das

mindeste Zutrauen. Warum also das Andenken des Prinzen mit ungegründetem Verdacht belasten, der auf älteren Intriguen oder auf der Schwäche der nach seinen Befehlen verbreiteten Rechtfertigungsschriften fußte? Soll man, die Gerüchte von den Straßenecken auflesend, Ludwig Philipp Joseph und Mirabeau anklagen, weil es in Versailles während jener Trauernacht an Brot fehlte, und am Morgen dort Ueberfluß war . . . offenbar, weil die beiden berühmten Verschworenen sich plötzlich in Mehlsäcke verwandelt hätten. Mit solchem Leichtsinn das Verbrechen an eines Menschen Namen zu ketten, scheint mir eine große Unbilligkeit.

Ich bin gewiß weit entfernt, vom Herzoge von Orleans zu behaupten, er besaß keinen Ehrgeiz, und daß diese Leidenschaft sich bei ihm nur durch Intriguen Luft gemacht habe. Um aber einen Menschen des Verbrechens zu zeihen, darf man keinen Fehlschuß thun. Es werden sich andere Gelegenheiten darbieten, wo ich mit dem Finger auf Ludwig Philipp Joseph zeigen kann und sagen: da ist er.

Halten wir uns an die Meinung der Verständigen, welche die damals beim Chatelet geführte Untersuchung ein bloßes Gewebe von Widersprüchen, Doppelzüngigkeit und Angaben auf Grund von Vermuthungen nannten, das keine einzige Thatsache feststellte; daß jene Behörde nichts zu erforschen verstand,

keine Spur der Veranlassung aufzufinden, oder sonst ein Licht über die Vorgänge des 5. und 6. Octobers zu verbreiten wußte, und das Ganze eine räthselhafte Procedur sei, die allen klugen Beobachtern ein mitleidiges Lächeln abnöthigte.

Indem der Herzog von Orleans nach England ging, gehorchte er einem allgemeinen Geschrei, das aber jedes zuverläßigen Beweggrundes entbehrte, das aber zur Beunruhigung seiner von Natur kleinmüthigen Seele hinreichen konnte. Mehre Schriftsteller führen an, dieser Prinz habe sich in Folge gewisser Rathschläge von Seiten des Königs entfernt, dessen Ansehen er noch nicht offen zu verhöhnen wagte. Noch Andre meinen, Ludwig XVI. habe ihm ohne jene, eines gekrönten Hauptes unwürdige Umschweife durch Lafayette vorschreiben lassen, das Königreich zu meiden. Kurz, er reiste ab.

Mitten in diesen verschiedenen Ereignissen, die Paris ein ungewohntes ernsthaftes Ansehn gaben, verleugnete sich die nationale Heiterkeit doch nicht ganz. Die Pariser, welche während der Stürme der Fronde gesungen hatten, sangen auch zu Ende des Jahres 1789. Das berüchtigte Ça ira kam auf und war die allgemeine Weise. Necker hob in seinem Rapporte vom 24. September den Vorhang, der die öffentlichen Calamitäten verbarg, und ließ die leeren Kassen, das Ausbleiben der Einnahmen wegen des Elends des

Volks, oder wegen der Aufregung der Provinzen sehen. Er wies den Abzug vieler Millionen nach den europäischen Märkten nach, um der Hungersnoth Einhalt thun zu können, und rief den Unwillen der Nationalversammlung wider jenen Adel auf, der sein Vaterland fliehend, einen großen Theil des baaren Geldes mit fortnahm; endlich ließ sich der mehr aufrichtige als politische Minister noch über die Entfernung der Reisenden vernehmen, die unsre Unruhen und Spaltungen verscheuchten.

Nachdem die Pariser diesen Rapport in dem 1789 gegründeten Moniteur gelesen, hatten sie ausgerufen: das ist sehr schlimm! Abends aber sangen sie ça ira.

Ein Dekret vom 6. October ordnete eine patriotische Kontribution an, gleich dem vierten Theile der Einkünfte, Gehalte und Besoldungen, und man tröstete sich darüber mit ça ira. Am 13. hob die Nationalversammlung die privilegirten Zufluchtsorte Angeklagter auf, und der Gauner, Dieb, Schmuggler versteckten sich und sangen ihr ça ira. Den 21. October erging ein Gesetz gegen die gefährlich erachteten Zusammenläufe, und Lärmmacher flüchteten vor der rothen Fahne, indem sie lauter als je ihr ça ira anstimmten.

Die sogenannte constituirende Versammlung hielt ihre Berathungen nicht mehr in Versailles; isolirt, den

feindlichen Parteien in jener verödeten Stadt Preis gegeben, hatte sie sich nach Paris versetzt. Hier war die Residenz des Erzbischofs ihr erster Versammlungsort, und durch Besitzergreifung gab sie gleichsam ein Vorspiel ihres Dekretes vom 2. November, daß man alle geistlichen Güter zur Verfügung der Nation stellen sollte.

Vielleicht gestaltete sich schon damals dieser Plan in einem der entschiedenen Köpfe der Versammlung und sonderbar genug, dieser Kopf hatte eine Tonsur. — Die französische Geistlichkeit kam auf den Vorschlag von Charles Maurice von Talleyrand-Perigord, Bischof von Autun, um ihre Güter. Man kann sich leicht vorstellen, daß seitdem dieser Prälat sein politisches Glück auf einem anderen als dem geistlichen Wege verfolgte, denn er hielt es bekanntermaßen gern mit dem Glück.

Ebenfalls in der alten Behausung der Erzbischöfe hob die constituirende Versammlung die Klostergelübde auf; fast glaub' ich, man that es absichtlich. Versichern kann ich aber, daß in allen Klöstern von Frankreich frohe Hoffnungen gefaßt wurden, und wetten möcht' ich, daß mehr als eine Nonne ohne religiösen Beruf, allein nicht ohne weltliche Wünsche, in der Einsamkeit ihrer Zelle das nationale ça ira anstimmte.

Am 9. November wurde die Nationalversammlung in das die Reitbahn genannte Gebäude verlegt, das sich an der Nordseite des Tuileriengartens befindet. Für die Generation meiner Leser ist dieses Gebäude nur ein fantastisches Monument, gleich den Palästen von Kristall in der Tausend und einen Nacht; ich bin ihnen darum eine genaue Beschreibung schuldig. Es nahm ungefähr den dritten Theil des von dem Gitter gesperrten Platzes ein, welches die Promenade nach der eleganten Straße Rivoli begrenzt. Der Bau war nichts weniger als schön und erinnerte an seine ehemalige Bestimmung. Nach der Terrasse der Feuillans gingen mehre große Fenster, der Eingang aber befand sich nicht auf dieser Seite. Am Westende des Hauses öffneten sich die gewaltigen Pforten den Deputirten; vor denselben hielten zwei Schildwachen ihren amtlichen Spaziergang. Einen anderen Zugang hatten, wie ich glaube, die Tribünen, aber hier läßt mich das Gedächtniß im Stich.

Zum Haupteingange der Reitbahn gelangte man durch den nördlichen Ausgang des Gartens und eine Reihe von Durchgängen, zwischen Boutiken und Schuppen, die auch nach der Straße St. Honoré führten. Des Saales innere Einrichtung war ziemlich praktisch, die Dekoration einfach, aber von gutem Geschmack. Die Deputirten hatten ihre Sitze auf ringsum amphitheatralisch geordneten Bänken; auf den höchsten nahm

ſpäter die Jakobinerpartei, auf den unteren die gemäßigte ihre Plätze, daher die famöſen Parteinamen des Berges und des Sumpfes entſtanden. Die angrenzenden Räume, wo die Bureaux und Comités ſich verſammelten, waren weder bequem noch ſchön.

Zum Verwundern wär' es geweſen, wenn die Wahl eines ſolchen Lokales zu den Sitzungen der Nationalverſammlung nicht Veranlaſſung zu mehren Pamphlets gegeben hätte. Mehre dergleichen kamen auf einmal heraus und das witzigſte, was mir des Erwähnens werth ſcheint, war betitelt: „die Pferde in der Reitbahn, ein im Portefeuille des Prinzen von Lambesc, Großſtallmeiſters von Frankreich, gefundenes Werk." Dieſes Schriftchen führte unſre Repräſentanten mit luſtiger Anſpielung auf ihre vorherrſchenden Neigungen unter der Geſtalt von Pferden an der Kritik vorüber. So hieß z. B. Mirabeau „der Unverſchämte;" Graf von Clermont-Tonnere „der Unmuthige;" der Abbé von Montesquiou „der Schlaue;" der Biſchof von Aix, Herr de Boisgelin „der Unbekümmerte;" der Herzog du Chatelet „der Schreckliche;" Graf d'Entraigues „der Unbeſtändige;" Thouret „der Blitzende;" Bailly „der Glückliche;" Rabaut Saint-Etienne „der Gute;" der Herzog von Coigny „Mignon;" der Abbé Gregoire „der Unternehmende;" Moreau de Saint-Mery „das Rhinoceros;" Cazalés „der Somnambüle;" Malouet „der Zuverläſſige;"

der Herzog von Aiguillon „der Schwankende;“ der Marquis von Montesquiou „der Stolze;“ ꝛc. Auf diese Art parodirte die französische Laune die glänzenden Improvisationen eines Cazalés, die elegante Subtilität des Abbé Montesquiou, die schwere niederschmetternde Heftigkeit Mirabeau's, die tiefe und klare Dialektik Duport's, Malouet's kalten und strengen Verstand und die beseelte Klarheit Thouret's. Es gab aber auch einen Edelmann damals, vollgesogen von Feudalität, der, wenn ich mich nicht täusche, zu der Familie d'Autichamp gehörte. Dieser andere Marquis von Carabas that der Nationalversammlung nicht die Ehre an, einen Scherz auf ihre Kosten zu machen, was ihm auch aus Gründen vielleicht sehr schwer gefallen wäre. Er beschränkte sich auf den Ausspruch, würdig eines echten Barons des 14. Jahrhunderts: er habe große Lust, die ganze deliberirende Bande zum Fenster hinaus zu werfen.

Herr von Autichamp würde sein Müthchen gewiß gekühlt haben, wäre nur ein Fenster in der Reitbahn gewesen, groß genug, die ganze Versammlung auf einmal hinaus fliegen zu lassen, denn ein solcher Rittersmann griff dergleichen gewiß nicht zweimal an. Zur Rechtfertigung des adeligen Maulmachers muß man sich an die Worte Katharina II. erinnern, mit denen sie vom Grafen Ségur Abschied nahm: „ich bleibe Aristokratin, es ist mein Handwerk.“

Während der Hof seine Angelegenheiten von Personen vertheidigen ließ, denen nichts einfacher und besser vorkam, als die Nationalversammlung durchs Fenster zu werfen, versetzte Joseph Chénier dem Königthume einen schweren Streich, indem er seinen Karl IX. im Theatre français aufführen ließ.

Einige Tage vor der Vorstellung hatte ein Ungenannter in das Journal de Paris eine Apologie der Theatercensur einrücken lassen, deren Zweck leicht zu errathen war. Der Verfasser des Karl IX. entgegnete darauf mit Wärme:

„Freie Bürger sind blos dem Gesetze verantwort„lich. Der Ungenannte spricht von einer gesetzlichen „Censur; diese Wortverbindung ist aber eine absurde „und ich könnte eben so gut von einem legalen „Despotismus reden. Ich begreife, daß königliche Cen„soren, in deren Namen der Ungenannte sich breit „machen mag, die Censur für nothwendig halten. Es „ist das die Ansicht des Herrn Josse, des Gold„schmieds, und Herrn Guillaume's, der mit Tapisserie „handelt. Ist einem aber des Abbé Desfontaine's „Ausspruch bekannt: „ich muß leben," so ist einem „auch d'Argenson's Antwort nicht fremd: „die Noth„wendigkeit davon sehe ich nicht ein."

Man sah also am 6. November auf dem Theater der Vorstadt Saint-Germain Talma als Karl IX.

Der Kanzler L'Hopital sagte von der Bartholomäusnacht: excidat ille dies. Chenier dachte mit allen verständigen Moralisten das Gegentheil. Große Verbrechen können der Aufklärung eben so dienlich sein, wie große Tugenden. In seiner Tragödie Karl IX. hat aber jener Dichter mehr malerisch als tragisch den entsetzlichen Staatsstreich aufgefaßt, dessen Andenken erschrecken muß, um nützlich zu wirken. Dem Plane fehlt es an Einheit und manchmal ist sogar das Interesse getheilt, gleichwohl bietet das Stück ein abwechselnd düsteres und glänzendes Farbenspiel. Brächte man die Regeln der Kunst darauf in Anwendung, und wollte die tadellose Schönheit seiner Gattung darin suchen, so würde man es zuletzt für ein mittelmäßiges Gedicht erkennen, in dem Mangel an Handlung oft durch eine pompöse Entwickelung philosophischer Gedanken hindurchblickt.

Die Rolle des Kanzlers L'Hopital enthält hauptsächlich die kühnsten Ideen, die edelsten Ausdrücke jener ewigen Wahrheiten, die der Despotismus zu unterdrücken sucht. Sie gehört zur erhabenen Beredsamkeit, und wurde auch von einem Ende zum andern leidenschaftlich applaudirt. Der Geist unserer politischen Wiedergeburt im Jahre 1789 machte, so zu sagen, Epoche in Chenier's Werke, und gewiß konnte Niemand besser wie er eine so glänzende Mischung von Patriotismus und Poesie hervorbringen. Bekanntlich

wurde dieser Schriftsteller unter dem heißen Himmel geboren, der den Bosphorus deckt, und man findet in seinem Styl wie in seiner Physiognomie den leidenschaftlichen Ausdruck, der in jenen Gegenden nur dem Fanatismus dient. Allein diese so hoch fliegende Muse stört doch durch das Geräusch ihrer Flügel. Chenier's Verse sind zwar stets ausdrucksvoll und mit voltairischem Pomp ausgeführt, ahmen aber zu selten die Harmonie dieses Meisters nach, und sind öfters hart und eckig.

Die Darstellung Karls IX. auf dem Theater veranlaßte eine Neuerung, die sechs Jahre früher den Theaterunternehmer und den Verfasser der Tragödie ins Fort-l'Evêque gebracht haben würde. Man sah nämlich den Cardinal von Lothringen in seiner Amtstracht die Waffen der Mörder weihen. — — 1789 hatte die Monarchie mehr zu thun, als Klage zu führen, daß man ein rothes Gewand und einen Spitzenkragen auf die Bretter gebracht.

Diese Darstellung von Chenier's Werk, das, trotz seiner Fehler, mit schwer zu beschreibendem Beifall aufgenommen wurde, war noch durch den ersten Erfolg eines Mannes merkwürdig, dessen Ruf seitdem unsern Nationalruhm vermehrte. In der schwierigen Rolle Karls IX. verließ nämlich Talma, um mich des hier üblichen Ausdrucks zu bedienen, den Haufen der übrigen Schauspieler. Er war, noch sehr jung, 1787 als Séide (Mahomet) aufgetreten; allein lange hatte man

mehr auf seine Fehler als auf seine Vorzüge gesehn; bei Karl IX. hatte das Gegentheil statt gefunden. Man bemerkte jetzt, daß Talma's Züge ausdrucksvoll und außerordentlich beweglich waren; die wesentliche Eigenschaft der Physiognomie eines Tragöden. Ebenso bemerkte man, daß seine Augen die Leidenschaften, hauptsächlich Stolz, Verachtung, Ironie, mit seltener Fertigkeit in ihren Uebergängen darzustellen wußte. Man wunderte sich, das gerundete und anmuthige Geberdenspiel dieses Schauspielers, seine ausdrucksvollen und doch nicht studirt scheinenden Stellungen, sein Spiel, was den damals sehr kühnen Ehrgeiz des Talentes verrieth, und noch manches Andere noch nicht bemerkt zu haben. Damals besaß schon Talma dies Alles; allein diese Vorzüge wurden durch einige Fehler entstellt, die später fast ganz verschwanden. Man fand Talma's Organ nicht helle genug, obgleich beugsam; ferner wurde sein übereiltes Zittern mit den Händen, bei heftigen Gemüthsbewegungen, getadelt, und endlich noch ein Kopfschütteln, was öfters der Würde seiner Haltung schadete.

Indeß sieht der Enthusiasmus die Fehler seiner Lieblinge nicht. Die Energie, womit Talma den finstern Karl IX. darstellte; die mächtige Hülfe, welche ihm das bisher dem Theater unbekannte Studium der Geschichte gewährte; die tiefe Bitterkeit, welche er seiner Deklamation einzuprägen wußte, kurz Alles über-

raſchte, und machte am Ende die allgemeine Bewunderung rege. Wenn ein Schauſpieler wahr iſt, wird das ganze Publikum zum Kenner.

Chénier, der in Talma's Spiel eine Wahrheit der Darſtellung fand, die er gefühlt, ohne ſie immer nach Wunſche ausdrücken zu können, eilte, den Schauſpieler zu umarmen, der eben eine ſo ſeltene Intelligenz gezeigt. „Mein Freund," begann er, „ich kannte den verruchten Valois blos aus Büchern, jetzt habe ich ihn aber geſehn." — Ein geiſtreiches Compliment, was den jungen Tragöden mit Freude erfüllte, und vielleicht zu jener wunderbaren Thätigkeit beitrug, womit er nie aufhörte, ſich in der Kunſt zu vervollkommnen.

Madame Veſtris ſpielte auch mit großer Vollkommenheit die Rolle der Katharine von Medicis. Hauptſächlich bewunderte man an ihr den Ausdruck politiſchen Nachdenkens. Im Allgemeinen hatte dieſe Schauſpielerin eine ſichere, ſtets tragiſche Intelligenz; allein ſie begriff ſehr wohl, daß dieſe Eigenſchaft öfters ihrem Spiel ſchadete. Bei Leidenſchaften und Thränen litt der Ton ihrer Stimme. Ich ſagte von der Veſtris, ſie begriff, und dies iſt das paſſende Wort; denn ſie fühlte nur mit Bewußtſein; eine Schülerin Lekain's, war ſie, wie er, von der Kunſt durchdrungen. Ihre warme Deklamation floß keinesweges aus der Seele; denn nie, ſelbſt in den heftigſten Momenten, ſchlug

ihr Herz schneller. Das Talent der Vestris war Arbeit, aber eine so vollkommne, so glücklich gewählte, daß man sie mit der Natur selbst verwechseln konnte *).

Im Jahre 1789 war die Vestris nicht mehr jung, da sich ihr Auftreten von 1768 datirte; allein sie besaß noch Spuren der Schönheit, welche, vielleicht mehr, wie ihr Talent, sie über ihre Nebenbuhlerin, Fräulein Saintval, triumphiren ließ. Diese Schauspielerin hatte den schönsten Arm, der je auf dem Theater zu sehen war.

Weil ich einmal aufs Schauspiel gekommen bin, muß ich eine sowohl ihrem Charakter als ihrem Ursprunge nach ziemlich komische Anekdote hier erzählen. In der Mitte Oktobers 1789 erklärte Fräulein Montansier, Directrice der Truppe zu Versailles, ganz ernsthaft, der Hof und die Nationalversammlung hätten ihren Aufenthalt nach Paris verlegt, und sie könne von ihnen nicht getrennt bleiben. Offenbar schien dieser Grund peremptorisch, nicht etwa in Bezug auf die Versammlung der Repräsentanten, wohl aber in Rücksicht der Königin, welche seit lange Fräulein Montansier ihrer Gunst würdigte, und zwar, wie die Campans in ihren apologischen Memoiren versichert,

*) Die Vestris hieß unverheirathet: Marie Rose Gourgaud-Dugazon, und war, glaube ich, die Tante des Generals Gourgaud, eines der edlen Getreuen Napoleons im Unglück.

aus reiner Herzensgüte. Doch sei dem, wie ihm wolle, Marie Antoinette erhielt für ihre Clientin einen kleinen Saal, am nördlichen Ende der Galerien des Palais-Royal, und bekannt unter dem Namen des Théâtre Beaujolais, wo komische Opern und Komödien gespielt wurden. Es wird sich bald Gelegenheit finden, das Répertoire zu untersuchen.

Fräulein Montansier gehörte zu den Frauenzimmern, die immer jung sind. Schon bejahrt, als sie nach Paris kam, besaß sie noch immer in Ton, Geberde und in ihrem Ganzen die Erscheinung jener südlichen Lebhaftigkeit, die den an der Garonne Gebornen eigen ist. Der Königin Favoritin im Kleinen war niemals schön; allein nicht leicht konnte Jemand pikanter sein, wie sie in ihrer Jugend.

Mit jenem natürlichen Witz begabt, der manchmal an Bildung glauben läßt, sprach sie ohne Rückhalt über Alles, und mitunter traf ihre umherschwärmende Einbildungskraft den rechten Weg. Stets galant und niemals Schauspielerin, sprach sie von der dramatischen Kunst, wie von der Tugend, vom Hörensagen. — Nach Verlauf von vierzig Jahren aber äußerte sie sich über die Liebe, wie eine Frau, deren Erfahrung sich täglich bereicherte.

Diese Directrice war für die Verliebten der Hauptstadt eine alte Bekanntschaft. Sie war zu verschie-

denen Malen in dieſem Mittelpunkte der Freuden und Liebesintriguen erſchienen. Um 1770 fand Fräulein Montanſier zu Paris den jungen Marquis de Barras wieder, ihren Landsmann, einen gascogniſchen Edelmann im vollen Sinne des Wortes, der von den Schlöſſern ſeiner Familie ſprach, wie es ein kluger Anwohner der Garonne thun muß, dabei aber vom Glück ziemlich übel bedacht war. — Dieſe launige Göttin zeigte ihm nicht einmal von Weitem weder ſein Fünftel am Directorium, noch die ſchöne Domaine Grosbois, als die dazu gehörige Apanage. Daher ſchloß er ſich Fräulein Montanſier an, wie der Epheu der Ulme, und ſie blieb trotz ihrer übrigen Liebſchaften, Barras ſtets zärtlich geneigt.

Man könnte dieſe Frau als das Muſter eines moraliſchen Chaos anführen. Mein Vater, der, wie ich glaube, bei ihren veränderlichen Neigungen betheiligt war, als ſie zu Nantes die Komödie dirigirte, äußerte ſich ſo über ſie: „Die Thätigkeit der Montanſier war kaum begreiflich, mit ſo viel Dingen beſchäftigte ſie ſich auf einmal; allein es war keine regelmäßige Thätigkeit. Sie wollte Alles ſelbſt ſehn und unterſuchen. Ihr Zimmer war gewöhnlich das Ebenbild ihrer confuſen Ideen; man ſah darin bunt durcheinander Models von Trachten, oder Decorationen, Handſchriften zum Leſen, copirte Rollen und neue Partituren nebſt den litterariſchen Neuigkeiten und den

Journalen des Tags. Die Montanſier wollte ſich auf alle Inſtrumente verſtehn, obgleich ſie eigentlich kein einziges ſpielte, ſo daß es bei ihr wie im Laden eines Inſtrumenthändlers ausſah, ohne daß dieſe zahlreichen Geräthſchaften der Harmonie zu was Weiterem, als zu Lagerſtätten für etwa drei Katzen und eben ſo viel kleine Hunde dienten. Allein im erſten Augenblick, wo dieſe Närrin für ein Inſtrument eingenommen war, machte ſie es damit, wie mit ihren Liebhabern, und ſpielte es faſt ohne Unterlaß. Indeß war die erſte dieſer Leidenſchaften unbequemer, als die zweite; denn wenn die Montanſier Tag und Nacht liebte, wurde wenigſtens Niemand im Schlafe geſtört, während ihre bis 2 oder 3 Uhr Morgens fortgeſetzten muſikaliſchen Uebungen für ihre Nachbarn eben ſo viele Stunden der Marter waren, wenn ſie zumal das Unglück hatten, Muſik zu verſtehn. Als ſie mich eines Tags zum Diner eingeladen, fand ich ſie, wie Boreas in ein Jagdhorn blaſend, auf das ſie ſeit 4 Tagen verſeſſen war. Ich mußte nun 3 Stunden lang die unreinſten und zerreißendſten Töne anhören, die je aus einem metallnen Inſtrument kamen, und zwar zu großem Verdruſſe meines Magens, der ſich mit dieſer verdächtigen Muſik nicht befreunden konnte, und gebieteriſch gegen ihre unmenſchliche Dauer proteſtirte."

Dieſe ſeltſamen Launen des Geſchmacks und Humors ändern ſelten das Naturel derer, die ſich ihnen

hingeben. Fräulein Montansier war gut, zuvorkommend und verschwenderisch in ihrem Edelmuthe. Ihre Untergebenen behandelte sie wie ihre Kinder, und so lange sie Geld hatte, ließ sie es ihnen an nichts fehlen. Leider machte das Spiel, dem sie leidenschaftlich ergeben war, oft die Anregungen ihres trefflichen Herzens unfruchtbar. Wenn sie bei Gelde war, reichte es hin, Schauspieler oder Schauspielerin zu sein, um ein Recht auf ihre Unterstützung zu haben.

„Ah! sieh' da, mein Junge, wie geht's? Du siehst ja so traurig, wie ein Libera?"

„Bestes Fräulein, mein Gepäck — —"

„Ach, ich verstehe.... Ist vom Correspondenten des Theaters, wegen Vorschusses zurückbehalten worden?"

„Eine Kleinigkeit — 50 Thaler."

„Hier, Alterchen, und hole Dein Gepäck. Wo bist Du engagirt."

„Für Nancy."

„Da brauchst Du noch 100 Franken; hier sind sie, reise glücklich und behüte Dich Gott vorm Auspfeifen."

„Willkommen, Rosamunde, ich freue mich, Dich zu sehn; wie steht's, sind Dir Beifall, Glück und Liebe hold?"

„Leider! nicht immer.“

„Aha! Du ließt Dich von der Liebe leiten, zum großen Nachtheil Deines Beutels und Rufs.“

„Ich kann es nicht leugnen.“

„Wo kommst Du denn her?“

„Von Lüneville.“

„Schon gut, mein Kind. — Lüneville ist die Garnison der Carabiniers; das Uebrige läßt sich errathen — — Wie viel brauchst Du?“

„Kaum wage ich es zu sagen.“

„Nun sprich nur.“

„Fünfhundert Livres.“

„Grade so viel habe ich von dem verdammten Spiel gestern Abend übrig. Da nimm; besser, ich gebe es Dir, als setze es auf den Carreaububen. Künftig wähle aber, glaube mir, nur Obersten zu Liebsten. Dein Herz kann dabei etwas verlieren, allein gewiß wird Deine Börse gewinnen.“

Bei dieser locker zusammenhängenden Darstellung, wie ich sie für meine Erinnerungen gewählt, können die hastigsten Uebergänge stattfinden, wodurch jene Mannigfaltigkeit entsteht, die man jetzt mehr, wie je in Frankreich liebt. Nun zeigt man sich grade nicht allzu beweglich, wenn man auf eine dramatische Revüe eine

litterarische Chronik folgen läßt. Alle litterarische Neuigkeiten, wie die des Theaters, waren zu Ende von 1789 voll vom Geiste des Augenblicks, d. h. mit patriotischen Ergüssen gefüllt. Dahin gehörte die „enthüllte Bastille," eine Art Sammlung aller in jenem Gefängniß verübten Schändlichkeiten und Barbareien. Dieses Breviarium des Volksunwillens wurde sehr gesucht. Ferner verkaufte man eine angeblich zu London vom Baron von Breteuil verfaßte Statistik der Lettres de cachet seit Ludwigs XVI. Thronbesteigung bis zur Versammlung der Generalstände. Diesen Gegenstand konnte der ehemalige Minister ex professo behandeln, auch sagte er als wohl unterrichteter Mann, daß die Zahl jener Verhaftsbefehle sich in der genannten Periode von 15 Jahren auf 14,000 belief, wornach etwa 900 auf's Jahr kämen. Unter der so gerühmten Polizeiverwaltung des Herrn von Sartines gab es in seinen Bureaux ganze Massen von Lettres de cachet, und alle Morgen verschenkte diese treffliche Magistratsperson dergleichen an ihre Freunde, wie etwa Theaterbillets. — — Ueber die gute alte Zeit!

Ein weniger nützliches und edles Werk als das vorige war eine Ode, die La Harpe im November bekannt machte, und worin dieser Dichter die Königin, deren Schutz er lange genoß, auf eine infame Art anklagte. Feigheit zu Undank gesellend, widmete der rachgierige Schriftsteller, der in letzter Instanz bei J.

M. abgewiesen worden war, seine Schmähschrift einem ihrer Feinde. Eine doppelschneidige Rache, von der es, zum Glück, wenig Beispiele giebt.

Mehr geschichtliche Wahrheit enthalten die noch unedirten Memoiren des ehemaligen Grafen von Lauzun, jetzigen Herzogs von Biron. Dieser Herr las unter der Hand mehrere Stellen jener Schrift, worin Marie Antoinette sehr zärtlich und sehr unklug exaltirt erschien *). Madame Campans, Kammerfrau der Königin, sollte, versichert man, die Entdeckungen des indiscreten Memorialisten siegreich Lügen strafen. — — Dieser leichte Sieg bereitete sich seitdem bei der Prinzessin von Lamballe vor, der Oberintendantin der Königin; allein meine Mutter, die manchmal diese Elemente von Gegentaktik combiniren sah, legte nicht viel Gewicht darauf. Indeß werden die Memoiren der Campans zu ihrer Zeit kommen, und beurtheilt werden.

Im Jahre 1789 publicirte man auch die erste „Ana," eine starke Sammlung von Bonmots, Gedanken, historischen Zügen, Anekdoten, Erzählungen, kurz, von allem Pikanten. Dies Werk von einem Dutzend Octavbänden war die Encyclopädie der Müßigen, Geschäftslosen und Trägen, die zusammenhängende Darstellung fürchten. Wird diese Art Litteratur

*) Man sehe den zweiten Band der Chroniques des Oeil de Boeuf.

fortgesetzt, so kann folgende Anekdote darin Platz finden.

Die französischen Prinzessinnen fanden Vergnügen daran, Beaumarchais in ihrem angenehmen Asyl zu Bellevue zu empfangen. Dieser so satyrische und geistreiche Schriftsteller ergötzte sie und trotz ihrem etwas bigotten Wesen verziehen sie ihm seine Philosophie, seine Achtung für Voltaire, und selbst seinen Patriotismus.

Aber die edlen Höflinge ihrer Hoheiten konnten sich nicht daran gewöhnen, den Sohn eines gemeinen Uhrmachers, bei Jenen in einer Art Gunst zu sehn, und der Mann schien ihnen um so verächtlicher, als sein Credit bei den erwähnten Damen sich mehrte. Diese Herren verloren keine Gelegenheit, den Vater des Figaro zu demüthigen; allein sie hatten mit einem Starken zu thun, und der boshafte Autor leistete den Angriffen seiner Gegner so glücklichen Widerstand, daß die Lacher auf seiner Seite waren und er nie verfehlte, ihren Feindseligkeiten auf lange Einhalt zu thun.

Eines Tags glaubte jedoch der Marquis von Valleroi ein siegreiches Mittel gegen Beaumarchais gefunden zu haben. Als er nämlich mit ihm und den Prinzessinnen an einem schönen Herbstmorgen des Jahres 1789 auf der prachtvollen Terrasse von Belle-

vue spatzieren ging, zog er plötzlich seine Uhr, ein Stück von großem Werth, und begann, sie Caron reichend: „Meine Uhr geht falsch; sagen Sie mir doch, ich bitte, die Ursache davon, Sie müssen sich ja darauf verstehn.“ — Beaumarchais nahm die Uhr, betrachtete sie einen Augenblick, und ließ sie dann auf einen Stein fallen, offenbar in der Absicht, sie zu zerbrechen. Der erschrockene Balleroi erzürnte und ereiferte sich. — — „Was wollen Sie denn, Herr Marquis,“ erwiderte ruhig Beaumarchais; „ich bin nur ein wenig ungeschickt, und mein Vater behauptete mit Recht, daß ich nicht für sein Geschäft passe. Aus diesem Grunde habe ich mich aufs Komödienschreiben gelegt, und, wie Sie wissen, ist es mir geglückt, auf Unkosten der Leute Lachen zu erregen, die sich für sehr groß halten, weil sie vom Winde aufgeblasen sind.“ — Der Marquis biß sich in die Lippen, sammelte die Trümmer seiner Uhr, und hatte auch diesmal die Lacher nicht auf seiner Seite.

Den 15. November speiste mein Vater in einer Parlaments-Familie, wo man einen Geburtstag feierte. „Ich glaubte,“ begann er zu uns nach seiner Rückkehr, „mich bei einem Todtenamte zu befinden. Es gab nur lange Gesichter, traurige und nachdenkliche Physiognomien. Einem meiner Nachbarn, der dem langen Kleide so fremd war, wie ich, flüsterte ich ins Ohr, ob man etwa den Tod eines bedeutenden Ver-

wandten erfahren, der unsere Amphytrionen enterbt habe.

„Weit gefehlt;“ erwiderte der Gefragte „in der Familie unsrer Wirthe ist Niemand gestorben. Die Parlamente sind die Ursache.“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Sie lesen also keine Zeitungen? — — Auf Alexander Lameth's Vorschlag hat die Nationalversammlung die Suspension der Parlamente am dritten dieses Monats decretirt. — — Es ist dies eine Lethargie, aus der diese obersten Gerichtshöfe nicht wieder erwachen werden*). — — Die Herren wollten Generalstände vorstellen, und sind dafür von den wirklichen abgeschafft worden.“

„Jetzt begreife ich die Traurigkeit der anwesenden Parlamentsmitglieder. Zwar gehören die meisten von ihnen zur constituirenden Versammlung, haben aber doch einige Ursache, ihr langes rothes Kleid zu bedauern, mit dem so manche Sporteln verloren gingen. — — — Aber diese Damen?“

„Ah, diese Damen,“ erwiderte der Nachbar, „haben auch ihre kleinen Ursachen, verdrießlich zu

*) Wirklich wurden die Parlamente mittelst Decrets vom 6. September 1790 definitiv aufgehoben.

ſein. — — Jeder Rath, oder Präſident lebt aus Oekonomie einen Theil des Jahres auf ſeinen Landgütern, was langweilig iſt. Man ſieht dort nur, des Anſtands wegen, manchmal den Pfarrer, den Amtmann und den Schulmeiſter des Dorfs bei ſich, allein nicht den Schatten von einem Garde du Corps oder einem Offizier der franzöſiſchen Garde, oder auch nur von einem armſeligen Abbé, der die Morgentoilette erheitern, und den vor ehelicher Langenweile rothen Augen einigen Glanz zu leihen verſteht. — — Glauben Sie nicht, daß dies Urſache zur Verzweiflung gegeben?"

„So bitte man Gäſte, welche dieſen Uebeln abhelfen."

Wie erwähnt, lief mein Bruder gern der Schule aus dem Wege, um die engliſchen Equipagen des Herzogs von Orleans zu ſehn; allein für ſein funfzehntes Jahr war er ein ſehr eifriger Nationalgardiſt, wie Lafayette Wenige in ſeinen Reihen zählte. Er theilte nicht den Widerwillen meines Vaters gegen die hinten angehängten Wörter „Freiheit und Conſtitution," und ſeine Bitten, um vom väterlichen Geldbeutel ein ſogenanntes Ordonnanzkleid zu erhalten, waren ſo häufig und ſo oft wiederholt, daß er ſich zu Ende Novembers im Beſitz der erſehnten Uniform befand. Freilich hatte der arme Burſche bisher ſeinen Dienſt im Scharlachkleide mit breiten Perlmutterknöpfen ge-

than, was offenbar für einen gemeinen Nationalgardisten ein zu auffallendes Costume war.

Die Uniform der pariser Nationalgarde war fast so, wie sie zur Zeit der Republik und des Kaiserreichs die französische Infanterie trug, außer daß, wie ich glaube, Aufschläge und Vorstöße weiß waren. Auf den Knöpfen befand sich das Stadtwappen, und darüber ein mit Lilien besäetes Feld. In Parade trug die Nationalgarde Westen von weißem Tuch mit Schößen, dergleichen Hosen und Kamaschen, und die Jäger und Voltigeurs, die man damals Kanoniers nannte, einen nach Schweizerart aufgekrempten Hut, die Grenadiers aber eine Bärmütze mit vergoldetem Kupferschild.

So equipirt bezog mein Bruder den 30. November die Wache an der Thür des Clubs der Freunde der Constitution, der sich aus dem sogenannten Club Breton und einigen andern Elementen gebildet hatte. So wurden z. B. von den Deputirten von Bretagne, die den Kern der letztern Gesellschaft gebildet, die Deputirten der Provence und Franchecomté zugelassen, und in der Folge nahm man jeden durch vier Mitglieder des Clubs Vorgestellten auf. Die Freunde der Constitution wählten zum Versammlungsorte das ehemalige St. Jakobskloster in der Straße St. Honoré, wo früher die Zusammenkünfte der Ligue gehalten worden. Es war dies von übler Vorbedeutung, und

die neuen Clubisten überboten jene durch noch verhängnißvollere Ränke.

Am Tage der Eröffnung der Versammlung der Constitutionsfreunde in ihrem neuen Lokale, welches nicht, wie man gesagt hat, die Kirche der Mönche, sondern deren Refectorium war, hörte mein Bruder nichts, wie Glückwünschungsmotionen. Die constituirende Versammlung hatte mittelst Decrets von demselben Tage (dem 30. November) Corsica für einen integrirenden Theil des französischen Reichs erklärt, der künftig nach denselben Gesetzen, wie das übrige Frankreich zu regieren sei. Man war damals weit entfernt, zu vermuthen, daß aus jener Insel ein Mann hervorgehn werde, der diese Gesetze nach seiner Willkühr formelte.

Paris, dessen Beispiel ganz Frankreich zum Muster nahm, und das die Revolution, deren Wiege es gewesen, zu reguliren hatte, zeigte in den ersten Tagen des Decembers große Aufregung. Allerdings herrschte dort nicht mehr der Mangel, wie im Oktober, wo das Haus jedes Bäckers einer belagerten Festung glich; aber ein unruhiger, tumultuarischer Geist spukte selbst in jenen städtischen Abtheilungen, welche man die Distrikte nannte und die Wähler, welche die Commun, dieses Kind der Abstimmung, geschaffen hatten, klagten, daß es allein die Stadt regieren wolle und ohne die Districte zu berufen.

Ich weiß nicht, in welchem dieser Distrikte sich der später so bekannte Danton als unerschrockner Wortführer bemerklich machte. Sein colossales Haupt, die Leichtigkeit seines Ausdrucks so wie die Kraft seiner Lungen erhoben ihn bald zum Tribunen seines Quartiers, und die Faction Orleans suchte ihn durch Laclos *) und Sillery-Genlis sich geneigt zu machen. Danton, Advocat ohne Praxis, obgleich ein Jurist von Talent, wohnte damals im dritten Geschoß und lebte ärmlich. Plötzlich veränderte sich seine armselige Mittelmäßigkeit in Wohlhabenheit, ohne daß man die Ursache dieser Verbesserung kannte. Der Redner des Distrikts ließ aber bald den geheimen Grund durch jenes übertriebene Streben nach Popularität errathen, was die tägliche Taktik der Orleanisten bezeichnete. Lafayette, der dies bemerkte, wollte mehr, wie einmal, diesen Urheber stürmischer Reclamationen und giftiger Klagen über die von der Nationalgarde geübte, strenge Polizei bestrafen. Danton wußte sich aber durch die aufrührerische Bevölkerung seines Distrikts zu decken, und erschien nie ohne eine Escorte der Art. Der General verzichtete also auf seine Absicht.

Zu derselben Zeit gab es in Paris einen in den Annalen der Revolution nicht weniger bekannten Mann,

---

*) Verfasser der **Liaisons dangereuses.**

nämlich Camille Desmoulins. Wortführer zu Anfange der Bewegung, hörte man ihn den 12. Juli 1789 im Garten des Palais-Royal gegen den Hof sprechen. Nach der Einnahme der Bastille beschloß Desmoulins, der ebenfalls die Rechte studirt hatte, unter dem Titel „Courrier de Brabant," ein Journal herauszugeben, worin er sich gleich anfangs zum Generalanwalt der Laterne erklärte, und vielleicht waren es die wüthenden Ausfälle, womit er diesen Titel zu rechtfertigen suchte, welche zu der nicht hinlänglich bewiesenen Vermuthung veranlaßten, daß auch dieser Schriftsteller den Orleanisten verkauft sei. Später kam man jedoch von dieser Ansicht zurück, da Camille eins der Häupter der Girondisten wurde.

Desmoulins nahm weder durch sein Gesicht noch durch seine Gestalt ein, indem sein Aeußeres im Allgemeinen ziemlich gemein war. Als Redner schien ihm der Ausdruck schwer zu werden, und sein Organ war rauh und hart; allein er schrieb mit Leichtigkeit, und seine Sprache hatte etwas Beißendes, Boshaftes und jene seit Voltaire allgemein in Frankreich beliebte Würze, nämlich die Heiterkeit. Die originellen Züge und der feine Scherz in dem Blatte dieses Journalisten machten es gesucht, und trotz des schreckbaren Titels, den er sich gegeben, zeigte er kaum weiter etwas, als Malice.

Warum hätten übrigens die Männer der Revolution nicht mit Rede und Schrift opponiren sollen, da des Königs Bruder, der Graf von Provence, sich dies sogar in den Salons des Hofs erlaubte. Als eines Abends, im December, Monsieur bei der Königin spielte, begann er ohne allen Rückhalt: „Im Allgemeinen haben die finanziellen Verlegenheiten des Reichs keineswegs ihren Grund in reellen und legitimen Bedürfnissen, sondern in der Verschwendung, in Verschleuderung von Gratificationen, Pensionen und grundlosen Entschädigungen, in nutzlosen Festen, eiteln Phantasien ꝛc. Alles dies zusammen hat stets den Ruin eines Staats zur Folge."

Während Monsieur sprach, betrachtete ihn die Königin mit ihren großen blauen Augen, worin sich der ganze Stolz dieser Prinzessin ausdrückte. Offenbar war diese unhöfliche Kritik gegen sie gerichtet, und der Prinz ahnte nicht, daß er es eines Tags nicht besser machen würde. Allein er konnte schwerlich vergessen haben, daß er ganz kürzlich in das berüchtigte rothe Buch mit 200, 400 und selbst 800,000 Franken eingeschrieben war.

Marie Antoinette, die gewiß sehr lebhaft antwortete, war diesen Abend übel inspirirt, daß sie ihren kritisirenden Schwager nicht an jene ziemlich runden Summen erinnerte, die zuverlässig eben so regel-

los angewendet wurden, als die von der Königin verschleuderten Gelder.

Beim Spiel der Monarchin befand sich grade ein Geistlicher, der häufig Gebrauch von dem rothen Buche, oder den heimlichen Verschreibungen auf den königlichen Schatz machte. Dieser Geistliche war Herr von Villedeuil, Bischof von Digne, ein duldsamer Beichtvater sündiger Großen, der für den Augenblick auf der rechten Seite der constituirenden Versammlung saß. Als eifriger Anhänger des Hofs genoß dieser Prälat das besondre Wohlwollen Marie Antoinettens. Während Monsieur sich offen über den tollen Aufwand aussprach, biß sich der Bischof in die Lippen, als ein Mann, der sich einigermaßen getroffen fühlte. Man hatte ein gewisses, wenig erbauliches Abentheuer des Herrn von Digne noch nicht vergessen. Ganz natürlich gehört es zu den obwaltenden Verhältnissen, und ich erzähle es.

Ein oder zwei Jahre vor der Revolution befand sich Herr von Villedeuil, der stets mit den kirchlichen Satzungen in Bezug auf die bischöfliche Residenz im Widerspruche war, zu Paris, wo ihm das Einkommen seiner fetten Pfründe einen langen Aufenthalt gestattete. Er verliebte sich sehr stark in eine gewisse Tänzerin vom Theater Audinot, was bewies, um es im Vorübergehn zu bemerken, daß der Bischof das Theater besuchte; denn schwerlich begegnete ihm die junge

Excommunicirte in der Kirche. Rosalie, so hieß die Priesterin Terpsichorens, nahm gern die glänzenden Vorschläge ihres Verehrers in der Mitra an; allein sie verzichtete deshalb nicht auf die stilleren, aber offenbar solideren Huldigungen eines jener jungen Abbé's, die damals ohne Unterschied um die Toilette einer Schauspielerin wie einer Herzogin flatterten.

Durch einen sehr sonderbaren Zufall gehörte dieser Abbé in die Diöcese von Digne, und war also Untergebner seines Nebenbuhlers.

Eines Abends kam der Bischof, von einem Geiste getrieben, der gewiß kein heiliger Geist war, unerwartet zu der ihm wenig treuen Rosalie, die leider auf den Abbé gewartet hatte, aber die Substitution annehmen mußte. Unterdessen kam der begünstigte Geliebte an, und eilte, wie gewöhnlich, unangemeldet ins Zimmer der Nymphe. Herr von Villedeuil erkannte mittelst eines hülfreichen Spiegels den Abbé für seinen Untergebenen, aber nicht geneigt, seine Autorität bei solcher Gelegenheit geltend zu machen, verbarg er sich schnell hinter einem Fenstervorhange.

Der Abbé glaubte sich bei der Schönen der Präliminiaren überheben zu können, und ging grade auf sein Ziel los. Was sollte Rosalie thun? — — einen Fürsten der Kirche compromittiren — — dazu hatte unsre Tänzerin zu viel Welt. Viel besser war es, zu

resigniren. Sie begriff indeß, daß sie dem zahlenden Anbeter das Schauspiel einer schönen Vertheidigung schuldig sei, und nahm daher die Flucht. Der Abbé verfolgte sie im Zimmer herum, und schon gewiß, sie zu erreichen, schickte er sich an, sie dem Gesetz des Siegers zu unterwerfen, — einem sanften Gesetze; — denn hier sind die caudinischen Pässe zur Verfügung des Besiegten. Das Mädchen, das auf seiner Flucht nicht an das Asil seiner Herrlichkeit dachte, lüftete den Vorhang, und entdeckte den Bischof in einiger Unordnung, die übrigens nicht ausdrucksvoller war, als die des Abbé.

Beider Ueberraschung war groß, und man würde Mühe haben, sie zu begreifen. Während sich die beiden Geistlichen betrachteten, und jeder den schwierigen Ausgang dieses Abentheuers suchte, lachte Rosalie, voll einer tollen Laune, über die seltsamen Gesichter der Rivale, ohne sich um die Folgen ihres Zusammentreffens zu kümmern. Der Eulenspiegel wußte, daß es mit ihren siebzehn Jahren, ihrem hübschen Fuß und Gesicht ihr in der Stadt nicht fehlen könne.

Endlich brach der Abbé zuerst das Schweigen, das für ihn weniger drückend war, als für seinen Vorgesetzten.

„Gnädiger Herr," begann er, sich auf ein Knie niederlassend, „ich werde die Gelegenheit nicht benutzen,

Sie um Ihren väterlichen Segen zu bitten; allein ich hoffe, Sie werden sich meiner bei dem nächsten, erledigten Kanonikat erinnern."

„Gewiß, Abbé," erwiederte Villedeuil halb lustig; „zumal wenn Sie in Ihrem jetzigen Aufzuge darum anhalten."

„Ich werde dies nicht unterlassen, gnädiger Herr, wenn ich Sie in dem glücklichen Negligé da wieder finde."

Trotz dieser beiderseitigen, guten Stimmung war der Abbé zur Zeit der Revolution noch nicht untergebracht, und da sich die geistliche Carrière vor ihm schloß, wurde er vermuthlich Dragoner, oder Husar, und es würde mich nicht überraschen, ihn eines Tags unter unseren Generalen wiederzufinden.

Die Aufmerksamkeit und Intriguen des Hofs waren im December gegen das Châtelet gerichtet. Ein Decret vom 21. October hatte dem in jenem alten Gebäude sitzenden Gerichtshofe Prozeß und Urtheil der Verbrechen der beleidigten Nation übertragen. Kraft dieses Decrets hielt man im Châtelet den Baron von Besenval gefangen, der den 12., 13. und 14. Juli 1789 die königlichen Truppen gegen die Pariser angeführt. Dieser General, ein Auserwählter von Klein-Trianon, besaß das ganze Vertrauen der Königin, und es ist jetzt ausgemacht, daß ihm diese Prinzessin ge-

heime Instructionen in Bezug auf die militairische Bewegung im Juli gab. Erinnert man sich nun, daß der Prinz von Lambese, ein Verwandter der Monarchin, diesen Auftrag theilte, so ist schwer zu glauben, daß Marie Antoinette der Leitung des Attentats gegen die Bürger fremd geblieben sei.

Doch sei dem, wie ihm wolle, Besenval war in seinem Gefängnisse Gegenstand eines doppelten Zusammenflusses von Menschen, deren Absichten sich aber sehr verschieden ausdrückten. Eine dichte Masse, um den alten Thurm des Châtelet gedrängt, verlangte laut den Kopf des Gefangenen, während seine Freunde vom Hofe ihm in seinem Gemache alle Arten von Höflichkeiten erwiesen.

Unter diesen Höflingen eines in Ungnade Gefallenen, der aber nach dem Hofurtheile, einen eklatanten Triumph dafür mit Anbruch der Gegenrevolution feiern mußte, befanden sich der Marschall und der Vicomte von Ségur, der Chevalier von Coigny, mehre geistreiche noch schöne Damen, voll zärtlicher Theilnahme vielleicht, welche der glückliche Baron in bessern Zeiten in das Verzeichniß seiner zahlreichen Eroberungen eingetragen haben mochte. Ruhig wegen des unter seinen Fenstern grollenden Sturmes, unterhielt sich Besenval ganz vergnügt, sang, trank Champagner mit seinen Freunden und manchmal wohl auch mit seinen schönen Trösterinnen; denn Besenval, Souverain im

Kleinen, hatte es möglich gemacht, hinter Schloß und Riegel und in einem und demselben Zimmer Audienz im Großen und Kleinen zu geben: erstere im Interesse der Politik, die andere zum Vergnügen.

Der Vicomte Ségür, ein liebenswürdiger Gesellschafter, unermüdlicher Trinker, geistreicher Tischgenosse, besuchte den Gefangenen am häufigsten. Er liebte dessen Unterhaltung und gefiel sich an dessen Tafel, die für einen Verhafteten ziemlich anständig servirt war. Tönten dann das wilde Geschrei, die Ausbrüche von Wuth vom Kai bis zu ihm herauf, so nahm er das Glas und sagte:

„Ich kann diese Revolution nicht dulden und ertragen, sie hat mir mein Paris verdorben. Während sie sich einer chimärischen Philosophie rühmt, einer großen Liebe für das allgemeine Beste, einer Enthaltsamkeit alles Eigennutzes, verbreitet sie nur die Ambition Einzelner auf Alle. Mit zwei Worten könnte man sie schildern: Geh weg und laß mich her . . ."

Seiner geübten Blicke ungeachtet nahm hier der Vicomte doch den Mißbrauch für die Sache selbst, einen Mißbrauch, den man vielleicht schon gegen Ende 1789 bemerken konnte. Jede Revolution ist rein, aber den Revolutionsmännern geht meist die Reinheit der Gesinnung ab.

Alles Geschreies des von Besenval mit Kartätschen bedienten Volkes ungeachtet, zog er sich be-

kanntlich aus der Schlinge, in die ihn sein Gehorsam gegen die blutigen Befehle des Hofes gebracht hatte. Dieser Militair, Schweizer von Herkunft, hat seitdem auch Memoiren herausgegeben, in denen die Wahrheit sehr anmuthig verdreht ist: gefälliger zu lügen möchte schwer fallen.

Unter den Schriften, welche die schönen Trösterinnen des Barons ihm zutrugen, befand sich wohl schwerlich die letzte Abtheilung von Rousseau's Bekenntnissen, die den 29. November 1789 erschien, ungeachtet dies Werk durch seine abwechselnd boshaften zärtlichen und selbst üppigen Gedanken und Schilderungen, eine sehr anziehende Lecture gewährte. Der Philosoph von Genf wurde als einer der Beförderer der Revolution aus den adeligen Bibliotheken verbannt. Man glaubt indessen, einige junge Schönheiten des Faubourg Saint-Germain hätten die „Bekenntnisse" nicht ungelesen gelassen, allein sich dessen nicht gerühmt.

Den Neugierigen kam dies Buch höchst erwünscht, manche bei seinem Erscheinen lebende Personen fürchteten es aber eben so sehr, weil es ihrer Reputation mehr und weniger Eintrag that. Es giebt nicht gern Jemand sein Leben der Bosheit des Publikums Preis. Als unparteiischer Zeitbeschreiber muß ich aber auch bemerken, daß Rousseau sich von seinem ausnehmenden Mißgeschick in dem Schlusse seiner Mittheilungen

oft zu übertriebener Bitterkeit hat verleiten lassen. Zeigt sich aber seine Kritik zu beißend, so giebt es auf der andern Seite nichts Zarteres, als die Schilderung der Liebe des Philosophen zu Madame D'Houdetot, die einzige vielleicht, welche er wahrhaft liebte.

Das Aufsehn, welches die „Bekenntnisse" machten, veranlaßte bald darauf eine nicht minder pikante Enthüllung. Kurze Zeit vor seinem Tode übergab nämlich Condillac, der ein Manuscript Rousseau's besaß, was aber erst zu Ende des Jahrhunderts gedruckt werden sollte, dieses Werk seinem Freunde, dem Abbé de Reyrac, mit dem Auftrage, dasselbe ebenfalls zuverlässigen Händen anzuvertrauen, wenn er vor Ablauf der bestimmten Zeit sich dem Tode nahe fühlen sollte. Herr Lemaistre, welcher gegen Ende 1783 zur Uebernahme dieses Depositums berufen ward, benachrichtigte davon das Publikum mittelst eines ins Pariser Journal eingerückten Schreibens.

Die bis an Herrn Lemaistre von Hand zu Hand gegangenen Instructionen besagten:

„Am 1. Januar 1801 sollen sich mehre unter„richtete und ernste Männer zur Eröffnung des frag„lichen Packets vereinigen. Die Ueberschrift jedes „Theiles der Handschrift vergleichen und vor Eröffnung „anerkennen, auch ein beglaubigtes Protokoll darüber „abfassen. Das Werk wird mit der Aufmerksamkeit

„und dem Intereſſe geleſen werden, welches ein Werk „J. J. Rouſſeau's einflößen muß. Das Reſultat „dieſes Comité ſoll ſogleich veröffentlicht werden. Die „Handſchrift ſoll kopirt und dann der Preſſe übergeben, „das Original aber in einer Bibliothek deponirt wer„den, damit man es vergleichen und ſich davon über„zeugen könne.“

Das ſollte 1789, ſollte bis 1801 das Schickſal eines von ihm ſelbſt an Condillac übergebenen Manuſcripts ſein. Modelte man ſeine Erwartungen davon nach zwei Männern wie Rouſſeau, der es verfaßt, Condillac, der es gebilligt hatte, ſo mußte Herr Lemaiſtre im Stande ſein, dem Publikum zum neuen Jahrhundert und neuen Jahre ein angenehmes Geſchenk zu machen. Später werd' ich dieſes wichtige literariſche Geheimniß aufzuhellen ſuchen, wenn es nicht vom letzten Herausgeber der Werke Rouſſeau's, von Herrn Muſſet-Pathay geſchehen ſein ſollte.

Auf den Theatern der Hauptſtadt wimmelte es zu Ende 1789 von Neuigkeiten. „Nephta, Königin von Egypten,“ gehörte zwar nicht zu denen, welche am meiſten Erfolg hatten, allein ſie wurde in der großen Oper gegeben und ſo red' ich davon zuerſt. Ehre dem Ehre gebührt. Die Dichtung war, was lyriſche gemeiniglich ſind, eine Unform mit bald langen bald kurzen Verſen angefüllt, wie der Componiſt ſie gerade haben wollte, und an der wegen des ununter-

brochenen Gesangs das eigentliche Sujet für Zuschauer schwer herauszufinden war. Viel lieber ist mir das libretto einer opera seria, denn man sieht doch im Voraus darin, daß am Gedicht nichts ist, und braucht sich nicht mehr darum zu kümmern. Die Musik war von Lemoine, und verrieth einen weniger für heroische als für eine leichtere Gattung geeigneten Tonsetzer. Er hatte größere und verdientere Erfolge für die lebendige und anmuthige Partitur zu den „Prétendus.“

Da ich einmal mit dem Namen Lemoine zu thun habe, muß ich auch ein lustiges Abentheuer mittheilen, das um dieselbe Zeit Jemand von seiner Familie passirte. Es war das ein Musikalienhändler Lemoine in der Straße Echelle-Saint-Honoré, wo er einen Laden zu ebener Erde hatte, wie ein Gewürzkrämer.

Eines Tages trat hier der Komponist Ney, dessen Verleger er war, zu ihm ein, und wahrscheinlich mit der Idee einer Komposition lebhaft beschäftigt, stieß er ein Fenster der Glasthüre entzwei. Anstatt ihn lachend zu empfangen, schnitt ihm Lemoine ein mürrisches Gesicht, Ney's Idee verschwand davon auf der Stelle, und sich entschuldigend, hob der Komponist an:

„Da bin ich einmal recht ungeschickt gewesen, lieber Lemoine, allein ich kann zum Glück die Sache auf der Stelle gut machen.“

Damit zog er ein Dreilivresstück aus der Westentasche, und reichte es dem Handelsmanne hin.

„Ich kann Ihnen aber nicht darauf herausgeben,“ verſetzte dieſer, das Geld hinnehmend.

„Beunruhigen Sie ſich darum nicht,“ entgegnete der Komponiſt; „was koſtet Ihr Fenſter?“

„Dreißig Sous.“

„Schön; behalten Sie nur das Geld, ich will die Sache ſogleich vermitteln.“

Lachend ſchlug der Komponiſt noch ein Fenſter ein und rief dann triumphirend:

„Nun ſind wir quitt.“

Jetzt bemerkte Lemoine ſeine Albernheit, konnte ſie aber nicht mehr gut machen, und Rey, der binnen Kurzem ein neues Werk fertig hatte, ſoll ſich ſogleich einen neuen Verleger geſucht haben.

Die italieniſche Komödie feierte am 2. November einen glänzenden Erfolg mit „**Raoul, sire de Crequi,**“ eine Art Drama mit Geſang, das eine wahrhaft enthuſiaſtiſche Aufnahme fand. Das Sujet dieſer von Herrn Monvel's fruchtbarer Feder gefloſſenen Oper war einer Novelle von Arnaud entlehnt. Als dramatiſcher Roman der rührenden Sorte, jedoch mit einigen komiſchen Epiſoden gewürzt, gewährte dieſes Stück Alles, was man vom italieniſchen Theater damals forderte, wo die Landleute in ſeidenen Strümpfen und bebänderten Hüten anfingen aus der Mode zu kommen.

Monvel's Arbeit hielt sich in den mittelalterlichen Formen, so viel man 1789 davon verstand, d. h. es war modern aufgeputzt und für Leute mundrecht gemacht, welche die Geschichte nur aus Almanachen kannten. Die Musik von Daleyrac besaß glückliche Motiven, schöne Ensembles, aber etwas Pastorales sah da und dort hindurch, was hier nicht an seiner Stelle war, und wovon sich der Komponist nicht hatte losmachen können. Auch den reizenden Schauspielerinnen wurden ihre Kronen zu Theil, welche den Erfolg dieses neuen Stückes herbeiführen halfen, und die Damen Renaud die Jüngere und Carline erhielten rauschenden Beifall, die Saint-Aubin und Dugazon entzückten. Philipp, trefflicher Acteur aber schlechter Sänger, Narbonne, guter Sänger aber mittelmäßiger Schauspieler, wurden mit Vergnügen gehört, Chenard aber, mit großem Talent für beides begabt, errang allgemeinen Beifall in einer Rolle als Kerkermeister, welche später zum Typus für alle komische Operngesellschaften wurde.

Die Freude des italienischen Theaters ward jedoch bald durch eine Unpäßlichkeit der Madame Dugazon getrübt, und der „Sire de Crequi" kam ins Stocken. Es ist eine schlimme Sache um solche Unpäßlichkeiten, zumal wenn sie auf Fülle von Gesundheit beruhn, wie Madame Dugazon, von deren Galanterien man 1789 Wundergeschichten erzählte. Wollte man diese Art Wirksamkeit mit kriegerischer Tapferkeit vergleichen, so

würde man bis zur Tafelrunde zurückgehen müssen, um Seitenstücke zu den verliebten Großthaten dieser Heldin des italienischen Theaters aufzutreiben.

Die Truppe von Mademoiselle Montansier hatte sich einer Piece: „wer den Schaden hat, muß auch den Spott tragen" bemächtigt, welche das Glück des Varieté-Theaters mittelst des Talentes machte, welches Volange in der Rolle des Janot, die eben so originell als neukomisch ist, entwickelte. Es ist genug über diese geistreiche Farce, allein noch nicht genug über ihren Verfasser Dorvigny gesagt worden, den Voltaire der jovialen Gattung.

Seinen Werken, seiner Person nach zu urtheilen, dachte Niemand in der aristokratischen Welt daran, daß königliches Blut in seinen Adern floß. Die Sache steht gleichwohl fest, so fest nämlich, als es mit allen solchen Sachen stehen kann.

Ludwig XV. war der Maria Leczinska trotz aller Versuchungen treu geblieben, welche von einer Menge Aspirantinnen auf die Stelle einer Favorite unternommen wurden; so rein waren die Sitten zu den Zeiten dieses geliebten Monarchen. Allein eines Tages, nachdem Seine Majestät mit dero gewöhnlicher Gesellschaft, den Lugnac's, D'Ayen's u. s. w. gut soupirt hatten, erschienen Hochdieselben im Gemache der Königin in einem solchen Zustande, daß diese ihren König-

lichen Gemahl abwies. Ludwig XV. beharrte gleichwohl beim Angriffe, die Polin aber wehrte sich nach wie vor und der König ging im höchsten Zorne von dannen.

In sein Gemach gekommen, klingelte er seinem Kammerdiener Lebel, daß fast die Klingel sprang und der Gerufene übereilt hereinstürzte, um den ihn in Erstaunen setzenden Befehl zu empfangen:

„Schaffe mir auf der Stelle ein Frauenzimmer, gleichviel was für eins."

„Ew. Majestät geruhen zu scherzen."

„Nicht im Geringsten, ich muß ein's haben."

„Aber, Sire, die Königin . . ."

„Ist keine Frau mehr für mich. Lauf, sag' ich, und schaffe mir eine Frau . . . Zum Henker, ist denn das so schwer! Klopfe an die erste beste Thür auf dem Gange, sage ich . . . ich wolle mit der Bewohnerin sprechen, und es wird nicht an gutem Willen fehlen."

Lebel verbeugte sich und ging, allein über die plötzliche Emancipation des Königs erstaunt, wagte er nicht seine Wünsche ohne den Rath des Kardinals Fleury zu erfüllen, welcher bisher, wie den Staat, auch die Persönlichkeit Ludwigs XV. regiert hatte.

Der Minister war noch auf, vernahm überrascht den Bericht des Kammerdieners und versetzte nach augenblicklichem Bedenken:

„O, o, das kommt von ihm selbst; führen Sie ihm nur eine Frau zu.“

Lebel that nun, wie ihm geheißen, denn am guten Willen der Schönen im Schlosse hatte er nie gezweifelt, nur war es schwierig, noch zu so später Stunde eine disponible Dame zu finden, was wohl für eine Seltenheit gelten konnte. „Jedenfalls muß ich es mit einer sehr jugendlichen versuchen,“ meinte der in den Gängen des Schlosses Umherirrende, indem er sich das Alter der verschiedenen Schönheiten überschlug, und blieb plötzlich vor der Thür einer Kammerfrau der Prinzessin Rohan stehen, die hübsch war und für klug galt und siebzehn Jahre zählte.

Lebel klopfte leise an die Thür der artigen Zofe, und sagte ihr, der König wolle sie sprechen. Ludwig XV. stand damals keineswegs in dem Rufe, unter dessen schmählicher Last er starb, sondern galt mit Recht für einen sehr verständigen Prinzen. Das Mädchen, die nicht das Geringste vermuthete, und mehr schüchtern, als erschrocken war, willigte, jedoch ungern, ein, sich zum Könige zu begeben. — — Ob sie schwer zu überreden war, kann ich nicht sagen; allein neun Monate nachher kam Dorvigny, der Vater des „Janot“

zur Welt. Seine Mutter war damals verheirathet; dennoch nannte man ihren Sohn Dorvigny Dauphin.*)

Ein gutes Zeugniß meines Erziehers verschaffte mir den Genuß des Schauspiels zur Zeit der Wiederholung von Dorvigny's Stück, und ich ergötzte mich sehr an Janot's Possen. Man betrachtete den Autor, der sich in einer Loge vor der Bühne befand, und bei dieser Gelegenheit hörte ich, ohne es ganz zu begreifen, den zufälligen Zusammenhang seiner Geburt, und ich gestehe, daß nach meiner zehnjährigen Urtheilskraft Dorvigny nichts Königliches in seinen Zügen hatte. — — Jetzt würde ich anders urtheilen, weil ich nicht glaube, daß die Natur eine besondere Form für die königlichen Physiognomien besitzt.

In stürmischen Zeiten gesellen sich die unähnlichsten Dinge zu einander; zu Ende von 1789 boten sich Janot und Brutus die Hand. Nachdem man sich nämlich über den Helden Dorvigny's satt gelacht, eilte man Tags darauf, den strengen Republikaner in der Ausstellung des Louvre zu sehn. David's Junius Brutus zog die Menge vor die magische Leinwand,

---

*) Alle Memoiren der Zeit geben der Gräfin von Mailly die Einweihung Ludwigs XV. in das Laster Schuld; allein das Abentheuer der Kammerfrau war vielleicht, als ohne Dauer, vergessen worden.

wo man das patriotisch glühende Herz des Römers schlagen zu sehen glaubte. Die Kraft der Zeichnung dieses Gemäldes und dies Leben seines Colorits waren seit Lebrün unsern Malern nicht mehr eigen. Von dieser erhabenen Darstellung ging man unmittelbar zu der zarten Composition von Paris und Helena, ebenfalls von David, und wunderte sich, daß derselbe Pinsel eine schreckliche Scene und eine voll Anmuth und Lust darstellen konnte.

Nach Anschauung dieser beiden Gemälde mußte man sich aber entfernen, da es in der Ausstellung außerdem nur mehr oder weniger unglückliche Versuche gab, deren Urheber sich vergebens bemüht, das Joch der Manier und des schlechten Geschmacks abzuschütteln. Umsonst erinnerte man sich, daß z. B. die Lebrun eine hübsche Frau sei; dennoch war es unmöglich, in ihrem Gemälde etwas Anderes zu sehn, als kleinliche, weichliche und geputzte Gegenstände, niedliche Artigkeiten ohne Charakter, rothe Gesichter und fleischigte Gestalten, die aber keine Muskeln zu haben schienen. Die französische Schule war David ganz allein; denn indem Vien das heilige Feuer seinem Schüler mitgetheilt, war ihm nicht der geringste Funken übrig geblieben.

Indeß wurde noch ein Seestück bewundert, was Joseph Vernet in Jahresfrist gemalt; ein Trauerflor umgab die über dem Gemälde befindliche Krone. Die

Natur, ohne Zweifel eifersüchtig auf einen ihrer glücklichsten Nachahmer, hatte eben sein Leben beendigt. Vernet starb den 3. December 1789, und hinterließ einen Sohn, der bald in einer andern Gattung berühmt wurde, und einem dritten Vernet das Leben gab, dessen Genie zwar weniger rein und classisch in seinen Erfindungen war, der aber seine beiden Vorfahren durch die Kühnheit seiner Versuche und durch seine Erfolge übertreffen sollte. Denselben Monat starb auch einer der thätigsten und zugleich erfindungsreichsten Wohlthäter der Menschheit, nämlich der Abbé de l'Epée. Am 23. December gab er seinen Geist auf, nachdem er einen Theil seines edeln Lebens angewendet, um die edle Kunst zu erfinden, und dann weiter zu verbreiten:

Der Hand das Sprechen zu lehren,
Den Augen aber das Hören.

Allein, ohne Unterstützung, und stets durch seine Armuth beschränkt, bildete und unterhielt der Abbé mehrere Jahre sein bewundernswerthes Taubstummeninstitut. Dem Erfinder der Maskenbälle der Oper bewilligte man ehedem eine Pension von 6000 Livres, und der Gelehrte, der zwei fehlende Sinne bei dem Menschen zu ersetzen wußte, konnte für sein Institut nur Versprechungen erhalten, die erst nach dem Tode des Stifters erfüllt wurden. Ganz Europa bewunderte die Arbeiten des Abbé, und die Minister Lud-

wigs XVI. ließen Lehrer und Schüler vor Hunger sterben. Der Nachfolger des Abbé de l'Epée wurde der Abbé Sicard, der, glücklicher als sein Vorgänger, 1791 ein Lokal und eine jährliche Rente zum Unterhalt der Taubstummen erhielt.

Mehrere wichtige Decrete bezeichneten das Ende des Jahres 1789. Am 16. December beschloß die Nationalversammlung, daß die französischen Truppen aller Waffen künftig durch Freiwillige ergänzt werden sollten. Seitdem verschwanden von den Quais zu Paris jene geputzten, militairischen Charlatans, welche junge Leute betrunken machten, um sie für einige Goldstücke des ersten der Güter des Menschen, seiner Freiheit, zu bemächtigen. Man versprach den Recruten nicht mehr gebratene Hühner und Burgunder unter den Fahnen des Königs, sondern Ruhm, und man hatte soviel Soldaten, als man wollte.

Drei Tage nachher decretirte die Versammlung den Verkauf einiger Domainen der Krone und eines Theils der Güter der Geistlichkeit. Unter den Deputirten, welche für diese gesetzliche Bestimmung sprachen, machte sich der Vicomte Mathieu von Montmorency bemerklich, und unter den Gegnern dieser Maßregel zeichnete sich der Abbé Maury aus. Beide Redner betraten abwechselnd die Tribune, und verließen sie nie gänzlich. Während der Eine sprach, wartete der Andere zwei bis drei Stufen tiefer, daß ihm sein Rival den

Platz überließ, um ihn zu widerlegen. Da der heftige Abbé beim Sprechen viel gestikulirte, so gab er einstmals, absichtlich oder nicht, dem unter ihm stehenden Vicomte einige Fußtritte.

„Herr Abbé," rief Montmorency, „Sie stoßen mich mit den Füßen in den Rücken."

„Treten Sie eine Stufe höher," entgegnete der boshafte Geistliche, halb rückwärts gewendet, „so werden Sie die Stöße auf den Hintern bekommen."

Offenbar war die Entschuldigung insolenter als die Beleidigung.

Trotz der Anstrengungen des tonsurirten Ritters mit Wort und Geberde wurde der Verkauf eines Theils der geistlichen Güter beschlossen. An demselben Tage (den 19. December) wurde auch die erste Ausgabe der sogenannten Territorialassignaten decretirt, die ein trauriges Seitenstück zu dem Papiergeld des Schotten Law abgeben sollten. Diese erste Ausgabe belief sich auf vierhundert Millionen.

Einen nicht weniger heftigen Streich führte man gegen die sogenannte Staatsreligion, und zwar durch das Decret vom 24. December, welches die Nichtkatholischen zu Civil- und Militairanstellungen zulässig erklärte. Dem herrschenden Cultus den mächtigen Hebel der Intoleranz nehmen, hieß das Ansehn seiner

Diener untergraben. Konnte man das Heil auch außerhalb der römischen Kirche finden, und ein nützlicher Bürger sein, ohne dem ultramontanen Despotismus zu gehorchen, so war es um die Hierarchie in Frankreich geschehn; denn nur Sklavenseelen vermochte sie zu beherrschen.

Einmal die Woche begleitete ich meinen Vater zum Diner bei seinem Freunde in der Straße Vaugirard. Ich liebte diese Ausflucht sehr, weil es dort einen kleinen, mit einem großen Hunde bespannten Wagen gab, der mich mit stets gleicher Langmuth im Garten fuhr. Beim Anblick der Geduld dieses guten Thieres hätte man an die Philosophie der Hunde glauben sollen. Als wir uns nun den 26. December zu unserem wöchentlichen Diner begaben, nahmen wir unsern Weg vor dem Haupteingange des Luxemburg vorbei, worüber sich seit der Restauration der artige Galimathias befindet: „Palast der Pairskammer.“ Eben lief hier das Volk zusammen, und als wir uns näherten, erschien eine lebendige Masse mit rothem Gesicht und sorgfältig frisirt, unter der eine prächtige Caroſſe mit goldgesprenkelten Federn sich beträchtlich senkte, als sie hineinstieg. Diese Masse war nichts Geringeres, als Monsieur, Bruder des Königs. Das Straßenbulletin lehrte uns, daß sich der Prinz nach dem Stadthause begab, um die beleidigenden Gerüchte Lügen zu strafen, die sich in Bezug auf sein Verhältniß zum

Marquis von Favras im Publikum verbreitet hatten. Der Marquis war wegen gegenrevolutionairer Complots ganz neuerlich verhaftet worden.

Ich weiß nicht, ob der Prinz die Municipalität überzeugte; allein diese Frage mit Ja beantwortet, muß ich versichern, daß diese Ueberzeugung keineswegs vom Volke getheilt wurde. Man glaubte, und glaubt noch, daß der Graf von Provence geradezu den König entführen, unter dem Vorwande, für seine Sicherheit zu sorgen, nach einer Festung bringen, und sich dann zum Regenten und endlich zum constitutionellen Könige erklären lassen wollte, natürlich nur vermöge einer heuchlerischen und temporairen Annäherung an die Arbeiten der Nationalversammlung. Der Proceß des Marquis von Favras machte, wie wir später sehen werden, den Argwohn gegen den Prinzen noch wahrscheinlicher.

Als sich Monsieur im Wagen befand, grüßte er eine Dame anmuthig mit der Hand, die ihm von einem Fenster des Palastes zulächelte. Meine Arglosigkeit von zehn Jahren hätte zuverläßig in jener mehr auffallenden, als hübschen Frau, die umfangreiche, savoyische Prinzessin gesehn, mit ihrem aufgeblasenen Gesicht,*)

*) Der lustige Chevalier de Boufflers, mit einer kleinen diplomatischen Mission beim Könige von Sardinien beauftragt.

die man wegen ihres ziemlich männlichen Aeußern die starke Madame hieß. Allein der Graf von Provence erschöpfte sich nicht in ehelichen Artigkeiten. Die Schönheit auf dem Balkon war Frau von Balby, die der Prinz mit einer Partie Seufzer beehrte, von deren Spärlichkeit sie laut sprach.

So endigte sich das an Ereignissen so fruchtbare Jahr 1789, während dem die Nation einen ungeheuren Schritt zu ihrer Befreiung gethan.

Aber nicht allein bei uns schuf die Freiheit auf ihrem Wege viele und wichtige Reformen, sondern auch andere Nationen begeisterte sie, ihrem Beispiel und ihren Grundsätzen zu folgen. Die Polen hauptsächlich, jene Franzosen des Nordens, deren Herz stets mit uns sympathisirte, fühlten seit Einberufung der Generalstände die bei ihnen schon so oft erstickte Hoffnung nationaler Selbstständigkeit neu belebt. Die Nation, d. h. die Bewohner der Städte und der Adel,

---

kam zu Turin mit einem starken Fluß im Gesicht an, so daß seine Wange übermäßig dick war, als man ihn der Prinzessin vorstellte, die bald Gräfin von Provence wurde. Bei dieser Gelegenheit dichtete er eins seiner heitern Lieder, das sich so endigte:

Die Prinzessin, wollt' ich wetten,
Wird es nimmer mir verzeihn,
Daß sie sah auf meinem Backen
Ihrer Reize Wiederschein.

welcher in Polen die Seele des Patriotismus war, und endlich Jeder, den das schöne Gefühl von Unabhängigkeit reizen konnte, gewannen unter den fremden Fesseln wieder Haltung. Der alte Stolz des Sarmaten schien neu belebt, und man fand in Polen jenes kriegerische Feuer, den Ungestüm, die Verachtung der Gefahr, kurz die Eigenschaften wieder, deren Folgen die Jagellonen zu unklug berechnet hatten. In den Warschauer Cirkeln hörte man nicht mehr die liebenswürdigen Debatten über Moral, Galanterie und Literatur, denen die polnischen Damen den Reiz ihres zartfühlenden, gebildeten Geistes beimischten. Die ernste Politik erhitzte jetzt alle Köpfe, belebte alle Gespräche, und Meinungsverschiedenheit machte die Augen funkeln.

Wer die Polen einige Jahre früher sah, erkannte sie jetzt in Beschäftigung, Sprache und Tracht nicht wieder. Nachahmer von Versailles im Jahre 1787, verschworen sie 1789 jenen kleinlichen Putz, der den Hauptglanz der Höfe ausmacht, und suchten ihr einfaches Nationalkleid wieder vor. Der Anwohner der Weichsel trug wieder sein langes Gewand, seinen Schnurrbart, seinen blitzenden Damascener, seinen reichen Gürtel und sein kurz verschnittenes, ungepudertes Haar. Auf den Landstraßen begegnete man einer Menge Edelleuten zu Pferd, die sich nach allen Richtungen kreuzten. Sie drückten einander im Vorbeigehn die Hand, und ihre Blicke verriethen Gedanken von Frei-

heit. In den Städten herrschte die größte Aufregung, und lebhafte Discussionen erschollen fortwährend auf den öffentlichen Plätzen.

Zum Unglück theilten dies schöne Gefühl von Nationalität nur die Reichen, und nie wird eine Oligarchie, sei sie auch noch so mächtig, ein Volk constituiren; sie hat zuviel Köpfe und zu wenig Arme. Man mußte an Polens Heil verzweifeln, so lange man auf den Feldern den niedergeschlagen blickenden Bauer traf mit seiner gleichgültigen Miene und seinem nachlässigen Gange. Alles an diesen Menschen bezeichnete eine traurige Resignation und eine Fühllosigkeit, die weder von Menschenwürde, noch Nationalmacht einen Begriff hatte. — — Bei diesem Anblick lachte die Tyrannei: sie fand in diesem Stillstand der Massen eine sichere Garantie dessen, was sie Ruhe und Ordnung nannte.

# II.

## 1790.

---

Mirabeau und die Königin. — Die beiden Mirabeau. — Zwiespalt in Frankreich. — Robespierre. — Zweite Gesandtschaft Tipoo Saib's. — Favras; die Eumeniden. — Tod Josephs II. — Peter der Große, Oper. — Die Gefahren der Meinung, Komödie. — Anekdote von Lekain. — Die Vorstädter. — Das rothe Buch. — Noch mehr **Lettres de cachet.** — Fort mit dem Salzzoll. — Die Rolle von 25 Louisd'ors. — Letzte Nachrichten von La Peyrouse. — Le Vaillant's Reisen. — Die Freiheit des Klosters, Gedicht. — **Essais sur la musique.** — Die Trictracpartie. — Cherin. — Dumouriez. — Talma. — Paoli. — Die Bastillen im Kleinen. — Das Volk ist Samson. — Der Philinte von Molière. — Larive. — Vanhove. — Agamemnon's Schnupftuch und Dose. — Das Bosket von St. Cloud. — Coblenz. — Rivarol. — Die Feuillans. — 48 Pariser Sectionen. — Krieg und Friede. — Armer Jakob. — Memoiren des Marschalls Richelieu. — Frau von Boufflers. — Constitutionelle Pillen. — Das Mars-

feld. — Die Nationalversammlung maßt sich Alles an. — Abschaffung des Adels. — Bürgerliche Stellung der Geistlichen. — Der Ring Heinrichs IV. — Föderation 1790. — Die beiden Diamanten. — Patriotische Gaben. — La Harpe. — Unruhen zu Nancy. — Michel. — Necker's Entfernung. — Abschaffung der Parlamente. — **Les Pommiers et le Moulin. — Le Réveil d'Epiménide. — Polignacqui.** — Der Liebhaber der Königin. — Anekdoten. — Fräulein Raucourt. — Fleury. — Die Freunde der Schwarzen. — Ein Cassationshof. — Der Herzog von Orleans wird insultirt. — Mirabeau in der Komödie. — Die Londoner Föderation. — Der Mond.

Zu Anfang dieses Jahres bestand schon ein ziemlich deutlich ausgedrückter Geist der Rivalität zwischen dem Hofe und der constituirenden Versammlung. Jeder der Gegner verschanzte sich auf seinem Gebiet und bemühte sich, von den befestigten Punkten aus dem Feinde Schlingen zu legen. Auf beiden Seiten nannte man mit Emphase den Namen „Vaterland" und Niemand dachte vielleicht aufrichtig daran. Auf der Tribune schmückte jede dritte Phrase das Wort „Bürger" und kein Mensch kümmerte sich vielleicht um die bürgerlichen Pflichten.

Im königlichen Schlosse hielt man die Lage des Königs und seiner Familie für einen gewaltsamen Zustand, der den stärksten Widerwillen des Monarchen rege machen müsse, und Ludwig XVI., der mehrmals

in der Nationalverſammlung mit der Hand auf dem Herzen verſprochen, der Revolution treu zu bleiben, hörte in ſeinem Kabinet gern, was ihm ſein Verſprechen vergeſſen machen konnte. Die aufrichtigere Königin nannte die Mehrzahl der Nationalverſammlung geradezu Sansculotten, und ſie und die Damen ihrer Umgebung behandelten Lafayette, ſelbſt in Gegenwart ſeiner Adjutanten, wie einen Räuberhauptmann. Marie Antoinette hielt ſich für beleidigt von denen, die ſie, der Veränderung wegen, auch die „Barfüßer" nannte. Der kleine Dauphin wurde täglich in dieſem Sinne unterrichtet. Als eines Tags die Kammerfrauen von einer ihrer Genoſſinnen ſprachen, welche heirathete und von der Königin ausgeſtattet wurde, äußerten ſie: „Sie wird ſich freuen, wie eine Königin, wenn ſie dieſe gute Nachricht erfährt." —

Der junge Prinz, welcher dies gehört hatte, rief: „Ihr meint doch gewiß nicht meine Mama."

Indeß liebten die Franzoſen ihren König faſt immer noch ſo ſehr, wie die Freiheit, glaubten feſt an die Aufrichtigkeit, welche er nicht mehr beſaß, und an ſeine Liebe für das Volk, die man nach ihrer Meinung verleumdete. Die Anrede der Pariſer Fechtmeiſter an die Nationalverſammlung zum Neujahrstage drückte wohl den Wunſch der großen Mehrzahl der Nation aus. Der Redner einer vor die Schranken

gelassenen Deputation jener Körperschaft hielt folgenden eben so kurzen als originellen Vortrag: „Wir, bestellt, der Jugend Frankreichs die Waffen führen zu lehren, bieten unsre Degen als das natürlichste Geschenk dar, was wir dem Vaterlande machen können. Sie bestehen aus Silber und Eisen; benutzen Sie Erstres für die Bedürfnisse des Augenblicks, wir schwören, das Letztere zum Dienst der Nation zu brauchen, um Ihre Decrete zu unterstützen, die Freiheit zu erhalten und den besten der Könige zu schützen."

Wie sehr hätte man sich aber getäuscht gefunden, wenn die Mitglieder derselben Versammlung, auf welche das Volk alle seine Hoffnungen setzte, vermöge einer übernatürlichen Einwirkung, plötzlich ihre wahren Gesinnungen an den Tag gelegt hätten. — Welcher Ehrgeiz, welche Leidenschaften und elenden, eigennützigen Interessen würden nicht dann entdeckt worden sein! Mirabeau's, dieses vom Volke angebeteten Tribuns, stürmische Leidenschaften hatten zwei gleich mächtige, aber auch gleich tadelnswerthe Hebel. Rache gegen Hof und Adel, die ihn verachtet hatten, war der eine, und der Wunsch, mit Gold und der Unterwerfung seiner Feinde erkauft zu werden, der andere.

„Man mußte Mirabeau an dem Tage sehen," sagte manchmal mein Vater, „wo er, als Deputirter des dritten Standes, in der Nationalversammlung

Platz nahm und zwar, obgleich Graf, in dem bescheidenen Costüme der Bürgerlichen. — Als er vor den Bänken des Adels vorüberging, wo reicher Schmuck glänzte und die aristokratischen Federn wallten, schwebte ein Lächeln der Verachtung und Ironie auf seinen Lippen. Einer seiner Freunde verließ seinen Platz, und sich für den Augenblick nach den Bänken des dritten Standes begebend, begann er zu Mirabeau: „Mit Unrecht, bester Graf, willst Du unser Feind sein. Bedenke doch, daß die Individuen immer die Schuldner der Gesellschaft sind. Diese will, daß für sie geschieht, was sie selbst für Niemand thut. Hast Du übrigens nicht diesen Adel beleidigt, den Du jetzt verachtest? Willst Du Verzeihung, so hüte Dich, zu trotzen, und bitte um Gnade."

Mirabeau hatte bisher seinen Freund mit einiger Geduld angehört; allein bei dem Worte „Gnade" schossen Blitze aus seinen Augen, seine Lippen erblaßten und ließen jenes Zucken bemerken, das bei diesem großen Redner den höchsten Grad der Aufregung bezeichnete. — „Ich will hier bewirken," rief er, „daß Andere um Gnade bitten müssen, aber nicht selbst darum bitten."

Trotz dieser heftigen Antwort trat Mirabeau den 7. Mai 1789 mit dem Hofe in Unterhandlungen, und Marie Antoinette war der Meinung, man müsse

diesen Vulkan populärer Beredsamkeit um jeden Preis löschen. Necker, der später über dies Project befragt wurde, antwortete mit gewohnter Anmaßung, Mirabeau besäße ein schönes Rednertalent, sei aber ohne Verstand und Klugheit, und könne daher der Monarchie nicht furchtbar werden. — Nach diesem Schlusse, welcher Mangel an Urtheil nicht bei dem Tribunen, sondern bei dem Minister verrieth, weigerte sich der einfältige Genfer, mit dem Grafen zu unterhandeln, sagte aber dem Könige, er werde das zur Bestechung des Deputirten nöthige Geld bereit halten, wenn dem Könige diese Maßregel noch nothwendig schiene.

Ludwig XVI., der unter andern auch die Schwäche hatte, einige Zeit an die Unfehlbarkeit Necker's zu glauben, befahl zu warten. Ohne Zweifel bemühten sich damals die Freunde des Herzogs von Orleans um Mirabeau; allein Alles berechtigt zu glauben, daß er sich nie weit in die Pläne dieses Prinzen einließ. Als er eines Abends in dem Schlosse von Raincy, was dem Herzoge von Orleans gehörte, soupirt hatte, schrieb er nach der Rückkehr in seine Wohnung an Jemand: „Wenn man bei einer Rechnung eine Null für die andere setzt, so macht das im Ganzen nichts aus. — Auf der Straße von Brie darf man nichts suchen, als etwa Sahne. Wissen Sie auch, daß nichts über die Sahne von Brie geht; täuschen Sie sich nicht — — —“

Zu derselben Zeit, glaube ich, äußerte Mirabeau gegen den Marquis von Sillery-Genlis: „Reden Sie mir nicht von ihrem Herzog, jenem Elenden, der zu weiter nichts taugt, als Prinz zu sein.“

Necker's Sicherheit wurde auf eine beunruhigende Art täglich mehr Lügen gestraft; Mirabeau überwältigte selbst die kräftigsten Verfechter des Hofs und fand bei allen Discussionen Gelegenheit, nicht allein die Maßregeln der Regierung, sondern auch die Absichten des Königs und hauptsächlich die der Königin bitter zu beurtheilen. Diese Fürstin kam also auf das Bestechungsprojekt zurück. Der Graf von Rob . . . wurde nun beauftragt, dem gefürchteten Tribun eine bestimmte Eröffnung zu machen und ihm enorme Hülfsgelder anzubieten. Der Gesandte der Königin begab sich also heimlich zu Mirabeau, dessen Börse aber offenbar in diesem Augenblicke voll war; denn er spielte den Unbestechlichen und Großmüthigen. Allein noch denselben Abend, versicherte man damals, begab sich ein Agent Mirabeau's zu Herrn von Rob... und äußerte geradezu im Auftrage seines Committenten, der Graf wolle sich durch einen Vertrag binden, nicht durch einen Handel verkaufen, und wünsche ein Portefeuille, gleichviel welches, mit Ausnahme jedoch des Finanzministeriums.

Herr von Rob... eilte noch denselben Abend zur Königin, die ihn mit Aengstlichkeit erwartete.

„Soll ich nach Ihrem Lächeln urtheilen, bester Graf," antwortete Antoinette, Herrn von Rob . . . entgegengehend, „so bringen Sie mir gute Nachricht."

„Allerdings," erwiederte der Hofmann, sich die Hände reibend; „ich glaube, der populäre Koloß ist unser."

„Wahrhaftig, Herr Graf, Ihr Eifer wird den König entzücken. Nun, haben Sie leichten Kauf gehabt, oder kommt uns der Mann hoch zu stehen?"

„Alles ist besser, als wir dachten; denn vermöge einer Großmuth, die mich wundert, verwirft er jedes Geldanerbieten und macht selbst seine Bedingungen."

„Bedingungen — — und welche?" fragte lebhaft die Königin.

„Er will ein Ministerium!"

„Ein Ministerium!" rief Marie Antoinette, die plötzlich purpurroth wurde und eben so schnell wieder erblaßte — „Ein Ministerium! — — Ein Ministerium für Riquetti — — Nimmermehr — — Nie werde ich erlauben, daß die Schwelle des Conseils durch den Fuß eines solchen Mannes besudelt wird." — Dann fügte sie nach kurzem Schweigen hinzu: „Geben Sie ihm Gold, so viel er will — — — aber ein Ministerium!"

„Wir hatten einen Calonne im Conseil," begann der Graf Rob..., etwas verdrießlich, seine Unterhandlung scheitern zu sehen.

„Calonne war unser; allein dieser wird stets herausstecken, was die Leute Patriotismus nennen. — — Ein Ministerium, ein Ministerium!" wiederholte abermals die Tochter der Marie Thereſie.

„Ohne Zweifel ist seine Forderung übertrieben; allein vielleicht wissen Ihro Majestät nicht, daß die Nationalversammlung vor ihm zittert. Später wird er Geld und ein Ministerium von uns verlangen."

Die Königin antwortete nicht sogleich auf diesen Einwurf. Sie ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, und von Zeit zu Zeit hörte man sie leise wiederholen: „Ein Ministerium, ein Ministerium!"

„Ich vergaß, Ihnen noch zu sagen," begann schüchtern der Graf, „daß Mirabeau darauf dringt, selbst mit Ew. Majestät zu sprechen."

„Wirklich," sprach lachend die Königin, plötzlich stillstehend und Herrn von Rob... einen Blick zuwerfend, der halb in einen Spiegel fiel.

„Ich bin in Betreff dieser Forderung gut unterrichtet und weiß von einem Bedienten des Grafen, daß er zu Toulevet, seinen an mich abgesendeten

Agenten gesagt hat: Seien Sie fügsam in Betreff meiner Forderungen, ohne jedoch eine ganz aufzugeben; allein bestehen Sie auf der Conferenz, sie muß heute der Hauptzweck Ihrer Bemühungen sein."

Ohne Zweifel gründete Mirabeau die Hoffnung eines vollständigen Triumphs auf jenes Talent der Verführung, das er von der Natur erhielt, gleichsam als eine Vergütung für das abschreckendste Aeußere. Es ist Thatsache, daß, wenn man in seiner Gegenwart von der Königin sprach, dieser wüthende Tribun augenblicklich ruhig und sanft wurde. Seine Stimme nahm dann einen fast zarten Ton an und ein Lächeln bewegte seine Lippen. — Man muß gestehen, daß dieser Mann Alles hoffen konnte, weil er sich für würdig hielt, Alles zu erhalten.

Wie heimlich auch die Unterhandlungen Mirabeau's mit dem Hofe betrieben worden waren, so erhielt doch die Nationalversammlung offenbar Nachricht davon; denn sie dekretirte den 26. Januar, daß kein Mitglied während der Dauer einer Session von der Regierung ein Amt mit Gehalt, eine Pension oder Einkünfte irgend einer Art annehmen dürfe, selbst nicht, wenn es seine Deputirtenstelle aufgeben wolle. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Nationalversammlung bei diesem Dekrete hauptsächlich Mirabeau im Auge hatte, der selbst den Beweis gab, daß es mit Recht geschehen war. Er protestirte lebhaft gegen das Pro-

jekt, konnte aber nicht einmal erhalten, daß den Miniſtern erlaubt wurde, den Berathſchlagungen der Nationalverſammlung, deren Mitglieder ſie nicht ſein durften, beizuwohnen. — So gut kannte dieſe Verſammlung die Rechte der Nation, die ſie vertrat.

In dem Augenblicke, wo der Adler der konſtituirenden Verſammlung ſchon offen ſeinen Charakter leidenſchaftlicher Popularität verleugnete, hatte man die Einwilligung Ludwigs XVI. erhalten, ihm ein Miniſterium zu geben. Ein Briefwechſel der Königin mit dem Marquis von Bombelles *), Oberſten der Huſaren von Berchigny, entdeckt die nähern Umſtände des am 24. oder 25. Januar 1790 zwiſchen dem Hofe und Mirabeau abgeſchloſſenen Vertrags. König und Königin empfingen den Grafen des Nachts in einem jener Keller der Tuilerien, wo Napoleon ſpäter vierhundert Millionen aufhäufte, den Ertrag ſeiner ruhmvollen Eroberungen. Dieſe nächtliche Conferenz iſt dem Pinſel unſerer großen Maler entgangen. Welches Schauſpiel gewährt dieſe Annäherung einer ausgezeichneten Popularität und eines geſunkenen Königs, der, um dem Abgrunde zu entgehen, ſich genöthigt ſah, ſeinem furchtbarſten Gegner die Hand zu bieten — — — ! Die an der Decke des unterirdiſchen

*) Bombelles wurde ſpäter Geiſtlicher und ſtarb unter der Reſtauration als Biſchof von Amiens.

Saales aufgehängte Lampe mußte Physiognomien von besonderem Ausdrucke beschreinen.

Der König war zu den ersten Unterhandlungen des Hofs mit Mirabeau nicht zugezogen worden, und die Königin sprach ihn Anfangs allein. In der nur erwähnten Correspondenz gesteht sie dem Marquis von Bombelles, daß jener Mann, dessen bloßer Anblick sie in Versailles schon erschreckte, ihr in den Tuilerien ein rettender Genius schien, daß seine abschreckenden Züge sich in ihren Augen milderten, seine Stimme ihr harmonisch vorkam, kurz, daß sie an das Verführerische dieses andern Azor glaubte, und daß, als er bei seiner Entfernung um ihre Hand zum Kusse bat, sie ihm, wenn nicht mit einigem Wohlgefallen, doch mit befriedigter Eitelkeit diese Gunst bewilligte, welche er (fügte sie hinzu) mit dem Ausdruck eines mehr leidenschaftlichen als respectvollen Gefühls, verlängerte. —

Zu derselben Zeit, wo Mirabeau sich erkaufen ließ, war die Vermuthung des Grafen von Rob... zugetroffen. Der Extribun empfing, sagt man, 600,000 Livres vom Hofe, unabhängig von einer monatlichen Rente von 50,000 Livres und dem Ministerium, das er bei erster Gelegenheit erhalten sollte, d. h. ohne Zweifel, sobald der König nicht mehr so dringend seines Einflusses auf die Nationalversammlung bedurfte.

Mit den Gaben der Krone überhäuft, konnte Mirabeau ungehindert seinem übermäßigen Hange zur Verschwendung folgen. Er kaufte sich zu gleicher Zeit ein Hôtel auf der Chaussée d'Antin, das Landgut Marais zu Argenteuil und die Bibliothek des berühmten Buffon, die ihm allein 100,000 Thaler kostete. Kaum konnten aber die beträchtlichen Summen vom Hofe seinen heftigen Leidenschaften genügen. Aufwallungen von Freundschaft, Ruhmbegierde, Sinnenrausch, Alles vereinigte sich in diesem glühenden Organismus, um Glück und Leben zu verschleudern.

Bisher hatte Haß gegen Adel und Geistlichkeit Mirabeau's ganze Aufmerksamkeit in Anspruch genommen, und lange ein Opfer der Mächtigen, die er bekämpfte, äußerte er: „Ich werde sie vertilgen, wenn sie Widerstand leisten; allein ihre Vorschläge anhören, wenn sie, die Hände voll Gold, zu capituliren verlangen. Bedenklich zu sein in der Wahl der Mittel, seine Feinde zu unterwerfen (fuhr er fort), heißt, sich dem albernsten Vorurtheile überlassen. Die kleine Moral tödtet die große. — Ich habe nirgends eine bescheidene Tugend achten sehen."

Was war aber das politische Ziel dieses Gewaltigen? Wie die vertrauten Freunde dieses großen Redners versicherten, wollte er eine constitutionelle Monarchie, wo die Rechte des Volks, unbeschadet des königlichen Ansehens, gesichert wären; allein die

Abneigung der Minister gegen ihn, die Beleidigungen des Adels und die Verachtung, welche ihm die Königin bewies, ließen Mirabeau die sich gesteckten Grenzen verlassen und zum furchtbaren Feinde werden.

Zur Rechtfertigung dieses berühmten Mannes, den die eine Partei zu sehr erhoben und die andere zu tief herabgesetzt hat, muß ich hinzufügen, daß er, selbst nachdem er sich dem Hofe verkauft, dessen gegenrevolutionären Plänen sich nicht ganz hingab. — „Ich wünschte nicht," sprach er zu Ludwig XVI., „an einer völligen Zerstörung zu arbeiten, als ich die Monarchie zu unterstützen versprach; allein dies würde der Fall sein, folgte ich blindlings der parteiischen Tendenz, die Ihre Räthe Sie nehmen lassen. Ein dauerndes System ist nöthig, dessen wesentliche Bedingung Gerechtigkeit ist." — Mirabeau war wirklich entschlossen, diese Linie seiner Grundsätze nicht zu verlassen; allein die immer zunehmenden Bedürfnisse seiner Leidenschaften und die Willfährigkeit, womit die Agenten Ludwigs XVI. seiner Verschwendung Vorschub leisteten, ließen ihn die Schranken zwischen Volk und Thron verlassen, und man brachte ihn um seine Popularität, indem man sich bemühte, seinen offenen Beitritt zur Hofpartei zu bewirken.

Im Januar 1790 war es noch nicht dahin gekommen. Auf Mirabeau's Rath erschien Ludwig den 4. Februar in der Nationalversammlung, um

seine Anhänglichkeit an die sich vorbereitende Constitution zu versichern. Der König äußerte zwar einiges Bedauern wegen Abschaffung der Orden, Titel, Privilegien und Auszeichnungen, erklärte aber, daß er die Nothwendigkeit ihrer Unterdrückung anerkenne. Allein das Wort „Opfer" wurde ausgesprochen und verrieth zu deutlich die unterdrückte Natur. Dennoch wurden die für aufrichtig gehaltenen Erklärungen des Monarchen mit Beifall aufgenommen und der König verließ diese feierliche Sitzung sehr zufrieden.

Wenige Tage nach seinem Vergleich mit dem Hofe traf Mirabeau auf der Terrasse der Feuillans seinen Bruder, den Vicomte, einen der hartnäckigsten Anhänger der alten Regierung.

„Ah, sieh da!" begann der Graf; „ich war bei Ihnen, bei Gelegenheit Ihres Duells mit Latour Maubourg."

„Ja," antwortete der Vicomte; „ich fand Ihren Namen bei meinem Portier. Empfangen Sie meinen Dank für diese Aufmerksamkeit, der um so größer ist, da ich wahrscheinlich nie Gelegenheit haben werde, sie Ihnen wegen eines solchen Gegenstandes zu vergelten."

„Noch immer derselbe also; Feind aller Welt, mit dem Scheine der Ergebenheit gegen Ihre sogenannten Gebieter. Zwar nicht aus innerer Ueber-

zeugung, deren Herrschaft, im Vorbeigehen bemerkt, ziemlich versteckt ist, sondern einzig, um zu widersprechen."

„Besser, Herr Patriot, man ist monarchisch aus Lust am Widerspruch, als speculativer Tribun und nachher bezahlter Royalist."

„Zum Glück, Vicomte, fällt es Niemand ein, Sie zu erkaufen; denn um den Preis Ihres Gewissens könnte man Sie wohl Popularität in den Gossen der Straßen suchen sehen."

„Von allen Familienlastern," entgegnete der Mirabeau der Rechten, „haben Sie mir nur die Unmäßigkeit gelassen, und ich muß daher diesen einzigen Vortheil benutzen, um meinen Ruf zu begründen; denn Sie würden mich sonst auf den von Ihnen genommenen Wege bald darum bringen."

Unter diesen wohlwollenden Gesprächen waren Beide bis zum Eingange der Reitbahn gekommen.

„Gehen Sie voran, Graf," sprach der Royalist.

„Nein, Sie, Vicomte," versetzte der Demokrat.

„Keineswegs; Ihnen kommt diese Ehre zu, als dem ersten Trunkenbold Frankreichs."

„Sie haben den Vortritt, als der erste H—jäger des Königreichs."

„Ihre Rechte sind gleich, meine Herren," äußerte Barnave, der dazu kam. „Gehen Sie zusammen herein," und der junge Redner, zwischen den beiden Mirabeau durchschlüpfend, trat zuerst in den Saal.

Barnave, schon Einer der Koryphäen des Jakobinerklubs, begann großen Einfluß in der Nationalversammlung zu erlangen, seit der französische Demosthenes, so zu sagen, abgefallen war. Die Feinde, welche sich Mirabeau, selbst unter den Patrioten, gemacht, suchten ihm diesen jungen Redner entgegenzustellen, dessen feurige Improvisation und glückliche Geistesgegenwart manchmal dem Beherrscher der constituirenden Versammlung das Gleichgewicht hielten. Dessen ungeachtet und obgleich er ihn häufig unter der Zahl seiner Gegner fand, ließ Mirabeau Barnave Gerechtigkeit widerfahren, lobte dessen Talent und wiederholte öfters: „Dieses Bäumchen wird hoch werden, wenn man es wachsen läßt." — Leider fehlte es diesem Deputirten an Kenntnissen und Erfahrung, und obgleich er sich bemühte, diese Mängel zu verbergen, so blickte doch in seinen ehrgeizigen Reden öfters die Leerheit durch. Barnave war zu sehr geneigt, zu glauben, daß er mit Kühnheit und einem angenehmen Aeußern, welches er, wie Alcibiades, gefällig zur Schau stellte, leicht überreden könne. Wir werden Barnave in charakteristischern Lagen wiederfinden und dann werde ich sein Portrait zeichnen.

Das legislative Jahr wurde mit einem Dekret vom 15. Januar eröffnet, wodurch Frankreich in dreiundachtzig Departements getheilt ward. Diese neue, von Bureau de Puzy erfundene und vorgeschlagene Eintheilung gewährte den ungeheuren Vortheil, die Provinzialgrenzen zu beseitigen und mit ihnen den Unterscheidungsgeist, sowie die Lokalprivilegien, welche überall die Thätigkeit der Regierung hemmten und den Zwiespalt der Nation begünstigten, eine Nachwehe der Feudaltraditionen und partiellen Souverainitäten. Jedes Departement war in Distrikte getheilt und diese wieder in Kantons, deren Unterabtheilungen die Kommunen waren, welche Gebietorganisation noch besteht, nur mit dem Unterschiede, daß die Arrondissements an die Stelle der Distrikte getreten sind.

Diese Arbeit war, in fast jeder Beziehung, ein unbestreitbarer Fortschritt; allein in einem Punkte wurde sie mit Recht bekämpft. Weder in administrativer, noch in richterlicher Beziehung konnte etwas von den Departementsbehörden definitiv entschieden werden; es bestand und besteht noch an den Hauptorten nur eine halbe Centralisation, und in der Ferne, meistens in der Hauptstadt, wird die geringste Kommunstreitigkeit, sowie die unbedeutendste persönliche Beschwerde in letzter Instanz entschieden. Wir fühlen jetzt allgemein das Fehlerhafte dieser entfernten Centralisation, wobei jedes Interesse leidet. Industrie, Künste

und Reputationen verkümmern in den Departements, wenn sie sich nicht zum gemeinsamen Mittelpunkte aller Erfolge Bahn zu machen und die Taufe der Metropole zu empfangen wissen oder dies nicht können. Ich glaube nicht, daß ein solcher Zustand für ein Muster des Schutzes einer Regierung gelten kann, und auf die Mandatarien eines Volkes zu rechnen, um in den Departements jenes Lebensprinzip cirkuliren zu machen, setzte ein starkes Vertrauen voraus.

Während der langen Diskussion über die beabsichtigte Departementaleintheilung sah man öfters einen Redner auf der Tribune, der sich, bei anerkannter Mittelmäßigkeit, durch seine unermüdliche Geschwätzigkeit bemerklich machte. Dieser Redner war indeß Niemand Geringeres, als Robespierre, der später so berüchtigt wurde. In den ersten Monaten von 1790 ließ zuverlässig nichts die ungeheure Macht ahnen, welche er drei Jahre später ausübte. In der Versammlung der Repräsentanten, wie in dem von ihm herausgegebenen „Journal de la Liberté" veranlaßte Robespierre gewöhnlich den Spott und das Gelächter seiner Kollegen. Er wußte sich weder mündlich noch schriftlich auszudrücken, und wenn man später bei ihm einige Züge von Beredsamkeit bemerkte, so waren sie geborgt, was ich bei mehr wie einer Gelegenheit beweisen werde.

Für jetzt werde ich diesem Manne nicht mehr

Wichtigkeit leihen, als er damals besaß, und mich darauf beschränken, den Spott zu erwähnen, welchen er öfters zu ertragen hatte. Bekanntlich war Robespierre Deputirter von Arras und man sagte in ironischer Parallele von ihm und Mirabeau: „Mirabeau ist die Fackel der Provence und Robespierre das Licht von Arras."

Dieses Licht hatte einen so matten Schein in der Nationalversammlung, daß Robespierre damals nie Mitglied eines Komité wurde; allein dafür war er häufiger, als jeder Andere, auf der Tribune und machte sich dort fast immer durch irgend eine Lächerlichkeit bemerklich. Eines Tags verlangten die vor die Schranken gelassenen Deputirten einer Korporation von Cambresis Gerechtigkeit wegen eines Mißbrauchs von Autorität, worüber sich diese Korporation beklagen zu müssen glaubte. Robespierre, Deputirter des Landes, der aber ohne Zweifel der Deputation nicht viel Vertrauen eingeflößt, eilte, um ihre Reklamation zu bekämpfen, auf die Tribune.

„Meine Herren," rief er, „nehmen Sie gar keine Rücksicht auf das an Sie gerichtete Gesuch. Diese Deputirten gehören einer aristokratischen Körperschaft an." — Ein lautes Gelächter erscholl bei diesem Worte im Saale, und Robespierre, welcher glaubte, man zweifle an der Wahrheit seiner Behauptung, rief mit erhobener Stimme: „Nein, nein, meine Herren,

ich irre mich nicht und werde beweisen, daß der Geist dieser Association wesentlich aristokratisch ist," und die Versammlung lachte von Neuem.

Auch ein Beweis von den geographischen Kenntnissen Robespierre's mag hier stehen. Eines Tags las man nämlich in seinem Journal: „Fahrzeuge von der Nordwestküste Irlands sind in der Bai von Biscaya, am Fuße des Bergs von Cordova, gelandet." — Dieser Berg Andalusiens ist aber von der genannten Bai blos 75 Meilen entfernt.

Will man sich jetzt einen Begriff von Robespierre's politischem Charakter machen, so folgt hier ein Pröbchen davon. Eine Deputation aus Nancy hatte ihn zu einem Diner eingeladen, was sie einigen Deputirten gab. Während des Mahles sprach man viel von der beabsichtigten Konstitution, und Robespierre that bei dieser Gelegenheit folgende besondere Aeußerung: „Jede Art von Konstitution ist absurd in Frankreich. Man bedarf ihrer nicht, und wahrscheinlich wird die fragliche nicht von langer Dauer sein, indem die Umstände bald deren Nichtigkeit zeigen werden." — Dies Glaubensbekenntniß, wenn es eins war, verrieth einen Anarchisten und Streben nach Gewalt, weil Anarchie jederzeit die erste Gelegenheit zu einer Usurpation bietet. Auf diese Art verrieth sich der Robespierre von 1793 schon zu Anfange des Jahres 1790.

Während die Nationalversammlung die Konstitution ausarbeitete, welche, trotz Robespierre's Meinung, die Rechte der Nation und zugleich die Prärogativen der Krone sichern konnte, wären beide Theile aufrichtig zu Werke gegangen, kamen zum zweiten Male Gesandte Tippo Saib's, des Sultans von Mysore, nach Paris. Wie 1788, brachten diese Indier Ludwig XVI. reiche Geschenke und ersuchten ihn, ihren Souverain gegen seine Feinde zu unterstützen. Tippo Saib war mit den Regentschaften von Bombay und Madras, den Alliirten des Sultans von Travancor, in Krieg verwickelt, und die Engländer unterstützten diese Mächte offen, um den unerschrockenen Tippo, nach dessen unschätzbaren Reichthümern ihnen lüsterte, schneller zu ruiniren. Doch wenn ersuchte dieser große Monarch Asiens den König von Frankreich um Hülfe? — — Leider! in dem Augenblicke, wo dieser Fürst seinen eignen Thron unter sich schwanken fühlte.

Der General Lafayette stellte die Gesandten dem Könige vor. Bei größerer Erfahrung würden sie gesehen haben, daß der Beschützer, dessen Hülfe sie in Anspruch nahmen, abhängig war und daß Lafayette mehr Ansehen zu Paris hatte, als der Souverain selbst.

Die Indier überreichten dem Könige einen goldgewirkten, mit Diamanten, Rubinen und Smaragden

besetzten Gürtel, ferner einen mit drei Smaragden und drei Rubinen von hohem Werth besetzten Säbel, eine Agraffe von 108 Smaragden, 74 Rubinen und 74 Diamanten, endlich noch ein vierreihiges Halsband, bestehend aus 104 Perlen und 20 sehr großen Diamanten.

Ludwig XVI. empfing traurig diese prachtvollen Geschenke, die er nur mit einem unnützen guten Willen erwiedern konnte. Jetzt, da von einem Ende Frankreichs zum andern der Faktionsgeist herrschte, da die Armee sogar den Zügel der Disciplin zerriß und die durch das Recht der Geburt zu Anführern Bestimmten von sich wies, jetzt, sage ich, konnte der König seine Sorgfalt nicht bis jenseit des Meeres ausdehnen, um einen indischen Monarchen zu beschützen.

Vom Könige führte man die Gesandten zur Königin, welche mit Vergnügen sah, daß seit der letzten Gesandtschaft von Seringapatam im Jahre 1788 die Civilisation von Mysore bedeutende Fortschritte gemacht habe. Die asiatischen Diplomaten, damals den feinen Manieren des Oeil de Boeuf ganz fremd, schneuzten sich mit den Fingern und wischten sich dann die Hand mit einem feinen Musselin. Ohne Zweifel begriffen sie nicht, daß man die Unreinigkeit aus der Nase kostbar aufheben könne, und ihre Meinung konnte, wie mir scheint, so gut vertheidigt werden, wie die andere.

Weniger vernünftig war es, Ragouts und Crems mit Händen zu essen und sich auf die Lehnen der Stühle zu setzen, wie diese Indier 1788 bei einem Souper thaten, was ihnen der Bailli von Sufren gab. Allein 1790 waren die Höflinge der Tuilerien erfreut, zu sehen, daß diese Gesandten sich nach europäischer Art zu setzen wußten. — — Höflingen galt dies gewiß für eine wichtige Verbesserung. Das Feld der höfischen Perfektibilität ist ja so beschränkt.

Uebrigens machte die Gesandtschaft aus Mysore zu Paris wenig Effekt; vielmehr beschäftigte man sich mit Favras Prozeß, der durch den Châtelet von Paris des Hochverraths schuldig erklärt worden. — — Was für ein Verbrechen beging er aber, und wer veranlaßte ihn dazu? Der Marquis von Favras konnte nur der Arm, nicht das Haupt einer Verschwörung sein, und wer sonst, als einer der ersten Männer des Staats konnte daran denken, sich mit dem königlichen Mantel zu bekleiden, den man Ludwig XVI. entreißen wollte? Dies war die Ansicht ganz Frankreichs zu Anfange jenes Prozesses; der mit dessen Führung beauftragte oberste Gerichtshof trug aber durch seine Unklugheit und offenbare Unbilligkeit dazu bei, den Verdacht auf den Prinzen zu bringen, dem eben dieser Gerichtshof zu dienen vorgab. — Blieb noch ein Zweifel in dieser Beziehung übrig, so wurde er durch die befremdenden Worte des Bericht-

erstatters, Quatremère de Roissy, gehoben: „Die öffentliche Ruhe macht Ihren Tod nothwendig.“ — Welche Erklärung, großer Gott! in einer Angelegenheit, wo nichts aufgeklärt, und selbst der Grund der Anklage zurückgewiesen wurde.

Der Arm der Verschwörung wurde unter dem Geschrei und wilden Gesängen der getäuschten Menge vertilgt, und das Haupt, in diesem Augenblicke vielleicht von Gewissensbissen niedergedrückt, richtete sich später mit seinem teuflischen Lächeln und seiner geschickt erkünstelten Offenheit wieder auf über Frankreich; allein dieses Lächeln, diese erheuchelte Aufrichtigkeit konnte nur die täuschen, welche einen falschen Seitenblick nicht zu deuten wußten. — — Dieser Blick verrieth einen blutigen Gedanken; er offenbarte sich zu Anfange des Jahres 1815.

Stets wird mir das schreckliche Schauspiel von Favras Hinrichtung gegenwärtig sein. Ich kehrte mit meiner Familie von der Insel St. Louis zurück, wo wir bei dem Parlamentsrath gespeist hatten, von dem ich anderwärts gesprochen. Es war Abend, als wir in einem Fiacre auf dem mit einer unzählbaren, tumultuarischen Menge erfüllten Grèveplatz ankamen. In der Mitte desselben befand sich ein hoher Galgen, den mehrere durch Henkersknechte gehaltne Fackeln beleuchteten, und deren flackerndes Licht ihre düstern Gesichter sparsam erhellte. Weiber tanzten unter dem

Gesange des Ça ira um diesen Galgen. — Beim Anblick dieser vom hellen Schein der Fackeln beleuchteten Furien hätte man denken sollen, Macbeth's Zauberinnen zu sehn. Andre, noch wüthendere Weiber hielten die Wagen an, und nöthigten die Darinsitzenden, sie wegen ihrer schrecklichen Freude zu loben. „Ruft bravo," sagten sie zu uns; „heute tanzt Favras in der Luft. — Seid Ihr etwa aristokratische Hunde? — — Herr! die Laterne ist noch da, woran Foulon und Berthier gehängt wurden, und Charlot Halsbrecher hat stets wohlthätige Diener. — Frisch! Aristokraten, singt Ça ira, und sprecht mit uns: Tanze Marquis!"

Unsre wüthenden Angreifer hatten sich noch nicht entfernt, als jene Art höllischen Frohlockens, was die Ankunft des Verurtheilten auf dem Grèveplatze ankündigte, sich auf einem andern Punkte hören ließ. Unwillkührlich blickten wir nach dieser Seite, und sahen den unglücklichen Favras, gleich einem Schatten, von Gensdarmen mit Fackeln umgeben, auf einem Karren sich durch die Menge nähern. — So lange ich lebe, werde ich dies Gesicht nicht vergessen, das die Ruhe hoher Resignation und Verachtung einer großen Ungerechtigkeit zugleich ausdrückte. Beim Anblick des von ihnen mit Ungeduld erwarteten Opfers entfernten sich die Eumeniden von unsrem Fiacre, und der Kutscher peitschte seine Pferde, die zum ersten

Male etwas Feuer verriethen. So ſchnell wir aber auch davon eilten, das dämoniſche Geſchrei vom Platze verfolgte uns. Endlich brachte uns der Abendwind einen tollen Ausbruch jener gottloſen Freude, dem düſteres Schweigen folgte. — Favras war todt, und das dem Volke gegebne Schauſpiel zu Ende. Die nach Blut dürſtenden Zuſchauer verließen das weite Theater, wo man eben welches vergoſſen, und äußerten, wie am vorigen Abend, bei der Entfernung aus dem Theater Audinot: „S' iſt aus; wir wollen ſpeiſen.“

Doch fort von dieſer mehr wegen ihrer Ungerechtigkeit, als des dabei vergoßnen Blutes ſchändlichen Tragödie. Den 19. Februar hatte die Hinrichtung ſtattgefunden, und den 20. wurden König und Königin davon, ſo wie zugleich vom Tode des Kaiſers Joſeph II. benachrichtigt. Marie Antoinette ſchien zufriedener über Favras Tod, als betrübt über den Verluſt ihres Bruders. Man iſt daher berechtigt zu glauben, daß die Königin ihr nachtheilige Geſtändniſſe des Verurtheilten fürchtete, da ſie auch, während des ganzen Prozeſſes ſehr unruhig war. Noch denſelben Morgen wurden die Wittwe Favras und deren Kinder ihr heimlich vorgeſtellt, und ſie bewilligte ihnen eine Penſion.

Ich habe anderswo geſagt, daß Joſeph II. von den europäiſchen Souverains der Philoſophie beſchul-

digt worden sei, und selbst von Friedrich II., der nur in seinen von Voltaire zugestutzten Verschen Philosoph war. Darin lag auch der Grund der Gleichgültigkeit der Königin bei seinem Tode, die es nicht vergessen konnte, daß Joseph nicht aus eignem Antriebe mit seiner ganzen Armee nach Frankreich kam, um die Franzosen wieder dem alten Joche zu unterwerfen. Der Kaiser theilte keineswegs die Ideen des französischen Hofs von Willkühr und Besitz, sondern erkannte nur die Rechte des Volks an, den Vorzug des Talentes bei Anstellungen, und die Werthlosigkeit der Kenntnißlosen von Stande. Joseph II. beabsichtigte große religiöse Reformen, und zerbrach 1788, der französischen Gesetzgebung voreilend, das Joch der Mönche und Nonnen. Bei dieser Gelegenheit sandte er Marien Antoinetten einen Kupferstich, worauf man säcularisirte Mönche und Nonnen sah, von denen Erstre sich frisiren ließen und Letztre Kleider anprobirten. Die Wirthin von Klein-Trianon, bekanntlich von sehr strenger Moral, war entrüstet, daß ihr Bruder ihr so etwas zu schicken gewagt hatte, und das Bild kam niemals zum Vorschein.

Die Königin hörte also mit großer Gleichgültigkeit die Nachricht vom Tode eines Prinzen, dessen Ideen mit den ihrigen so wenig harmonirten. Der ungarische Offizier, welcher von Wien gekommen, um in die Tuilerien diese Nachricht zu überbringen, so

wie die Thronbesteigung Leopolds, Großherzogs von Toskana und Bruders des verstorbenen Kaisers, zu notificiren, erzählte vergebens dem französischen Herrscherpaare einige rührende Einzelnheiten in Bezug auf das frühzeitige Ende Josephs; die Augen der Königin blieben trocken dabei.

Als der Kaiser einige Tage vor seinem Tode sah, daß seine Aerzte wenig Hoffnung hatten, ließ er den von ihnen zu sich kommen, dessen Talente und Charakter er am meisten achtete, und fragte mit fester Stimme, wie lange er noch zu leben habe, ihn beschwörend, aufrichtig und ohne Umschweife zu antworten. Der Doctor gehorchte pünktlich.

„Der Tod," erwiderte er, „kann E. M. jeden Augenblick überraschen."

„Ich bedaure," gab Joseph zur Antwort, „zu spät gesprochen zu haben; denn ich fühle sehr gut, daß es Ihnen nicht zukam, die Initiative zu ergreifen. Doch es thut nichts; ich glaube noch Zeit genug übrig zu haben, um Ihre Offenheit zu belohnen, und Vortheil von derselben zu ziehn."

Während er diese Worte sprach, hatte der Kaiser mit vollkommener Ruhe einige Worte geschrieben.

„Hier, Doctor, geben Sie dies Papier meinem Kassirer." — Es war eine Anweisung auf 10,000 Gulden.

Zu gleicher Zeit ließ der sterbende Monarch den Fürsten Kaunitz und die Feldmarschälle Lascy und Laudon kommen, reichte ihnen die Hand mit einem Lächeln voller Resignation, und begann:

„Meine Freunde, mein Geschick ist entschieden; wir müssen uns trennen. Ich hätte gern gesehn, wenn dies etwas später stattgefunden. Deutschland, glaube ich, hatte mich noch nöthig. — — Indeß kennen wir die Gründe nicht, welche Gott haben kann, um mit den Schicksalen des Winkels vom Universum, den man Erde nennt, nicht zu rechten. — — Ich empfehle Ihnen mein Volk, meine Armee und meinen Bruder Leopold."

Während die Königin den Wiener Gesandten empfing, unterhielt Monsieur heimlich die Wittwe des unglücklichen Favras. Wie man gesagt, bewirkte er mit 12,000 Livres einige Verfälschungen in dem zu publicirenden Testament des Verblichenen, und verdoppelte die von Marien Antoinetten der Frau von Favras bewilligte Pension. Auf diese Art minderten der Graf von Provence und die Königin nach Kräften das Unglück einer Familie, deren Haupt sie, der öffentlichen Meinung nach, geopfert hatten. — — — Indeß war Monsieur noch nicht fertig mit dieser Meinung. — —

Der Augenblick war nicht gut gewählt, um die absoluten Fürsten, selbst nur im Theater, zu feiern. Zu Anfange von 1790 wurde Peter der Große, Oper von Bouilly, ziemlich lau aufgenommen, und hätte die Musik des beliebten Gretry nicht dies monarchische Drama geziert, so würde der kaiserliche Zimmermann zu Sardam dem Publikum wenig Interesse eingeflößt haben, trotz der Art von Volksthümlichkeit, welche er in diesem Stücke herausstellt. Betrachtet man das Werk mit Rücksicht des dramatischen Baues, so muß man Bouilly loben, der darin ein Verständniß der Scene gezeigt, wie man sie fast immer in seinen Stücken bemerkt hat. Indeß fehlte es dem Style dieses Schriftstellers oft an Kraft, manchmal an Reinheit, und man mußte fürchten, er möchte sich am Ende jenem weinerlichen Wesen, jener Empfindelei hingeben, womit der Romantiker Ducray Dumenil damals unsere jungen Leute und leichtsinnigen Pariserinnen verweichlichte. Der Schauspieler Philipp gab die Rolle des heftigen, ja, barbarischen Zaar mit Adel, der, wäre er dargestellt worden, wie er war, gewiß als ein Kaiser von sehr übler Gesellschaft erschienen wäre. Gretry's Composition kam seinem frühern Werke nicht gleich und nur die Schlußarie sollte die Celebrität des Pont Neuf erhalten. Dergleichen Ehre macht das Autorherz schlagen; verletzt aber zugleich sein delikates Ohr.

Die französische Komödie, welche sich das „Théâtre de la Nation“ genannt hatte, gab zu derselben Zeit ein Drama von Laya, betitelt Les Dangers de l'opinion (die Gefahren der Meinung), das zum Gelegenheitsstücke in dem Augenblicke wurde, wo die Nationalversammlung die Criminaljustiz reformirt hatte, indem sie sich gegen die ungerechte Ausdehnung der persönlichen Schande bis auf die Familie des Verurtheilten erklärte. Die Repräsentanten hatten in ihrem Decret vom 21. Januar 1790 gesagt: „Da die Verbrechen und Vergehen persönlich sind, so können die Bestrafung eines Schuldigen und die infamirenden Strafen dem Rufe seiner Familie nicht schaden. Die Ehre seiner Angehörigen wird keineswegs befleckt, und Alle sind nach wie vor jeder Art von Profession, Anstellung, oder Würden fähig.“

Herr Laya kam also etwas spät, um ein großes Vorurtheil der Gesetzgebung anzugreifen, das England nie theilte; allein es war noch Zeit, das gesellige Vorurtheil zu treffen, das leider bestand, und noch lange bestehen wird. Der Inhalt war dieser: Ein junger Mann will seine Geliebte, die ihn ebenfalls liebt, heirathen, als man erfährt, daß einer seiner Vettern wegen eines Mordes zum Tode verurtheilt ist. Sofort nimmt der Vater der Verlobten sein Wort zurück, trotz der Bitten, Thränen und wirklich philosophischen Gründe seiner Tochter. — Die Mäd-

chen von 15 bis 20 Jahren sind stets Philosophinnen. In ihrer Verzweiflung schlägt die Verlobte dem Bräutigam vor, sich wenigstens durch den Tod zu vereinigen, und der junge, sehr verliebte Mann nimmt den Vorschlag an, ob gern, kann ich nicht sagen; kurz, er nimmt ihn an. Die Versehung des Theaters, deren Joch wir heutzutage so vollständig abgeschüttelt, erlaubte aber 1790 nicht, daß der Tugendhafte unterlag. Etwas zu schnell für die Ehre der Wahrscheinlichkeit erfährt man nämlich, daß der Verurtheilte unschuldig war, und die Richter bald einen Schuldlosen getödtet hätten, was ihnen von Zeit zu Zeit wohl begegnet. So hell und durchdringend ist das Auge der Justiz. — — Man wirft Gift zum Fenster hinaus, was sehr unüberlegt ist, weil ein unschuldiger Hund im Vorüberlaufen sich damit vergiften kann. Indeß kann ein Autor in dem Augenblicke einer Entwicklung an Alles denken? Fast überflüssig ist es, hinzuzufügen, daß die Heirath vollzogen wird. Zu jener Zeit gab es nur zwei Arten, ein Stück zu endigen, entweder man mußte die Leute tödten, oder sie verheirathen. Da nun hier das Gift beseitigt worden, so mußte man zum Priester seine Zuflucht nehmen, was auch geschah.

Dies Schauspiel ist in Versen geschrieben, die aber oft wenig gerundet und manchmal prosaisch sind. Herr Laya, der gegenwärtig, wo ich dieses schreibe,

nichts Geringeres, als Akademiker ist, kann jetzt dies Werk nur unter seine bessern Dramen rechnen. — Was Frau Petit betrifft (nachher Gattin Talma's), so muß sie sich noch des Beifalls erinnern, den sie in der Rolle der Braut einerntete. Das Gedächtniß behält immer, was der Eigenliebe schmeichelt.

Da sich der Name Talma's hier beigemischt hat, so muß ich eine Anekdote*) berichten, die er um dieselbe Zeit bei Dugazon erzählte, als er eines Tages mit meinem Vater, der Dugazons Freund war, bei diesem speiste. Der Held des Abentheuers, oder richtiger der Katastrophe war der berühmte Lekain.

Als sich eines Abends dieser große Schauspieler zu einer Theaterprobe begab, traf er in der Straße der Vieille Comédie ein junges, hübsches und wohlgewachsenes Mädchen, angethan mit der jeden Reiz noch erhöhenden Tracht der ländlichen Bewohnerinnen von Normandie. Die Schöne fragte mit einer gewissen Schüchternheit Lekain nach der Wohnung des Abbé de Frolay, und zwar als ob er sie gleichsam hätte wissen müssen. Der Tragöd, dessen heitrer Le-

*) Diese Anekdote ist schon in Fleury's Memoiren erzählt; dennoch glaubte ich ihr einen Platz hier geben zu müssen. Zwischen beiden Erzählungen findet übrigens einige Verschiedenheit Statt. Ich kenne nicht die Quelle des Autors jener gedruckten Memoiren, die meinige aber ist mein Vater.

bensphiloſophie etwas Libertinage beigemiſcht war, bot dem Mädchen an, ſie im Wagen zu ihrem Abbé zu bringen, deſſen Adreſſe ihr plötzlich eingefallen war. Der Reſt des Abentheuers wurde alſo einem jener Fiakres anvertraut, deren plumpe Geſtalten damals auf dem Pflaſter von Paris einherrollten.

Lekain kam, wie zu erwarten, ſehr ſpät in die Probe. Die Damen der Komödie hatten auch ihre andern Beſchäftigungen; ſie ſchmollten alſo. Das heißt, in ſo weit dies gegen einen Schauſpieler erlaubt war, der das Glück dieſes Theaters machte.

„Um meinen Fehler wieder gut zu machen,“ begann er, „will ich Ihnen den Grund meines Zögerns erzählen, und Sie werden ſehen, meine Schönen, daß Sie dabei einen goldnen Kauf thun.“

„So erzählen Sie, Herr Lekain,“ riefen die Schmollenden, und Lekain erzählte.

„Erlaube, beſter Freund,“ rief ſofort unſer Kamerad Dugazon, der mir zuhört (man erinnert ſich, daß Talma der Erzähler war). „Du ſagteſt, daß Du Deine Schöne in die Straße.... gebracht.“

„Ja,“ fuhr Lekain fort, „zum Abbé Frolay.“

„O, Poſſen! Du ſelbſt biſt von Deiner Neuangekommenen als Novize behandelt worden, und haſt ſie, ſtatt bei einem Abbé, wie Du glaubſt, bei einer Aebtiſſin abgeſetzt.“

„Unmöglich.“

„Möge Dir, mein armer Lekain,“ fügte Dugazon in einem mitleidigen Tone hinzu, „die Ueberzeugung nicht auf eine so bittre Art kommen, als sich leicht voraussehn läßt.“

„Nun, meine Damen,“ begann der große Tragöd in einem halb verschämten, halb verstellt lustigen Tone während des von Erfahrung zeugenden Gelächters derselben: „Freuen Sie sich nur, Sie haben es Ursache; allein indem ich mir vornahm, Sie lachen zu machen, glaubte ich nicht, daß es auf meine Unkosten geschehen würde.“

„Tags darauf sah man Lekain's Cabriolet an der Thür des Doctors Dessault.“

„Der erste Akt war, wie Sie sahen, heitrer Art,“ fuhr der Erzähler fort; „allein der zweite acht Jahre nach dem ersten, wie in einem Drama Shakespeare's, ist tragisch.“

Im Jahre 1778 besaß die niedliche Normännin einen Wagen, ein Hôtel, Lakaien und einen reichen Finanzier, der das Alles bezahlte. Ein liebenswürdiger, oft gewechselter Hausfreund theilte ihr Glück. Entweder aus Stolz oder aus zärtlicher Erinnerung wünschte unsere Normännin aber mit Lekain wieder in Verbindung zu treten. Die Erinnerung an genoßne Freuden ist beständiger, als die an Leiden, zumal an

phyſiſchem Schmerz. Unſer Meiſter ließ ſich, wie man ſagt, gewinnen, zu einer Zeit, wo er daran dachte, vom Publikum Abſchied zu nehmen.

Dieſer feierliche Tag kam. Madame Benoiſt, Lekain's Maitreſſe, wohnte der Vorſtellung bei, und fand, daß ihr Geliebter an dieſem Abende ſich ſelbſt übertraf. Während ſie dies bemerkte, machte ſie einer jener unzeitigen Klätſcher, die es überall giebt, auf die ſchöne Normännin aufmerkſam, welche ſich, glänzend geſchmückt, in einer benachbarten Lage befand. Das Gerücht von der wiedererwachten Neigung Lekain's für dieſes Mädchen war bis zu der Favoritin gedrungen, die ſich nun einbildete, Lekain ſpiele, von der Gegenwart jener Freundin begeiſtert, und wüthend das Theater verließ.

Lekain, noch athemlos von ſeinen übernatürlichen Anſtrengungen, eilte, auf die Nachricht von der eiferſüchtigen Verzweiflung ſeiner Maitreſſe, zu ihr, und fand ſie in Thränen gebadet, denen bald Vorwürfe folgten und welche — — — die einer Frau, welche ſich für verrathen hielt. Jede Leidenſchaft der Liebenden, Zorn ſo gut wie Freude, gleicht dem Gewitter. Leider wollte Lekain bei ſeiner Rechtfertigung ſeinem Blitzen mit Blitzen begegnen. — Er hatte ſich den Abend ſehr angeſtrengt, und in ſeinem Alter, nämlich im 50. Jahre, donnert und blitzt man nicht leicht ohne Gefahr. — — Tags darauf erkrankte der

berühmte Tragöd an einer Unterleibsentzündung, die ihn den 8. Februar 1778 ins Grab legte.

„Sie sehn hieraus, meine Herrn," fuhr Talma fort, „was aus einem so flüchtigen Ereigniß, wie ein Begegnen auf der Straße, entstehen kann. Ich meines Theils werde nie den Mädchen trauen, die mich nach einem Abbé fragen, und wäre es auch der Abbé von Talleyrand, Bischof von Autun," fügte der junge Acteur mit einem sardonischen Lächeln hinzu, was seine Erzählung heitrer endigte, als man erwartet.

Wenn wir vom Theater, wo man die Sitten nachahmt, auf das weitere Theater übergehen, wo sie sich bilden, so finden wir im ersten Viertel von 1790 die Scene ganz anders bewegt. Die schon ernsten, manchmal schrecklichen Vorfälle, welche den Anfang unsrer Revolution bezeichneten, hatten damals die Gemüther getheilt; die geringste Diskussion artete in Zank aus; die einen Augenblick glänzende Morgenröthe unsrer Freiheit verdeckten bald Wolken. Jeden Tag erzählten die Zeitungen von erlaßnen und mit Freuden angenommenen Herausforderungen und im Januar und Februar fielen in Paris mehrere Zweikämpfe wegen politischer Gegenstände vor. Der Vicomte von Mirabeau, unerschrockner Anhänger des Absolutismus, schlug sich mit einem Deputirten aus Bretagne, der zum Glück um den Preis eines von der Kugel mitgenommenen Aile de Pigeon davon-

kam. Ein andrer Bretagner, Herr von Kératri, erhielt leider das verhängnißvolle Blei in den Leib: indeß starb er nicht daran, wie wir jetzt erfahren. Ein Tänzer von der Oper hat ihn so zugerichtet. — Seit der Unterdrückung der Verschiedenheit der Stände erlaubten sich die Schüler Terpsichore's mehr wie eine Art Unordnungen. Einige Tage nach dem vorigen Duell wurden zwei Offiziere der Nationalgarde durch Dragoneroffiziere getödtet. Dergleichen sind die gewöhnlichen Folgen der Exaltation der Parteien.

Außerordentlich muß aber der Umstand scheinen, daß man, Duellen beizuwohnen, wie zu Festen eilte, und daß die Frauen sich am meisten zu solchen blutigen Schauspielen drängten. Man sah bis dreißig Whiski's mit Frauen den Kämpfern nach dem Boulogner Gehölz voraneilen und von ihren Wagen aus sahen die Schönen, welche bei andern Gelegenheiten vielleicht weder grausam noch blutgierig waren, ein Schauspiel mit an, dessen Ausgang ihnen nach ihrem eigenen Geständnisse nicht allemal tragisch genug war. Der Historiker darf diese Neigung des schönen Geschlechts nicht übersehen.

Obgleich aber die Vornehmeren damals so blutigen Moden huldigten, ließ das Volk doch noch oft Zeichen von Liebe zu seinem Fürsten bemerken. Als z. B. in den ersten Tagen des März der König und die Königin in Begleitung des Generals Lafayette die

schöne Spiegelmanufaktur in der Vorstadt Saint-Antoine besuchten, wurde Ludwig XVI. vom Beifallsrufe der Bewohner dieses Stadttheils begrüßt, wo sich oft der Aufruhr regte.

„Wie gut dieses Volk ist," bemerkte der Befehlshaber der Nationalgarde, zur Königin gewendet; „wenn man ihm entgegen kommt!"

„Ja," entgegnete Marie Antoinette, „allein Sie wissen wohl, daß dem nicht so ist, wenn es uns entgegen kommt."

„Madame," sagte Lafayette mit großem Ernst „darum ist es gefährlich, das zu erwarten."

Der März war an wichtigen Maßregeln im Bereiche der Gesetzgebung sehr fruchtbar; während seiner ein und dreißig Tage machte die Revolution einen unermeßlichen Fortschritt. Ueberzeugt, daß es das sicherste Mittel sei, der Verschwendung des Hofes ein Ziel zu setzen, wenn durch Publicität sowohl Geber als Empfänger bloßgestellt würden, decretirte die konstituirende Versammlung am 5. März, daß jenes berüchtigte rothe Buch unverzüglich ihr vorgelegt werde.

Ludwig XVI. gab den Befehl dazu, allein er begleitete dieses geheime Verzeichniß mit folgendem Schreiben an den Präsidenten der gesetzgebenden Versammlung:

„Mein Herr, Rücksichten für das Andenken des „Königs Ludwig XV., meines Vorgängers, welche „die Versammlung zu würdigen wissen wird, wie ich „hoffe, lassen mich wünschen, daß sie das Siegel re„spektiren wird, mit dem ich selbst die durch Kreuz„band zusammengehaltenen, auf die Regierung jenes „Souverains bezüglichen Blätter habe versehen lassen. „Ich baue zu sehr auf das Vertrauen der Versamm„lung, um nicht auf Erfüllung meines Willens zu „rechnen."

Er ward erfüllt. Das Comité der Finanzen, beauftragt mit Prüfung dieses Buches, welches den Schlüssel zu so zahlreichen Beraubungen enthielt, respektirte das den wahrhaft schmählichen Theil desselben verschließende Siegel. Auch Ludwigs XVI. Regierung hatte der ungesetzlich dem Schatze entnommenen Millionen genug aufzuweisen, allein dieser Monarch verdiente die im Bericht über die vorgenommene Prüfung enthaltene Stelle: „Wenn das rothe Buch veröffentlicht wird, werden alle Franzosen darin sehen, daß, während die Minister des regierenden Königs ihn hintergingen, um Millionen zu Gunsten nutzloser Höflinge zu entnehmen, er selbst nichts bezog und von Beraubungen umgeben, die er nicht kannte, sogar persönliche Genüsse der Sparsamkeit und Wohlthätigkeit aufopferte."

Allein die unglückliche Blindheit und das Vertrauen dieses Fürsten in Regierungssachen ließen hundert Mal mehr entwenden, als seine persönliche Sparsamkeit ersetzen konnte. Die Nation bebte, als sie am 1. April im Moniteur lesen konnte, daß vom 19. Mai 1774 bis 16. August 1789 im rothen Buche 228 Millionen Ausgaben, beinahe 15 Millionen das Jahr, verzeichnet waren. Was würde dieses gute Volk von Frankreich gesagt haben, wenn ihm auch das Geheimniß der „Ordonnanzen zu Baarzahlungen" enthüllt worden wäre, eine andere Manier des Raubes, welche binnen acht Jahren 860 Millionen zu ungesetzlichen und nutzlosen Pensionen u. s. w. entführte!

Nur Weniges will ich aus dem rothen Buche beibringen; es genügt zu wissen, daß blos unter dem Minister Calonne Monsieur, Graf von Provence, 12,824,000 Livres (November 1783), und der Graf von Artois 14,550,000 Livres (April 1787) bezogen. Kurze Zeit nachher verlangte der Letztere noch eine kleine Subsidie von 7,500,000 Livres.

Um gerecht zu sein, muß der Unterschied bemerkt werden, welcher zwischen beiden Hoheiten bei der Verwendung des Geldes bestand. Der Graf von Provence arrondirte seine Güter, verbesserte seine Renten, bereicherte seine Bibliothek, und man begreift, daß es glorreich für die Nation sein mußte, durch einige kleine

Beisteuern zur persönlichen Zufriedenheit eines so guten Prinzen beizutragen.

Was den Grafen Artois anlangt, so brauchte er den Schweiß des Volks, um Spielschulden zu bezahlen; prächtige Equipagen, Diamanten, Hôtels an gewisse, allerdings reizende Tänzerinnen zu verschenken, z. B. an Mademoiselle Duthé *), deren schöne Augen und zartes blondes Haar in der That der Mühe sehr werth waren, einige Millionen Canaille zu drücken, um einen kennerischen Prinzen in den Stand zu setzen, ihr goldne Altäre zu errichten.

Aber, — werden hier meine Leser aus dem neunzehnten Jahrhundert sagen, — das sieht ja den geistlichen Bestrebungen gar nicht ähnlich, zu deren Augenzeugen uns S. M. Karl X. unlängst gemacht! Darauf ist zu erwiedern, daß im fünf und zwanzigsten und dreißigsten Jahre einem Prinzen die Hölle sehr fern zu liegen scheint; im siebzigsten aber sieht er sie sich sehr nahe und empfindet um diese Zeit, daß zur Erwerbung des Himmels auf dem Pfade der Frömmigkeit gewaltige Schritte nöthig sind. Wie sehr

*) Die eignen Denkwürdigkeiten der Mademoiselle Duthé, welche durch die Zahl und Vielfältigkeit ihrer pikanten Verbindungen zu den berühmtesten galanten Damen jener Zeit gehörte, sind: Galanterien, Abentheuer und Liebschaften einer jungen Dame von Stande. 4 Bände. Leipzig, Literarisches Museum.

hatte aber auch dieser treffliche Monarch die Relais auf seiner Straße vervielfältigen lassen; da waren Missionen, große und kleine Seminare, Montrouge und Saint-Acheul, Congregationen ꝛc., genug, um Robert den Teufel selbst zum ewigen Heile zu führen.

Nunmehro folgte im rothen Buche die privilegirte Familie von Klein-Trianon, jene Polignac's, deren Verdienste immer gelohnt, aber nie genannt wurden, und das aus guten Gründen. Gleichwohl fielen für sie nur Brocken ab im Vergleich mit den oben genannten Haifischen: Was sind z. B. 1,200,000 Livres ein Mal und 120,000 ein Anderes, 120,000 ein drittes Mal, so wie 700,000 Livres jährliche auf alle Glieder dieses Geschlechts zu vererbende Pension! Auch die Frau Herzogin von Grammont hatte „ihre guten und loyalen Verdienste," ihr Herr Bruder, der Herzog von Choiseul hätte sie bezeugen können, als würdig des rothen Buches. Diese Dame bezog dafür jährlich 150,000 Livres.

Was aber noch minder legal erschien, war, daß die Regierung von Madame Du Barry im rothen Buche die ihres königlichen Anbeters überlebte, und zwar nicht allein in Betreff ihrer Person, sondern auch für ihre Verwandten und Günstlinge.

Sie selbst fand sich voran mit einer Kleinigkeit von 5 Millionen Livres ausgezeichnet, welche auf Befehl Ludwig XVI. als Rückkauf einer Rente von

1,200,000 Livres gezahlt wurden. Diese Sultanin Valide bezog außerdem vierteljährlich 300,000 Livres; sodann kam eine Pension von 80,000 Livres für ihren Mann, eine andere von 150,000 für ihren Schwager; endlich folgten die von der Exfavorite empfohlenen Personen: der Bischof von Agen mit einer Pension von 40,000 Livres, der Herzog von Villeguier mit 60,000 Livres, zahlbar gegen Anweisung von Madame Dubarry; der Herzog von Coigny mit 100,000 Livres, in Folge der Empfehlung der Dubarry. Derselbe Herzog erhielt aber noch eine Pension von 200,000 Livres in Folge der Empfehlung der Königin. Ob es wohl dieselbe Gattung von Verdiensten war, welche diese Freigebigkeit beider Damen belohnte?

Neben dem Herzog von Coigny konnte man erwarten Herrn Arthur de Dillon zu finden; dieser, der „schöne Dillon" genannte Edelmann empfing auf Verwenden der Königin eine Pension von 160,000 Livres. Auch Herr von Besenval stand mit 60,000 Livres Pension und einer Summe von 200,000 im rothen Buche, mittelst welcher dieser schweizerische Soldat seine Angelegenheiten zu ordnen versucht hatte, die sich noch weit besser geordnet haben würden, hätte er am 12. bis 14. Juli 1789 die Pariser vertilgen können.

Damit mag es genug sein; der D'Alligre, Montesquiou, Vaudreuil, Noailles, Broglie will ich nicht

weiter erwähnen, obgleich alle diese Staatsdiener im Geheim dafür belohnt wurden, daß sie sich ihren Dienstleistungen entzogen. Durch welche Liebesintrigue Beaumarchais zu einer Pension von 100,000 Livres gekommen, mag ich auch nicht untersuchen; es sind der Finanzthorheiten und Unwürdigkeiten schon genug an's Licht gestellt worden, und ich wende mich wieder zu den im März 1790 bewirkten Reformen.

Durch ein Dekret vom 16. wurden die Lettres de cachet aufgehoben, und jedem willkürlichen Verfahren der Gewalt wider die Freiheit der Bürger ein Ziel gesetzt. Sie hörten auf das Spielwerk der üblen Laune eines Höflings, der Capricen einer Buhlerin zu sein.

Am 21. wurde einstimmig das Aufhören des Salzmonopoles verordnet, und von da an bekam das Volk soviel Salz für einen wie vorher für vierzehn Sous.

Am 24. vernichtete ein Dekret alle Auszeichnungen und Genüsse, welche sich aus den Feudalzeiten herschrieben.

Im April ihre Befreiungsarbeiten fortsetzend, erklärte die Nationalversammlung am 16. alle Schulden der Kirche für Nationalschulden, und hob jede auf den verkauften geistlichen Gütern haftende Hypothek auf.

Ein Dekret vom 29. gab den Getreidehandel frei; ein anderes vom 30. setzte Geschwornengerichte in Kriminalsachen ein; eine unberechenbare Wohlthat, die einen furchtbaren Wall zwischen der Nationalfreiheit und der Willkühr aufrichtete.

Die Wege ins öffentliche Leben erweiterten sich, das vertraute aber liebt geschlängelte und enge Pfade und in Bezug auf Intriguen, besonders galante Intriguen, welche seit Ludwig XV. obenanstanden, hatte die Revolution nichts geändert.

In der Nationalversammlung war ein adeliger Abgeordneter, Namens de Cer.... Wie weit er sich zu dem System allgemeiner Reformen hielt, weiß ich nicht, durch persönliches Betragen hatte er jedoch noch sehr wenig dazu beigetragen. War des Abends die Sitzung vorüber, so zog der Herr Repräsentant seinen mauergrauen Rock an und ging auf Abenteuer aus. Mitunter besuchte er die galanten Fremdlinge des Theaters, am meisten Vergnügen gewährte ihm aber eine Intrigue bei Maskenbällen.

Herr de Cer... besaß ein großes Vermögen und konnte sich folglich als kühner Forscher allen sich ihm darbietenden Gelegenheiten zu Galanterien hingeben. Eines Abends war er auch beim Ball im Opernhaus, wo es an feinen Partien nie gebrach, wenn man nur guten Willen hatte sie aufzunehmen. Daran litt aber

der Held dieser Geschichte niemals Mangel. Er hatte bald Madame Dug... erkannt, welche dem Stallmeister Aslhey ihren Arm gab, indessen nachlässig genug, um den galanten Deputirten vermuthen zu lassen, sie werde eine neue Bekanntschaft mit Freuden anknüpfen. Der Stallmeister ging aber nicht von der Schönen, und gegen drei Uhr des Morgens mußte ihm de Cer... mit Madame Dug... gleichzeitig einen Platz in seinem Wagen anbieten.

So rollte denn das Kleeblatt vom Balle durch die finstern Gassen der Behausung der Dame zu, wo der Deputirte den lästigen Engländer verabschiedet zu sehen hoffte. Dies zu bewirken ließ Cer..., bekannt mit dem Tarife der Gefälligkeiten des charmanten Weibes, eine Rolle von 25 Louisd'or in ihre Hand gleiten.

Die Rolle wurde ohne Zögern angenommen und es schien sonach unbezweifelt, daß der Handel richtig sei. Wie fühlte sich aber der galante Pränumerant überrascht, als er an der Thür von Madame Dug... wegen angeblich plötzlich überkommener Migraine verabschiedet wurde, die jedoch nicht für den Engländer vorhanden war.

Wüthend über diesen Betrug entfernte sich Cer..., schwur aber, die Sache keineswegs hingehen zu lassen, und eilte am folgenden Morgen sehr früh nach der

Wohnung von Madame Dug.... Eine Kammerfrau versuchte ihn vom Eintritt in das Heiligthum abzuhalten, wo die räuberische Venus ruhte, allein er drang mit Gewalt ein, und fand die Treulose noch in den Armen des Engländers.

Mit Bestimmtheit verlangte hier Cer... seine 25 Louis zurück, Madame behauptete dagegen, sie sei rechtmäßige Besitzerin. Der Repräsentant schrie über Spitzbüberei, die Dame über Unverschämtheit, bis endlich der Engländer das Wort nahm.

„Sie haben," meinte er zu Cer... gewendet; „diese Nacht geglaubt Ihre Rolle in die Hand von Madame zu legen, allein es war meine Hand."

„So kommt es also Ihnen zu, sie mir zurück zu geben," schloß der Deputirte.

„Einen Augenblick Geduld, muß ich bitten," fuhr der Engländer fort: „ich habe allerdings die Rolle empfangen, allein sie nachher in Ihrem Sinne an Madame überreicht."

„Und ich habe mich bei dem dafür bedankt, von dem ich sie empfing," setzte die schlaue Nymphe hinzu.

„Sie sehen, mein Herr," nahm Aslhey wieder das Wort, „daß ich ein ehrlicher Depositair bin, und ich empfehle mich Ihnen für ähnliche Fälle."

Herr de Cer... bemerkte sehr wohl den in des Begünstigten Rede liegenden Spott, den übel zu nehmen indeß gefährlich sein konnte. Indessen war der Wildfang bei Streitigkeiten minder empfindlich als in Sachen der Galanterie und zog daher hastig ab. Er nahm sich jedoch vor, seine Louisd'ors nicht mehr rollenweise im Dunkeln den Händen anzuvertrauen, welche sich zur Aufnahme derselben bereit finden würden.

Während die Freiheit in Frankreich große Fortschritte machte, trachteten auch die Bewohner unserer Kolonien, sie zu erwerben, und behaupteten, eine freie Hauptstadt dürfe nicht Besitzungen haben, auf denen das Joch der Sklaverei laste.

Aus einem Schreiben an Herrn Moreau de Saint-Mery erfuhr man um die Mitte März 1790, daß im November vorher auf Martinique ein allgemeiner Aufstand auszubrechen drohte. Am 8. März schon hatte die Nationalversammlung auf Barnave's Antrag beschlossen, daß jede Colonie in Bezug auf die französische Konstitution ihre Wünsche darlegen könne, jedoch unter der Bedingung, den allgemeinen Grundsätzen sich zu fügen, welche über das Band zwischen Kolonie und Mutterland gölten und die Erhaltung der Rechte beider sicherten. Dasselbe Dekret berechtigte auch zur Bildung von berathenden Versammlungen in den Kolonien. Alles das bezog sich aber nur auf die Weißen; in der Lage der Schwarzen schien es, sollte

nichts verändert werden, und dieſe wollten ihre Anſprüche auf Menſchenrechte mit Gewalt durchſetzen.

Zu derſelben Zeit, wo jene beunruhigenden Nachrichten aus Martinique eintrafen, langten auch von einem andern Punkte Amerika's Neuigkeiten von großem Intereſſe an. Seit längerer Zeit ſchon war die Spur von La Peyrouſe und ſeinen Gefährten verſchwunden, im März 1790 erhielt man aber über England eine Kunde von dieſem Seefahrer. Ein Schreiben aus dem nordweſtlichen Amerika an Sir Joſeph Banks, Präſidenten der königlichen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften in London, beſagte:

„Beim letzten Beſuch des Kapitäns Barkley auf Isle de France, der ein mit Pelzhandel beſchäftigtes Schiff befehligt, war dort ein Fahrzeug von Batavia angekommen, deſſen Kapitain Nachricht von La Peyrouſe gab. Derſelbe befand ſich im Mai 1789 mit ſeinen beiden Schiffen zu Batavia. Beide Fahrzeuge waren aber in ſchlechtem Zuſtand, und man war mit Kalfatern derſelben beſchäftigt. La Peyrouſe hatte nichts darüber geäußert, ob er ſeine Entdeckungsreiſe fortſetzen, oder nach Europa zurückkehren wolle. Sein erſter Aſtronom war geſtorben.“

Das waren die letzten Nachrichten, welche man über den Kapitain La Peyrouſe beſaß, als der Kapitän Dumont-d'Urville während einer neuern Reiſe den

Untergang jenes unglücklichen Seefahrers bestätigt fand. Ich komme zu seiner Zeit auf D'Urville's Expedition zurück.

Bei Gelegenheit der Reisen muß ich wohl von selbst auf Le Vaillant's Reise ins Innere von Afrika kommen. So jung ich 1790 noch war, mit so großem Interesse las ich die davon erschienene Beschreibung. Heutiges Tages, wo ich in jenem Werke etwas Anderes wie die wunderbaren Abentheuer erkenne, an denen das Kind sich erfreute, staune ich die unternehmende Kühnheit Le Vaillant's an und die Entschlossenheit, die außerordentlichen Mittel, die vielfältigen Versuche, welche er zur Ueberwindung der Schwierigkeiten und Beherrschung der Gefahren aufwenden und wagen mußte, von denen er unaufhörlich umgeben war. Sein Werk zieht den Leser nicht blos durch den überraschenden Inhalt an, es fesselt ihn durch den Zauber der Wahrheit und die wahrhaft philosophischen Reflexionen, welche darin verwebt sind, endlich durch naturhistorische Beobachtungen, welche ihm allein Erfolg sichern würden, indem sie dieser Wissenschaft neue Elemente zuführen. Kurz, Le Vaillant hat sich unbestreitbar einen Platz unter den ersten Reisenden des achtzehnten Jahrhunderts erworben.

Wir wollen nun noch einen Blick auf die Erscheinungen jener Zeit im Fache der Kunst und Literatur

werfen, auf die sie sich gerade nicht etwas Besonderes einbilden, aber doch etwas zu gut thun kann.

Ein junger Mann Namens Demoustier, durch eine graziöse Dichtung schon bekannt, gab im März 1790 ein Gedicht „die Freiheit des Klosters" heraus, eine Sammlung anmuthig leichter Verslein, die sich zum Epos wie ein Gelegenheitsstück zu einer guten Komödie verhielten. Plan, Handlung durfte man nicht darin suchen, allein frische Skizzen, hübsche Details, geistreiche Gedanken. Das Gedicht bestand aus vier Gesängen; im ersten ließ der Verfasser die Wünsche der jungen, wider Willen zum Klosterleben verurtheilten Nonnen vernehmen; im zweiten war der grobe Cynismus der Mönche, ihre thierische Gefräßigkeit und Trägheit geschildert; im dritten Gesang trat die Freiheit auf, umgeben von einer patriotischen Glorie, geschmückt mit dreifarbigen Bändern, und rieth den Franzosen, Kloster und Klausur zu stürzen, allein ohne Unsittlichkeit oder das Vergessen der Keuschheit dadurch zu veranlassen, ohngefähr geradeso, als wenn man einen Damm durchbricht, und den entfesselten Wogen sagen wollte: richtet mir keine Ueberschwemmung an! Im vierten Gesang endlich proklamirt dieselbe Göttin singend das Dekret zur Aufhebung der Klöster. Durch das Ganze schlingt sich die Geschichte eines Abailard und einer Heloise des achtzehnten Jahrhunderts, und das Dekret macht sie zuletzt glücklich.

Dieses Gedicht theilte die glänzende Aufnahme von Gretry's damals erschienenen „Mémoires et essais sur la musique," welches Werk nicht etwa, wie der Titel urtheilen läßt, eine technische und trockene Abhandlung ist. Der Künstler hat die moralische Seite der Kunst aufgefaßt, und erzählt eine Menge pikanter Anekdoten über die Gewalt der Töne. Der Vater des „Silvain" sagte, sie wären für seine Freunde geschrieben, zu diesen wurden aber Alle, welche sein anziehendes Werk lasen.

Ich hörte Jemand von diesem Buche sagen: „Wenn ich darin lese, amusire ich mich wie ein Herzog und Pair." — „Ohne Zweifel meinen Sie, vor der Aufhebung der adeligen Titel;" bemerkte dazu irgend ein entmarquis'ter Edelmann, und ein Dritter kam dadurch auf den Gedanken, eine kurz vorher in den Tuilerien vorgefallene Anekdote zu erzählen, welche beweisen sollte, daß Ludwig XVI. selbst sich an den Umgang mit Bürgerlichen gewöhne.

„Der König, der nicht weiß, was er mit der Zeit anfangen soll, seit er nicht mehr nach Belieben jagen kann, und seine Versetzung in die Tuilerien ihn seiner Schlosserwerkstatt entrückt hat, ging niedergeschlagen in seinen Gemächern hin und her, wo gleichzeitig auch der Offizier der im Schlosse befindlichen Wache der Nationalgarde hin und her lief. Ich glaube, er war ein Posamentier aus der Straße St. Honoré, und

auf seinen Zügen spiegelte sich die ganze Leidenschaftlosigkeit eines Mannes, der gewohnter war, Borden zu messen, als sich um öffentliche Intriguen zu bekümmern. Sein behagliches Wesen gefiel dem Könige.

„Verstehen Sie Trictrac?" fragte Ludwig XVI., indem er sich ihm näherte.

„Ja, Sire," versetzte der Ueberraschte.

„So wollen wir eine Partie machen, wenn's Ihnen recht ist!"

„O Sire, zu viel Ehre für mich."

„Nicht doch, mein Lieber; Ihnen wird die Zeit lang und ich langweile mich; wir wollen sehen, ob wir uns nicht gegenseitig helfen können. Ihr Dienst hat . . . wie der meinige," setzte Ludwig XVI. mit einem Seufzer hinzu, „seine langweiligen Augenblicke."

Auf ein Zeichen des Königs brachte ein Bedienter die Materialien zum Trictrac herbei; der Offizier spielte mit größerer Nachlässigkeit, als zu erwarten war, seine Partie mit dem Abkömmling Heinrichs IV. und verlor neun Franken. Als der König jetzt benachrichtigt wurde, daß sein Diner aufgetragen sei, steckte er die drei Thaler ein, und versprach dem Posamentierer Re-

vanche zu geben. — — Wahrscheinlich rechnete dieser ehrliche Professionist den Verlust seiner neun Franken unter die glücklichsten Ereignisse seines Lebens.

Als der Erzähler geendigt hatte, begann ein Herr, der seine Füße ohne Umstände auf die Kamineinfassung stellte, auf eine wenig ehrerbietige Weise von dem Adel zu sprechen, dessen Titel eben vernichtet waren. Ich hörte den Sprechenden Cherin nennen, und man fügte hinzu, er könne diese Materie ex professo behandeln, indem er als erster Genealogist Frankreichs bekannt sei. Ein Witzling der Gesellschaft fragte, ob Herr Cherin sein Amt verkauft hätte, als man ihn unterbrach, um die Bemerkungen des Wappenorakels zu hören.

„Wahrhaftig!" begann er „man könnte ohne viele Umstände die sogenannten Titel des Adels verbrennen; es ist meistens falsche Münze. Erstens giebt sich nämlich ein gutes Drittel für adlich aus, und ist es nicht, und dann kenne ich in Frankreich nur 300 Edelleute, welche unwiderleglich 400 Jahre ihres Adels beweisen können. Von 15,000 bis 16,000 Familien, die sich mit ihrer edlen Abkunft im Königreiche brüsten, sind kaum 1,500 durch den Degen adlich; gegen 8,000 haben den Adel von ihren Stellen, und 6,000 sind durch öfters vom Hofe verkaufte, als aus andern Gründen ertheilte Patente in den Adelstand erhoben worden. Das ist, meine Herren, die nackte Wahrheit,

beraubt des glänzenden Schmuckes, der die Zeitgenossen täuschen, ihre Huldigungen erzwingen, und manchmal sie um ihr Geld bringen sollte. — — Dixi."

Nicht als Adlichen, sondern als Militair von Talent und Muth stellten die Herrn de Crillon und Emery 1790 den Jakobinern einen Offizier, Namens Dumouriez, vor. Sein Auftreten unter den Notabilitäten der Revolution war seltsam. — In der Straße Montmartre und deren Nähe gab es ein Kinderbataillon, zu dem ich gehörte, und was recht hübsch Nationalgarde spielte.

Dumouriez, der in diesem Quartiere wohnte, fand Vergnügen daran, die kleinen Soldaten zu exerciren. Er führte sie in die elyseischen Felder, und zeigte ihre gewandten Bewegungen den Parisern. Unser neuer General, der sich mit aller Gewalt bemerklich machen wollte, kam auf den Gedanken, die Königin einzuladen, um seine kleinen Eleven zu sehn. Diese Prinzessin folgte der Einladung, entweder aus Neugierde, oder um den Dauphin zu vergnügen, den sie mit sich nach den elyseischen Feldern nahm. — Nach einigen Besuchen Marien Antoinettens wagte der gewandte Dumouriez, ihr zu verstehn zu geben, daß es ausnehmend politisch sein würde, ihren Sohn dem Kinderbataillon einzuverleiben. Die stolze Oestreicherin runzelte Anfangs die Stirn. — — Einen Enkel des heiligen Ludwig encanailliren, ihn mit unwürdigen Bürgern vermischen,

schien ihr ein sehr übler Vorschlag, weshalb sie mit einer Art von Verachtung gegen ihre vertrauten Rathgeber davon sprach. Indeß erwiederten diese, die Idee sei nicht übel, und Popularität von Seiten eines Prinzen, der noch Kind sei, würde ganz ohne Folgen sein, und den Parisern sehr gefallen. Marie Antoinette ließ sich in Bezug auf einen ihren Absichten so sehr widersprechenden Punkt nicht überzeugen. Ludwig XVI. erklärte aber, der Dauphin solle in das Kinderbataillon eintreten.

Der Dauphin wurde demnach, anfangs als Gemeiner, einrangirt; man gab ihm eine niedliche Uniform, eine leichte Flinte, einen Säbel und Patrontasche. Als Grenadier von fünf Jahren war seine Mütze größer als er selbst. — — Indeß hatte man doch Sorge getragen, das Ende des blauen Ordensbandes sehen zu lassen, und unter dem Lederzeuge hervorschimmerte der Stern des Heiligengeistordens in Diamanten. Ein gemeiner Nationalgardist, Ritter der königlichen Orden; der Sohn Ludwigs XVI. von dem Sohne eines Mützenhändlers der Straße Montmartre commandirt, dies konnte nicht Bestand haben, war eine Profanation. — — Nach drei Wochen wurde der Dauphin Commandant, und zwar unter dem um so einstimmigern Beifall seiner Kameraden, als seine Mutter sie täglich mit Backwerk besoldete.

Dumouriez verfaßte über dies Abentheuer eine hübsche Denkschrift, worin er Sesostris, Cyrus und

Peter den Großen anführte. Das Werkchen wurde gelesen und gefiel; allein der Weg, den sich der Autor zum Tempel des Glücks gebahnt, war sehr schmal. Während er seine kleine Mannschaft in den elyseischen Feldern manoeuvriren ließ, waren die wenigen Mittel, die er nach Paris gebracht, erschöpft. Seine Gesuche beim Kriegsminister um Anstellung blieben ohne Resultat, und er mußte bald sein Silberzeug verkaufen, um leben zu können. Nachdem auch diese Hülfe ein Ende genommen, fand Dumouriez eine Freundin, bei der er wohnte, und die ihn ziemlich lange unterstützte. Diese Freundin war Rivarol's Schwester.

Trotz seiner Thätigkeit und einiger angesponnener Intriguen ungeachtet, gelang es Dumouriez nicht sofort, sich hervorzuthun; allein ich werde seinen Namen bald wiederfinden.

Während dieser Militair sich bemühte, von sich reden zu machen, fand Talma dagegen, daß man sich zuviel mit ihm beschäftigte, und zwar nicht mit seinem Spiel, sondern mit seiner Person. Dieser Künstler hatte in den Augen seiner Kameraden den großen Fehler, ein schon sehr ausgezeichnetes Talent zu haben, und beim Publikum beliebt zu sein. Mehrere Schauspieler der französischen Komödie verabscheuten ihn herzlich. Natürlich sagte keiner von ihnen den geheimen Grund seines Hasses; man hätte sonst gestehen müssen, daß Talma den Vorzug verdiente, dessen Gegen-

ſtand er war, und Eiferſucht macht nie dergleichen Geſtändniſſe. Allein bei jeder Gelegenheit ſuchte man dem jungen Tragöden Verdruß zu machen, 1790 geſchah dies wegen ſeines Dienſtes in der Nationalgarde.

Vermöge eines ziemlich üblen Zufalls hatte Talma zum Kapitain, vielleicht gar zum Kommandanten, den Schauſpieler Naudet, einen ſeiner heftigſten Gegner. Hätte ſich eine Discuſſion zwiſchen dem Schöpfer der Rolle Karls IX. und Naudet über den dramatiſchen Dienſt erhoben, ſo hätte gewiß Erſterer in Vergleich mit Letzterem als wahrer Recrut raiſonnirt; allein es handelte ſich um militairiſche Thätigkeit, und in dieſem Punkte beſaß Naudet den Vortheil. Er beſchuldigte alſo Talma ſeine Pflichten ſchlecht zu erfüllen, ſowohl auf dem Poſten, als in der Patrouille, und gewöhnlich von der Wache zu deſertiren, um bei ſich zu Hauſe zu ſchlafen. Indeß waren dies nur Kleinigkeiten in Bezug auf eine ernſtere Anklage, daß ſich nämlich Talma bei der Einnahme der Baſtille auf einem Boden verſteckt habe. Der Beſchuldigte leugnete die ihm aufgebürdete Scheu vor dem Waffenſpiele, und verſicherte, daß er ſich an einem Dachfenſter befunden, um von oben herab auf die Huſaren von Berchigny zu ſchießen.

Acht Tage lang verfolgten die Einwohner in den Journalen dieſe an Briefen und Antworten reiche Discuſſion. Ich glaube, die Pariſer merkten am Ende,

daß nur die Eifersucht der Schauspieler dahinter sei, und erklärten sich für den ausgezeichnetsten Acteur, indem sie mit Recht hinzufügten, daß man im Theater als Held von Athen, Rom oder Venedig Bewunderung verdienen könne, ohne zu Paris ein sehr eifriger Nationalgardist zu sein.

Diese Intrigue war nicht die einzige, welche 1790 gegen Talma angesponnen wurde. Wie aus einer der Nationalversammlung von ihm überreichten Petition erhellte, suchten seine Feinde nicht nur seine bürgerliche Existenz anzutasten, sondern auch seinem häuslichen Glück Hindernisse in den Weg zu legen. In dieser letztern Beziehung waren aber nicht seine Kollegen, sondern der Pfarrer von St. Sulpice sein Gegner, der sich weigerte, ihn zu trauen. In seiner Petition stellte Talma vor, daß von allen, kürzlich als heilig anerkannten Menschenrechten, das, sich zu verheirathen, das am Längsten anerkannte und evidenteste scheine, weil Gott selbst den ersten Menschen empfehle, sich zu vermehren. Nach kurzer Discussion sandte die Versammlung, ohne Zweifel von einer so frommen Logik überzeugt, Talma's Gesuch an die Comité's der Constitution und der Berichte. Eine Stimme rief: „Der Pfarrer von St. Sulpice ist ein Undankbarer, Karl IX. ein Sakrament zu verweigern."

Um die Mitte April's wurde die Neugierde der Pariser lebhaft von dem berühmten Paoli aufgeregt,

der die Nationalität der Corsen gegen Ludwig XV. vertheidigte. Besiegt, wanderte er aus. Als aber das Dekret vom 30. November 1790 Corsika zum integrirenden Theile Frankreichs erklärte, schien Paoli Franzose zu werden. Lafayette stellte ihn Ludwig XVI. vor, und derselbe General brachte ihn auch in die Nationalversammlung nebst der, ihn begleitenden, und von ihm präsidirten, corsischen Deputation. Paoli war ein Greis von edlem Ansehn, der das Haupt hoch trug, dessen Züge aber mehr Stolz, als Offenheit ausdrückten. „Meine Herren," begann er, „dieser Tag ist der schönste und glücklichste meines Lebens; ich habe es damit hingebracht, die Freiheit aufzusuchen, und sehe hier das edelste Bild davon. Ich verließ mein Vaterland unterjocht, finde es frei wieder und habe nichts weiter zu wünschen. Seit meiner zwanzigjährigen Abwesenheit weiß ich nicht, welche Veränderungen der Despotismus bei meinen Landsleuten hervorgebracht; allein er hat nur traurig wirken können. Sie haben aber jetzt den Corsen ihre Ketten genommen, und ihnen dadurch ihre frühere Tugend wiedergegeben."

„Indem ich in mein Vaterland zurückkehre, können Ihnen meine Gesinnungen nicht zweifelhaft sein; Sie waren großmüthig gegen mich, und ich war nie ein Sklave. Mein voriges, von Ihnen gebilligtes Benehmen verbürgt Ihnen mein zukünftiges. Ich kann

sagen, mein ganzes Leben war ein Eid der Freiheit. Es ist schon so gut, als hätt' ich ihn der zu begründenden Konstitution geleistet; allein noch habe ich ihn der Nation zu leisten, die mich adoptirt, und dem Souverain, den ich anerkenne. Diese Gunst verlange ich von der ehrwürdigen Versammlung."

Als dieser Schwur geleistet war, erkannte der Präsident Paoli und seinen Landsleuten die Ehren der Sitzung zu; dann schickte sich Lafayette an, dem berühmten Corsen die der Hauptstadt zu erweisen.

Zuerst führte er ihn nach den Ruinen der Bastille, die man vollends niederriß. Der Unternehmer der Arbeiten bot ihm einen aus dem letzten Kerker genommenen Stein an, den Paoli mit sich nahm und sorgfältig verwahrte. Vielleicht war es in Folge dieser Thatsache, daß ein Zuschauer eine große Zahl anderer Steine in kleine Bastillen formen ließ. Anfangs war diese Erfindung ziemlich einträglich; denn jedes Departement, jeder Distrikt, jede große Commun wollte ihre Erinnerungsbastille haben. Indessen mangelte bald das wahre Material, indem der Unternehmer der Demolirung des Forts St. Anton den Spekulanten nicht ausschließlich die Lieferung der Materialien zugesichert hatte. Merkwürdig ist noch, daß man nach Niederreißung der Bastille mit den Steinen das Gefängniß Sainte Pélagie zu bauen begann. So wenig harmoniren öfters die Consequenzen mit ihren Prinzipien.

Um den Handel fortzusetzen, mußte man Steine aus andern Quellen nehmen. Aristokraten entdeckten bald den Unterschleif, und machten nun in den Zeitungen bekannt, die Steine zu den Erinnerungsbastillen kämen direkt aus den Steinbrüchen von Montrouge und Clamart. — Der Bastillenhandel hörte dadurch auf, und der Spekulant war genöthigt, den in seinem Hofe aufgehäuften Steinen eine andere Bestimmung zu geben; er verkaufte sie an einen Maurer, der die Gefängnisse von La Force damit ausbesserte.

Als Lafayette mit Paoli die Ruinen der Bastille besuchte, umwehte sie noch aller Zauber heroischer Erinnerungen, und sie waren das begeisternde Denkmal einer gewaltigen Poesie. Eine kleine Episode, die nicht zufällig sein konnte, trug dazu bei, die Anwesenheit der beiden Freunde der Freiheit auf den Trümmern des Monuments des Despotismus imposant zu machen.

Die Starken der Halle, das lebendige Emblem der Volksgewalt, stellten sich Lafayette mit einem Banner vor, das die Inschrift trug:

„Stark für's Vaterland."

Die Rednerin dieser Wackern sprach die folgenden wenigen Worte: „General, indem wir vor Ihren Augen für das Vaterland arbeiten, fühlen wir unsere Kraft verdoppelt. Simson soll einst 600 vornehme Philister durch den Einsturz eines Tempels erschlagen

und mit ihnen seinen Tod gefunden haben. Die Starken der Halle würden desselben Opfers fähig sein, wenn es noch Feinde der französischen Freiheit gäbe."

„Meine Freunde," erwiederte Lafayette halbernst, „die Philister, welche das französische Volk bekämpft, werden von ihm besiegt werden, wie die, über welche Simson triumphirte. — Aber, Ihr seht," fuhr Lafayette fort, „daß die Tempel des Despotismus zusammenstürzen, ohne den Simson zu vernichten, der sie zerstört."

Paoli billigte durch ein geistreiches Lächeln die Allegorie des Generals, worauf sich die Starken unter dem Rufe: „Vivat Lafayette! Vivat Paoli," entfernten.

Einige Tage nachher wollte der Freund Washington's dem berühmten Corsen das Schauspiel einer Revüe der Nationalgarde gewähren, die zu jener Zeit schön, zahlreich und wirklich zur Führung der Waffen geschickt war. So sehr fördert der Enthusiasmus. Es mag jetzt eine Anekdote folgen, welche zu einer der kräftigsten Devisen der französischen Revolution Veranlassung gab.

An der Fronte eines Bataillons hinreitend, bemerkte Lafayette, zu entfernt, um sie lesen zu können, eine Inschrift auf dem Beile eines Sappeurs, und wünschte, sie kennen zu lernen. Der Sappeur trat

also hervor, und der General las: „Frei leben oder sterben.“ Dieser feurige Patriot schien so von dieser Devise entzückt, daß sie acht Tage nachher auf alle Beile der Sappeurs gravirt war. Bekanntlich befand sie sich seitdem im Herzen der Franzosen.

Ich habe bisher gezögert vom „Philinte de Molière“ zu sprechen, einer Komödie in Versen von Fabre d'Eglantine, die auf dem Nationaltheater zu Ende Februar 1790 lebhafte Sensation erregte. Man muß dies Werk nicht unter dem Einflusse alter Ideen von starrer Bewunderung für die Kreaturen unserer Szene beurtheilen, und noch weniger nach der Meinung der Zeitgenossen, welche jedes ältere Werk für verwerflich erklärt, blos weil es nicht ihrer Zeit angehört. Der Philinte verbindet mit den Freiheiten der Komik der alten Schule den höchsten Grad abentheuerlicher Kühnheit der modernen Dramatiker. Das Publikum war Anfangs überrascht, selbst betroffen von der Verwegenheit des Autors, den Menschenfeind fortzusetzen, ohne Molière zu sein; indeß hörte man mit Aufmerksamkeit, Vergnügen und am Ende mit Enthusiasmus zu, der jedoch nicht in kunstrichterlichem Sinne wörtlich genommen werden darf, da er mehr eine Folge der Ueberraschung des Publikums war, das gegen den Verfasser eingenommen war, und völlig unerwartete Schönheiten fand. Unpartheiisch gesprochen, hatte das Stück einen guten Plan, dabei aber den Fehler, mitunter lang-

weilig und durch Unwahrscheinlichkeiten entstellt zu sein. Der Styl war incorrect, dunkel, bot aber öfters überraschende und muntere Stellen dar, und das Ensemble war unseres großen Dramatikers würdig.

Diese Neuigkeit, und Larive's, des beliebten Tragöden Rückkehr, sicherte dem Nationaltheater reiche Einnahme während eines Theiles des Sommers.

Lange hatte man diese Rückkehr mit Emphase angekündigt, und der wortreiche Naudet, der Larive so geneigt, wie gegen Talma aufgebracht war, füllte alle Tage eine Spalte des Journal de Paris mit dem Lobe des Herrn von Larive an. Zum Glück nahm der Genealogist Cherin von diesem Theateradel keine Notiz. Als einfache Bemerkung theile ich mit, daß der berühmte Tragöde eigentlich Mauduit hieß. Sein Vater, ein ehrlicher Fischer zu La Rochelle, wohnte im Quartier „La Rive," und Mauduit, der Sohn, gab sich den Namen dieses Quartiers, als er beim Theater Français angestellt wurde.

Larive war der Schüler von Mademoiselle Clairon, nach Art von Sargines, dessen dramatischen Grundsätzen sie huldigte, nachdem sie seine physischen Vorzüge zu ihrem Privatgebrauch benutzt. Nach den Memoiren dieser berühmten Schauspielerin widerstrebte Larive lange Zeit dem Unterricht, und die Actrice war auf dem Punkte, seine theatralische Erziehung aufzugeben, weil

sie, wie sie sagte, keine Statue beleben könne. Endlich gelang es der Lehrerin, dem jungen Schauspieler einen heiligen Funken mitzutheilen, und ihn fast zu gleicher Zeit zu einem doppelten Debut zu bringen. Der 1770 ziemlich unbeachtete Schüler der Clairon trat 1775 mit großem Erfolg auf, und gegen das Ende des nächsten Jahres schrieb ihm Lekain: „Ich sehe, mein Freund, daß es Zeit ist, mich bald zurückzuziehen, und Ihnen die Regierung zu überlassen. Könnten Sie etwas mehr Ordnung in Ihre Staaten bringen, als es mir je möglich war."

Larive herrschte mehr, als er regierte. Uebrigens war er ein schöner Monarch, und man kann sich hierin auf Mademoiselle Clairon verlassen, die gewiß Kennerin war. Er hatte einen herrlichen Kopf, ein glänzendes, obgleich wenig ausdrucksvolles Auge, eine edle Physiognomie und eine klangreiche, biegsame Stimme voll Harmonie. Die Büste dieses Schauspielers war prachtvoll; weniger glücklich waren die unteren Extremitäten; seine Knie waren einwärts gebogen, was seinen Gang unangenehm machte. Dennoch waren seine Geberden leicht und würdevoll. Seine Stellungen verriethen fleißiges Studium; allein es fehlte ihnen, wie seinem Spiel, an Natur. Er strebte nach großen Effekten, wozu ihm aber beständig die Kunst, fast nie die Natur die Mittel leihen mußte.

Larive, der Nachfolger Lekain's auf dem tragischen Throne, konnte aber so wenig, wie dieser, Ordnung

in seinem Reiche erhalten, und mußte von der Anarchie besiegt, welche bei der „französischen Komödie" herrschte, wegen der Eifersucht der Herrn Monvel und Ponteuil am Ende abdanken. Den 1. November 1779 verlangte Larive seine Entlassung, und erhielt sie auf der Stelle.

Nach mehr als zehnjähriger Abwesenheit erschien also, und zwar auf Bitten eines Theiles der Kameraden, die ihn vom Theater entfernt, Larive 1790 wieder in der Rolle des Oedipus und dann als Vendome in der Adelaide Dugueselin's. Talma's Feinde hatten gehofft, ihn durch das Gewicht einer Vergleichung niederzudrücken; allein fast das Gegentheil fand statt.

Allerdings verloren die schönen, künstlerischen Feuergarben Larive's durch das eisige Spiel Vanhove's, der die Rolle Coucy's salbaderte, auf empörende Art an Wirkung. Vanhove hatte schon folgendes Quatrain verdient, was jedoch viel später erschien.

Salbadere meinetwegen wie Du willst;
Welch Glück müßt' er als Pfaffe machen?
Unfehlbar würde die versammelte Gemeinde
In seiner Predigt Christi Martern theilen.

Vanhove war gewiß der honnet'ste Mann, der je auf den Bretern erschien, und abgesehen von seinem salbungsvollen Wesen, besaß er alle gesellige Tugenden eines guten Bürgers, alle Vorzüge eines trefflichen Familienvaters. Wenn man aber im Parterre Aga-

memnon gegenüber sitzt, so denkt man schwerlich daran, daß der König der Könige der eifrigste Corporal seines Bataillons, oder der besorgteste Vater ist, der selbst Milch zum Kaffee seiner Tochter siedet. Indeß kann man nicht behaupten, Vanhove habe nie Sensation gemacht. Als er eines Tages den Diego im Cid spielte, weinte ein Zuschauer im Orchester. Sein Nachbar rief erstaunt: „Wie weinerlich sind Sie! Kann man über diesen Schauspieler Thränen vergießen!“ —

„O ja, wie sonst über die Passionspredigt eines Kapuciners.“

Uebrigens war Vanhove zu sehr Freund des bequemen Lebens, um sich in seiner Kunst zu vervollkommnen; eine Rolle, die ihn in seinen Gewohnheiten im Geringsten genirte, mißfiel ihm stets. Derselbe Grund ließ ihm manchmal seine Costumes den Ueberlieferungen der Geschichte zuwider verändern. Zu der Zeit, wo man diesen wichtigen Theil der theatralischen Nachahmung einer Reform unterwarf, hatte Dublin, der Garderobenmeister der Komödie, als ein Mann von Geschmack, einige Veränderungen an den griechischen Kleidern vorgenommen. Diese Neuerung wurde grade ausgeführt, als Vanhove eine Rolle in einem jener vereinfachten Costumes zu geben hatte. Er begegnete dem Neuerer zu der Stunde, wo er, das Verschwinden einer Tasche am Mantel Agamemnons

bemerkend, gegen jede vergangene, gegenwärtige und zukünftige Neuerung Feuer und Flammen spie. — „Ei, Sie haben da was Schönes gemacht!“ rief der Anführer der Griechen mit einer Wärme, die seine Rollen vergebens von ihm verlangten. „Wozu soll das nützen? Wenn ich früher Agamemnon spielte, konnte ich mich schneuzen und Tabak nehmen; jetzt aber weiß man weder Schnupftuch, noch Dose zu verbergen.“

Zehn Jahre früher hätte man lange von einer so merkwürdigen Neuigkeit als „Philinte“ und von der Rückkehr eines Schauspielers, wie Larive, gesprochen; allein 1790 nahm das große politische Theater so sehr alle Aufmerksamkeit in Anspruch, daß man nicht viel auf die „französische Komödie“ wenden konnte. Folgendes Ereigniß beschäftigte die Pariser vorzüglich zu Anfange des Mai.

Gegen 6 Uhr Abends sah man eines Tages Mirabeau sein Haus an der Chaussée d'Antin, wider seine Gewohnheit, zu Pferd verlassen, und obgleich er gesagt, daß er sich aufs Land zu seinem Freunde Clavieres begeben wolle, glaubte man es ihm doch diesmal nicht. Alles im Leben eines berühmten Mannes interessirt oder fällt auf; einige Schlauköpfe folgten dem großen Redner, und sahen ihn die Straße von St. Cloud einschlagen, wo damals der Hof sich aufhielt. Die Neugierigen vermutheten, daß Mirabeau sich dahin begäbe, und folgten ihm noch näher. —

Der Deputirte hielt an einer der Pforten des Parks, ließ sein Pferd draußen und gelangte mittelst eines Schlüssels, den er aus seiner Tasche zog, ins Innere. Der Tag begann zu sinken; ein Bedienter, der auf Mirabeau gewartet, führte ihn in den Privatgarten der Königin, zu einem Rundtheil, den der Cicerone des Orts noch jetzt den Fremden zeigt. Hier empfing Marie Antoinette den Grafen am Fuße einer Statue des Antinous. Die Königin ging dem großen Redner einige Schritte entgegen, und bot ihm die Hand zum Kusse, worauf ein mit leiser Stimme geführtes Gespräch zwischen Beiden begann, dessen Einzelnheiten wohl niemals Jemand erfahren hat*). Alles berechtigt indessen zu dem Glauben, daß man sich damals in den Bosquets von St. Cloud mit der vom Könige zu bewilligenden Constitution beschäftigte, die Mirabeau entworfen hatte, und sie der Nationalversammlung

*) Mehrere Memoirenschreiber haben berichtet, die Königin habe den Deputirten mit den Worten angeredet: „Bei meinem gewöhnlichen Feinde, einem Manne, welcher der Monarchie den Untergang geschworen, ohne ihren Nutzen für ein großes Volk zu berücksichtigen, thue ich in diesem Augenblicke den außerordentlichsten Schritt. — Wenn man aber zu einem Mirabeau spricht . . . . .“ Alles dies ist unwahrscheinlich. Es scheint unzweifelhaft, was auch die Discussionen der Nationalversammlung bewiesen hatten, daß seit Ende Januars der große Redner zur Hofpartei übergetreten war. Die Königin sprach also hier zuverlässig schon mit einem dem Interesse der Krone ergebenen Manne.

vorlegen sollte, nachdem sich König und Königin vorher in eine der nördlichen Festungen zurückgezogen hätten. Kurz, es ist wahrscheinlich, daß die Königin und Mirabeau im Mai 1790 die Frage verhandelten, die sich im Juni 1791 lösen sollte; abgesehn jedoch von dem Projekt einer Flucht ins Ausland, was niemals den Absichten des Tribuns entsprach.

Die Conferenz dauerte fast drei Stunden und Marie Antoinette, die leicht gekleidet war, kehrte ganz erkältet aus dem Garten zurück. Dieser Umstand wurde Tags darauf meiner Mutter von einer Vertrauten der Prinzessin von Lamballe mitgetheilt; allein selbst diese Prinzessin wußte nichts Näheres über jene nächtliche Unterhaltung.

Die Emigrirten zu Coblenz erklärten natürlich Mirabeau's Verhältniß zum Hofe ihren Leidenschaften gemäß. Die Königin, meinten sie, habe nur ihre Blicke auf diesen Parteimann gerichtet, um ihn zu zermalmen, und die Souverains verschmähten jede Art von Unterhandlung mit diesem Sansculotten. Uebrigens mußte der Enkel Heinrichs IV. sehr befriedigt werden von den Bulletins, die ihm von Coblenz zukamen, da die täglichen Handlungen der dort angehäuften Emigrirten so unendliche Garantien gewährten. Man stand spät auf, frühstückte lange, ließ sich dann auf's Sorgfältigste frisiren, und verließ gegen 1 Uhr Schlafrock und Pantoffeln, um beim Lever der

Herzogin, oder Marquise zu conspiriren, und gewöhnlich conspirirte man gegen den Herzog oder Marquis. Um 2 Uhr eilte man voll Eifer in eins der Wirthshäuser, wo die Exilirten reichlich speisten. Allein man mußte sie nach ihrem Mahle hören, wo Alle nach der Esplanade eilten, Pläne zur Invasion entwarfen, Etapen bis Paris bestimmten, und im Hintergrunde alle Lorbeern Europa's sammelten. — Wahrhaftig! in 14 Tagen war's um die Revolution geschehn, hätte sich das Heil des Throns von einer Legion Offiziere mit Besoldungen von 10,000 bis 20,000 Livres und ohne daß die Frisur dieser Herrn vom Regen oder Nebel zu leiden gehabt, herstellen lassen. Die Soldaten der Emigration waren einige abgedankte Friseurs, dergleichen Lakaien und ehrenwerthe Kutscher, die nicht mehr gebraucht wurden, seit der Patriotismus zu Fuße ging; eine gute Zahl Glücksritter und etwa 100 mittellose Landedelleute, oder Söhne königlicher Schreiber, denen man Unteroffiziertressen gegeben.

Nach der kriegerischen Sitzung der Esplanade, die gewöhnlich aufgehoben wurde, sobald der Weindunst verflogen war, eilte man in die Spielhäuser, wo die am Ruin der französischen Revolution arbeitende Emigration sich selbst ruinirte.

Dies waren die tapfern Kreuzzügler, welche Rivarol 1790 aufsuchte, nachdem er einige Zeit in Frankreich ein von der Hofpartei bezahltes, antikonstitutio-

nelles Journal geschrieben. Dieser geistreiche Intriguant hatte sich für jeden Fall zum Grafen gemacht, und ging mit den großen Herren am Rhein wie mit seines Gleichen um, was ihm aber einige Ungelegenheiten zuzog. Einstmals wiederholte nämlich Rivarol in einem der Cirkel von Coblenz mehrmals: „Unsere Rechte werden verkannt, unsre Privilegien bedroht—" worauf der Herzoog von Crequi einige Mal spöttisch äußerte: „Unsre Rechte, unsre Privilegien."

„Was finden Sie Besondres (singulier) darin?" fragte Rivarol.

„Ihr Plural ist's," war die Antwort, „den ich sehr singular finde."

Diesmal waren die Lacher nicht auf Seiten des emigrirten Schöngeistes. Während man sich zu Coblenz mit heraldischen Rechten und Privilegien beschäftigte, beseitigte die konstituirende Versammlung zu Paris immer mehr die Hindernisse der socialen Einheit. Ein Dekret vom 8. Mai bestimmte für ganz Frankreich gleiches Gewicht und Maaß, wobei man das von Bezout neuerlich erfundne Decimalsystem zum Grunde gelegt. Die erste Idee zu dieser wichtigen Verbesserung hatte Turgot, wurde aber, als er sie ausführen wollte, durch die Intriguen der Höflinge vom Ministerium entfernt.

Ebenfalls im Mai 1790 wurde der Club der Feuillans definitiv begründet, die sich bisher Gesellschaft von 1789 genannt hatten. Der Club hielt seine Sitzungen in einem Theile des ungeheuren Klosters der Feuillans, ganz in der Nähe des Lokals, wo die Nationalversammlung berathschlagte. Bailly und Lafayette, welche den Jakobinerklub von verschiedenen Partheien, z. B. von der orleansschen beherrscht sahen, wollten seinem schon bedeutenden Einflusse das Gleichgewicht halten, indem sie ihm den Club der Feuillans entgegenstellten, den sie leiteten. Die Jakobiner wandten zu ihren Zwecken die außerordentlichsten Mittel an; eins der gewöhnlichsten war Aufruhr. Die Feuillans dagegen zeigten sich gemäßigt, und handelten nur im versöhnlichen Sinne. Unter dieser Maske von Güte und Klugheit verbarg sich aber, sagt man, die Absicht, seine Herrschaft bis auf den Hof und die Nationalversammlung auszudehnen. Vielleicht wäre aus ihrem Triumphe eine durch demokratische Institutionen gemäßigte Monarchie entstanden; allein jedenfalls hätte der Staat den Einfluß der Oligarchie der Feuillans empfunden. Ihr System setzten später, glaube ich, die Girondisten mit geringer Veränderung fort.

Wegen der von den Jakobinern unterhaltnen Aufregung des Volks war es schwer, die seit Beginn der Revolution in 12 Distrikte getheilte Hauptstadt

zu regieren. Ein Dekret vom 21. Mai reorganisirte also die Municipalität, und theilte das Gebiet von Paris in 48 Sektionen, die der Kommun, einer im Stadthause ihren Sitz habenden Centralbehörde, unterworfen waren. Dadurch wurden viele Aergernisse vermieden, indem sich die Intrigue zu leicht der getrennten Verwaltung eines Quartiers bemächtigen konnte.

Ein Dekret von noch höherer Wichtigkeit veranlaßte zu derselben Zeit stürmische Diskussionen in der Mitte der konstituirenden Versammlung. Es handelte sich nämlich um das Recht über Krieg und Frieden. — — Karl und Alexander Lameth, hauptsächlich aber der heftige Barnave, nahmen diese wichtige Prärogative für die Repräsentanten der Nation allein in Anspruch. Mirabeau, noch voll vom Reiz des Abentheuers zu St. Cloud, vom Golde verführt und vielleicht auch von einer kühnen Liebe, die er sich selbst nicht zu gestehn wagte, sprach anfangs ohne Rückhalt zu Gunsten der königlichen Autorität, aber das Wort „Verrath," das von den Tribunen herab erscholl, erinnerte ihn an seine auf dem Spiel stehende Popularität, und er schloß daher einlenkend mit der Erklärung, daß König und Nation das Recht über Krieg und Frieden theilen müßten. Die feurige Beharrlichkeit Barnave's behielt aber über die spekulativen Wendungen seines Rivals die Oberhand. Mittelst Dekrets vom 22. Mai erhielt die Nation allein ein Vorrecht,

was nur durch das Blut und Geld derselben Nation ausführbar war.

Nach beendigter Sitzung drang das Publikum von den Tribunen in den Saal, und trug Barnave im Triumph davon.

Bei diesem Anblick eilte Mirabeau blaß und mit zerstreutem Haar nach der Tribune, und seine gewaltige Stimme ließ folgende Worte hören, die wie ein Donner über die Versammlung hinrollten: „Vor wenig Tagen wollte man mich auch im Triumph davon tragen, und jetzt höre ich in den Straßen über Mirabeau's Verrath schreien. Ich bedurfte dieser Lektion nicht, um zu wissen, daß vom Capitol bis zum tarpejischen Felsen es nicht weit ist — —"

Der große Redner war über diese Niederlage sehr betroffen; allein die Civilliste legte einen weiten, goldnen Verband auf seine verwundete Eigenliebe, und der Graf fuhr fort, dem Hofe zu dienen.

Während die Tribune von solchen Diskussionen widerhallte, welche den Grund des Thrones und der bestehenden Verhältnisse tief untergruben, spielte man vor den Thoren von Paris Idille. Einige Jahre vor der Revolution hatte Ludwig XVI. seiner Schwester, Madame Elisabeth, ein hübsches Landhaus zu Montreuil geschenkt, das von jener Familie Rohan herrührte, welche Bankerott trotz eines Ludwig XIV. machte.

Es herrschte dazumal die Manie der Schweizer-Milchwirthschaften. Marie Antoinette hatte auch in Klein-Trianon eiligst eine herstellen lassen und ihre Majestät gefielen sich sogar, die Nachahmung mit einigen Freiheiten der Toilette bis zur höchst eigenen Darstellung einer Berner Sennerin zu treiben, indem der Spiegel ihr verrieth, daß ein kürzerer Rock und ein rund ausgeschnittenes Leibchen ihr zum Bezaubern gut ständen. Madame wollte ihre Schwägerin nachahmen bis auf die Schaustellung von Busen und Waden. Diese tugendhafte Prinzessin, schön wie eine sechszehnjährige Jungfrau, war mit ihren Reizen unbekannt. Mit Beben erinnert man sich, daß, als sie zum Schaffot ging, ein Scharfrichter und doppelter Henkersknecht den Blicken der Menge ihren nie von weltlicher Liebe entweihten Busen Preis gab.

Hatte Madame Elisabeth nie geliebt, so begriff sie doch darum nicht minder, daß man zärtlich sein könne. Madame Thevenet, ihre Dame d'Atour, schrieb ihr eines Tages.

„Als Ew. Hoheit aus den Bergen der Schweiz jene vier schönen Rinder kommen ließ, welche Ihnen so lieb sind, ward auch zu gleicher Zeit eine junge Dirne Namens Marie, zur Abwartung derselben berufen. Marie ist sanft, gut, aufmerksam in der Ausübung ihrer Pflichten, allein sie ist hübsch und der arme Jakob liebte sie aufs Zärtlichste, als sie ihre hei-

mathlichen Berge verließ. Das Mädchen wußte damals noch nicht, daß sie auch in Jakob verliebt war, allein ihre Sehnsucht nach ihm und der Heimath hat es ihr seitdem gelehrt. Als ich eines Tages am Milchhause vorüberging, hörte ich die gute Marie seufzen und dazwischen Folgendes äußern: „armer Jakob! wär' ich bei Dir, ich wäre nicht unglücklich bei meinem Kummer. Ach, mir ist, als fehlte es mir mitten im Ueberfluß an Allem."

„Ueberrascht von dieser poetischen Aeußerung und Gefühlsweise habe ich dieselbe in Verse gebracht, in Musik gesetzt und meine Romanze Marie gelehrt, welche sie besser als Mademoiselle Renaud singt. Würden Ew. Hoheit sich die Mühe nehmen, das Mädchen unbemerkt singen zu hören, es würde Ihnen bestimmt Vergnügen machen."

Die Prinzessin war es zufrieden, einmal die Horcherin zu spielen und wurde nicht blos erfreut, sondern wahrhaft erweicht von dem sanften, schwärmerischen Gesange der jungen Schweizerin. Sie ließ den armen Jakob kommen, man gab das Paar zusammen und Marie hörte auf zu seufzen.

Die Romanze vom armen Jakob erschallte bald in ganz Paris, erhielt die Ehre des Pont-Neuf und endlich wurden zur Melodie Parodien und Travestien gemacht, von denen die folgende eine ist:

Armes Volk, mit einem König
Fühltest Du Dein Elend nicht;
Aber jetzo, mit zwölf Hundert
Fehlt Dir Alles in der Welt.

Es bezieht sich das auf mein Eingangs des Bandes Gesagtes: um eine Nation glücklich zu machen, bedarf es (in der Theorie) blos eines Königs.

Für diese Wahrheit enthalten tausend Beweise für einen die Memoiren des Marschalls von Richelieu, welche im Mai 1790 herauskamen. Herausgeber war Herr Soulavie, welchem ein Theil der Papiere des alten Herzogs zugänglich gewesen sein muß, was auch der Sohn desselben lang und breit damals dagegen vorbrachte.

Dieses Buch, in dem sich ein Leben aufrollt, das fast ein Jahrhundert dauerte, bietet das vollständigste, vorhandene Bild der Skandale aller Art dar, deren Schauplatz der Hof von Versailles seit Ludwig XIV. letzten Jahren bis zur Revolution war. Man muß diese getreue Relation gelesen haben, um sich einen Begriff der Verworfenheit zu machen, in welche jener auf seine Geburt und Titel so stolze Adel versank. Ob die folgende Anekdote in diesen Memoiren enthalten ist, entsinne ich mich nicht mehr, allein sie verdient die Wiederholung als charakteristisches Bild der Moral, welche in ihnen sich abspiegelt.

Der Graf von Vaudreuil bezauberte einige Jahre vor der Revolution den Hof. Er war ein wohlgebildeter, hübscher, geistreicher Mann mit angenehmen Talenten. Man sprach damals nur von den Soupers der Marschallin von Luxemburg, nachgeahmte Medicis des großen Jahrhunderts, bei denen die gealterten Akteure des laufenden Säculums sich für die schöne Vergangenheit mit geistreichem Geplauder, mit einigen Satyren auf Philosophie und Philosophen und mit kritischen Ausfällen auf die Gegenwart trösteten, welche, wie gewöhnlich, der Vergangenheit nicht das Wasser reichte.

Oft ließen sich die Helden der modernen Zeit bei der Marschallin vorstellen, war es nur um zu erfahren, was meinem Alter übrig bleibt, was das Verlorene beklagt, und tadelt, was nicht für dasselbe da ist. Vaudreuil war auch eines Tages unter diesen Neugierigen. Ein Freund hatte ihn eingeführt und es war ihm unbekannt, daß die Marschallin vorher mit dem Grafen de Boufflers vermählt gewesen.

Die Abenteuer dieser Dame hatten zwar Aufsehen genug am Hof Ludwig XV. gemacht, allein Vaudreuil hatte mit der pikanten Geschichte der Gegenwart zu viel zu thun, um die der Vergangenheit vornehmen zu können. Er wußte nur von den Soupers der Marschallin und von den ehrwürdigen Resten ihrer antiken Schönheit.

„Herr Graf," redete ihn bei Gelegenheit die Herzogin an, „ich weiß, Sie sind ein trefflicher Sänger."

„Madame, das Gerücht sagt immer mehr, als andem ist," entgegnete Vaudreuil.

„Wenn es den Leuten Gutes nachsagt, ist das ein seltner Fall," meinte die Marschallin mit bezeichnendem Lächeln; „ich bin überzeugt, Sie singen noch besser, als man sagt, und wir gewärtigen von Ihrer Gefälligkeit, sie werde uns, keine Arie, kein Kantabile, nur ein Liedchen zum Besten geben."

„Da muß ich gestehen," sprach der Graf mit einiger Beschämung, „daß ich nur fidele Sächelchen kenne, wie sie auf dem Pont-neuf auch vorkommen."

„Pont-neuf!" rief die Marschallin, „o das ist ja etwas Neues für unsre Salons; o, singen Sie uns ein Liedchen vom Pont-neuf, Herr Graf."

„Wenn Sie befehlen, Frau Herzogin," und Vaudreuil hob an:

„Als Boufflers an dem Hof erschien,

Bei diesem Verse fingen alle Anwesenden an, sich zu räuspern, zu husten, zu niesen, allein der Graf fuhr fort:

„Hielt man sie für der Liebe Mutter;

Das Geräuſch und Räuſpern nahm zu, allein der Sänger, der deſſen Bedeutung nicht verſtand, ſang weiter:

„Es wollte Alles ihr gefallen,

Hier richteten ſich Aller Augen auf Vaudreuil, man blinzelte ihm zu und nun merkte er endlich, daß er wohl eine ſchlechte Wahl getroffen haben könne, und hielt inne.

„Nun," hob die Marſchallin an, „wollen Sie nicht fortfahren?" dann ſang ſie, die erſten Verſe wiederholend:

„Es wollte Alles ihr gefallen,
„Und Alles kam bei ihr dazu."

Man denke ſich die Verlegenheit des armen Sängers, als er einige Augenblicke nachher erfuhr, daß die Marſchallin von Luxemburg und Madame Boufflers eine Perſon wären.

Ein alter Höfling, welcher Richelieu's Memoiren geleſen hatte, ſagte von ihnen 1790: „Das Alles iſt in der That ſehr ſkandalös; allein der Herzog hat den Hof Ludwigs XV. nur von einer Seite angeſehen."

„Zum Henker!" rief Jemand darüber aus, „was würden wir erſt zu leſen bekommen haben, wenn er ihn von allen Seiten betrachtet hätte."

Die konstituirende Versammlung hatte übrigens auch ihre belustigenden Seiten, wenn man sie vom rechten Standpunkte aus betrachtete. Ein Beweis davon ist die folgende Anekdote.

In den letzten Tagen des Mai war eine Beschwerde wegen der Wahl der Municipalbeamten zu Nuelle eingelaufen. Die mit den betreffenden Persönlichkeiten unbekannte Versammlung zögerte mit der Entscheidung. Target, damaliger Präsident, schlug vor, die Sache einer benachbarten Municipalität zur Untersuchung zu überweisen.

„Ich unterstütze diesen Antrag," hob der Marquis de Foucauld sogleich an, der als royalistischer Deputirter seinen Spaß mit ihm unwichtigen Verhandlungen trieb und für die, welche ihn interessirten, sich duellirte.

„Herr de Foucauld," versetzte der Präsident, „will mich wahrscheinlich erinnern, daß der Präsident sich jedes persönlichen Meinungsausdruckes enthalten muß, wenn er den Vorsitz führt; was ich aber bemerkte, ist kein Antrag, sondern nur ein Rath."

„Ich unterstütze den Rath des Herrn Präsidenten!" rief nun der Marquis.

„Es ist kein Rath, mein Herr, nur eine Bemerkung," versicherte nun Target.

„So unterstütz' ich die Bemerkung des Herrn Präsidenten."

„Mein Herr, es ist keine Bemerkung, nur eine Erläuterung."

„Ich unterstütze die Erläuterung des Herrn Präsidenten."

„Nehmen Sie lieber an, mein Herr, ich habe nichts gesagt."

„Ich unterstütze das Verneinte des Herrn Präsidenten."

Hier ließ aber das Murren der Versammlung bemerken, der Scherz gehe zu weit, und das Zwiegespräch hatte ein Ende.

Ernstere Dinge nahmen die Aufmerksamkeit der Versammlung während der ersten Junitage in Anspruch. Briefe von Martinique und St. Domingo meldeten, daß die Insurrektion dort reißende Fortschritte mache. Ferner machte das Dekret vom 5. Juni, in welchem die Besoldungen der Ministerien und Staatsräthe bestimmt wurden, die Freunde der Sparsamkeit unwillig. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, welchem 180,000 Livres, sowie die übrigen, denen 100,000 Livres Jedem ausgeworfen waren, erschienen etwas zu fett bedacht als Beamte einer auf Gleichheit basirten Verfassung. Ausnehmend hoch fand

man auch die Gehalte von 80,000 Livres für Minister ohne Portefeuille, oder andere, vom Könige in's Konseil versetzte Personen.

Eine konstitutionelle Pille aber, welche die Nation noch schwerer verschluckte, gerade weil sie vergoldet, übermäßig vergoldet war, lieferte die Bestimmung der Civilliste auf fünfundzwanzig Millionen, worin die Benutzung gewisser Besitzungen nicht mitbegriffen war, welche auf fünfhundert Millionen geschätzt wurden. Die Versammlung votirte indessen diese Summen vom 5. bis 10. Juni; es hätte anders sein können, wäre die Wählbarkeit damals, wie heute, ausschließendes Eigenthum der großen Steuerpflichtigen gewesen. Unsere jetzigen Deputirten geben mit weniger Leichtigkeit die Millionen der Monarchie Preis, welche sie selbst wesentlich zusammenschießen müssen, wenn sie nicht zuverlässig vorher wissen, daß sie auf geheimen Wegen mehr Napoleonsd'or dafür wiedererhalten, als sie Thaler dazu geben müssen. Ist das ein Fortschritt?

Es war gegen Mitte Juni, als nach dem von der Pariser Kommun gebilligten Plane die Arbeiten auf dem Marsfelde begannen, welche diesen ungeheuren Raum zur Feier des 14. Juli würdig einrichten sollten, die von der Nationalversammlung unter dem Namen „der Föderation" angeordnet worden war. Diese Arbeiten bestanden in der Vergrößerung des Marsfeldes

nach der Seite des Fluſſes, im Umgeben deſſelben mit nach dem Rande aufſteigenden Raſenflächen, zur amphitheatraliſchen Aufnahme des Publikums, während die Deputationen der Nationalgarden, der Land- und Seemacht, der verſchiedenen Behörden und Korporationen u. ſ. w. inmitten des weiten Volkskreiſes figuriren ſollten, der ſich um ſie bilden würde.

Selten wird es maleriſchere Anſichten geben, wie die der Arbeiten auf dem Marsfelde, nimmer bot ein gleicher Raum ein ſo ſeltſames Agglomerat aller Stände und aller Koſtüme dar. Von den Höhen von Paſſy mußte man ſich die 50,000 Arbeiter beider Geſchlechter aus Liebhaberei anſehen, welche auf dem Marsfelde Patriotismus, Enthuſiasmus, Exaltation, Politik, Intrigue, Heuchelei und wer weiß was noch Alles in eine, wo nicht allgemeine, doch allgemein herausgehangene Freudigkeit verſchmolzen und voller Entzücken der nationalen Wiedergeburt huldigten.

Perſonen, deren Anzug und Anſehen, Lebensgewohnheiten und Art ſich auszudrücken aufs Grellſte von einander abſtach, arbeiteten neben einander, zogen denſelben Wagen, ſchoben denſelben Schubkarren. Ein Fiſchweib und eine Stutzerin koppelten ſich hier zuſammen, dort ein Oberſt und ein Stiefelputzer, ein Präſident und ein Seifenhändler, eine Schauſpielerin und ein Abbé, ein Freudenmädchen und eine junge Nonne, Mönche und Gerichtsſchreiber; dort gruben

Soldaten und Kartheuser unter einander, Courtisanen und kürzlich dem Kloster entkommene Ursulinerinnen, Fechtmeister und Kapuziner, Gräfinnen und Häringsweiber u. s. w. Alle diese wühlten lachend und singend die Erde um und nach dem Takte von zwanzig lustig improvisirten Orchestern. Nirgends gab es üble Laune, nirgends Streit und Wortwechsel; Alles war einig bei diesem neuen babylonischen Bau. Man half, ermunterte, dankte sich unter einander ohne andren Tumult, als den der Freude und manchmal der Thorheit.

Abends nämlich, wenn die Sonne sank und die Feierabendstunde kam, wurden Hacke und Spaten fortgeworfen; man faßte sich an, es bildete sich die Runde und muntre Saturnalien begannen. Die Grenadiermütze wanderte auf den Kopf des Karmeliters oder Franziskaners, junge Nönnchen ließen sich den dreieckigen Hut mit Federbusch gefallen, während ein windiger Gerichtsschreiber sich mit dem Brustschleier einer alten Ursulinerin putzte, den man ihr unter schallendem Gelächter entführt hatte. — O Callot und ihr, Rembrandt und Teniers, warum fehltet ihr da! —

Genau besehen, war das Ganze ein großes Prunkspiel unter freiem Himmel, die Ausführung einer glücklichen Idee, allein, wie es uns wohl mitunter geht, so weit getrieben, daß sie an's Lächer-

liche streifte. Eine dahin gehörige merkwürdige Episode begab sich im Innern der Nationalversammlung am 19. Juni.

An diesem Tage ward eine zahlreiche Deputation eingeführt, welche sich die „des Menschengeschlechts" nannte. Sie bestand aus etwa 60 Fremden, welche sich als Preußen, Holländer, Engländer, Spanier, Deutsche, Türken, Araber, Indier, Amerikaner u. s. w. angaben und einen preußischen Ueberläufer, einen sogenannten Baron v. Kloots als Wortführer mitbrachten, welcher schon durch einige leidenschaftliche Schriften, noch mehr aber durch gewisse, nicht eben erlaubte Intriguen bekannt war.

Jedes Mitglied der Deputation trat im Kostüm seines angeblichen Volkes oder Vaterlandes auf, und ein Theil der Versammlung riß die Augen weit auf beim Anblick der Abgesandten des Menschengeschlechts und schien eine Erklärung zu erwarten, während die Tribunen, ganz außer sich vor Entzücken, die ganze Welt im Kreise der Nationalversammlung zu sehen, ihre Freude durch anhaltendes Beifallklatschen und Stampfen mit den Füßen an den Tag legten, welches eine Staubwolke im Saale verbreitete.

Die Erklärung, welche ein Theil der Versammlung erwartete, kann ich geben, wenn das richtig ist, was mein Vater am Abend desselben Tages im Kafé

de Foi davon hörte. Die Jakobinerpartei hatte die Nothwendigkeit gefühlt, in dem Augenblicke, wo der Aufschwung des Volkes durch die Föderation unterstützt werden sollte, wo diesem Nationalkongresse die Aufhebung des Adels vorherging und damit der letzte Streich auf das bisher Bestehende geführt ward, eine Art universeller Beistimmung zu dieser demokratischen Reform geltend zu machen. Die Jakobiner, sagt man, warben nun einen Trupp von der Revolution nach Paris gezogener Abenteurer an, nannten sie Abgesandte ihrer Völker und bildeten daraus, nachdem die Garderobe der Oper die Kostüme geliefert, eine Deputation, welche die Huldigungen aller Welttheile in den Schooß der Nationalversammlung niederlegen sollte. Man versicherte sogar, die Theilnehmer der Maskerade hätten 12 Franken der Mann erhalten. Zugleich veranstaltete der Deputirte Lameth, welcher den Aufzug einleiten half, daß der leichtgläubige Baron Menou zum Präsidenten ernannt ward, weil man ihm am leichtesten zutraute, die Sache für Ernst zu halten. Sei dem, wie ihm wolle, Baron Klootz erschien mit seinen wahren oder falschen Genossen und bat um Erlaubniß, den Repräsentanten Frankreichs eine Petition überreichen zu dürfen. Der Präsident bewilligte ihm das Wort; die Huissiers geboten Schweigen und der Redner des Menschengeschlechts hielt eine Rede, emphatischer wie Alles, was man von ihm kannte, und verlangte, daß am Tage der Föderation die Welt,

vertreten durch ihn und seine Mitbrüder, in der Mitte des Marsfeldes erscheine, um die Bürgertugenden in sich aufzunehmen und dann in aller Welt zu verbreiten. „Dort," rief der Redner am Schlusse, „wird man sich zweifelsohne zur Vernichtung der Tyrannei vereinigen und nachher die Souverainität des Volkes proklamiren."

Diese schönen Worte brachten, wie man wohl denken kann, eine große Wirkung auf den Tribunen hervor, wo man sich schon einbildete, Paris als die Hauptstadt des menschlichen Geschlechts und alle Völker der Erde herbeieilen zu sehen, um die Nation zu bewundern, welche zuerst ihre Freiheiten und Rechte wiedererobert.

Der Präsident Menou, entzückt, einem Redner zu antworten zu haben, der eben im Namen des Universums gesprochen, erhob sich, nahm eine Stellung voller Würde, hustete dreimal sehr anmuthig und begann als ein Mann, der mit der Geschichte bewandert war: „Meine Herren, Europa lernte vordem Philosophie von Arabien, dem man auch die Verbreitung höherer mathematischer Kenntnisse in der übrigen Welt verdankte. Jetzt bezahlt Frankreich die Schuld Europa's, indem es Euch die Freiheit lehrt, und ermahnt, sie in Euer Vaterland zu verpflanzen."

Der Redner Klootz *), welcher nichts Unpassendes darin sah, sich für ein, Arabien allein gemachtes Kompliment zu bedanken, antwortete Menou mit einer tiefen Verbeugung, und die Deputation erhielt die Ehre der Sitzung.

An diesem Tage begann das legislative Schauspiel ohne Zweifel mit diesem kleinen Stücke, um die Schauspieler auf gute Laune zu bringen; denn von derselben Sitzung des 19. Juni datirt das Dekret über die Abschaffung des Adels in Frankreich und die Unterdrückung der Titel: Prinz, Herzog, Graf, Marquis, Vikomte, Vidame, Baron, Chevalier, Messire und Ekuyer. Dieses Dekret verbot auch, die Bedienten in Livreen zu kleiden, und befahl, in den Kirchen nur zu Ehren Gottes Weihrauch anzuzünden.

Bei diesem großen Opfer von Vorrechten, das um Mitternacht und vor einem Universum von der Façon des Garderobenmeisters der Oper vollzogen wurde, zeigten sich der Vikomte von Montmorency und der Baron von Noailles durch einen Erguß von Popularität ihrer Ahnen würdig. „Alle Wappen sollen also abgeschafft sein," rief der Abkömmling der ersten christ-

*) Einige Zeit nachher gab er ein Werk über die Universalrepublik heraus und nannte sich auf dessen Titel bescheiden den Redner des Menschengeschlechts. Er war Jakobiner seit Stiftung des Klubs.

lichen Barone, „und alle Franzoſen von jetzt an gleiche Inſignien, nämlich die der Freiheit, tragen.“ —

„Von jetzt an,“ rief der Andere, „gilt nur noch der Adel der Tugend. — — Sagt man etwa der Marquis Franklin*), der Graf Waſhington, der Baron Fox?“

So wurde das große Opfer der Prärogativen vollendet, welches den 4. Auguſt 1789 durch Unterdrückung der Rechte und Privilegien der Feudalherrſchaft begonnen hatte.

Den 20. Juni beſchloß die Nationalverſammlung, auf Alexander Lameth's Antrag und trotz Maury's Oppoſition, die vier gefeſſelten Figuren wegzunehmen, welche auf dem Platze „des Victoires“ die ſchöne Statue Ludwigs XIV. verdüſterten. „Soll Frankreich, das eben ſeine Ketten gebrochen,“ hatte der leidenſchaftliche Barnave gerufen, „den Nationen nicht zeigen, daß es auch ſeine mit den Merkmalen der Sklaverei belaſteten Bilder befreien will? — Meine Herren, geben wir dieſen bronznen Figuren die Freiheit, während wir ſie durch unſer Beiſpiel den Völkern der Erde geben.“ — Einige Künſtler verlangten im Intereſſe der Kunſt, man ſolle die Figuren,

*) Dieſer erſte Apoſtel der amerikaniſchen Freiheit war in demſelben Jahre geſtorben.

Meisterstücke Desjardin's, auf dem Platze lassen; allein der Präsident Lepelletier de St. Fargeau gab ihnen die prophetische Antwort: „Sie werden die Monumente Ludwigs XIV. ersetzen, und das Jahrhundert jenes großen Königs wird durch das Jahrhundert einer großen Nation verdunkelt werden."

In dem Augenblicke, wo man Schlag auf Schlag die alte Ordnung der Dinge vernichtete, wollte Ludwig XVI., der jetzt des nur noch monarchisch sich aussprechenden Mirabeau sicher war, endlich seiner Gewalt diese, kürzlich noch so furchtbare, jetzt aber sehr geschwächte Stütze geben und schrieb daher an Lafayette folgenden Brief: „Wir setzen unser ganzes Vertrauen auf Sie; allein der Pflichten Ihres, uns so nützlichen Amtes sind so viele, daß Sie unmöglich alle erfüllen können. Demnach ist ein Mann von Talent und Thätigkeit nöthig, der allem Dem genügen kann, was Sie, aus Mangel an Zeit, nicht selbst thun können. Wir sind sehr überzeugt, daß Mirabeau der Geeignetste dazu wäre, sowohl wegen seiner Talente, als weil er mit den Geschäften der Nationalversammlung vertraut ist. Demnach wünschen und verlangen wir vom Eifer und der Aufmerksamkeit des Herrn von Lafayette, daß er sich mit Mirabeau über Alles verständigt, was zum Vortheil des Staates, meines Dienstes und meiner Person gereicht *)."

*) Ein im eisernen Schranke gefundener Brief, erstes Heft.

Bekanntlich blieb dieser Schritt erfolglos; Lafayette würde seine Popularität verloren haben, hätte er zu einer solchen Unterhandlung die Hand geboten, da fast Niemand mehr an Mirabeau's Feilheit und Abfall zweifelte. Die große Zerstörung antirevolutionairer Institutionen dauerte fort. Den 9. Juli verordnete die Nationalversammlung den Verkauf aller Nationalgüter, mit Ausnahme von denen, deren Genuß dem Könige vorbehalten war, oder die als Specialhypothek für die Assignaten dienten. Tags darauf machte die Versammlung, so gut es ging, die schändliche Aufhebung des Edikts von Nantes wieder gut, indem sie den Erben der 1685 ihrer Güter beraubten Protestanten die noch unter Verwaltung des Hofes stehenden Besitzungen zurückgab. Am 12. Juli endlich, zwei Tage vor der Föderation wurden die letzten Bestimmungen in Bezug auf die Stellung der Geistlichkeit im Staate getroffen. Jedes Departement sollte seinen Bischofssitz, jede Kommune, die nicht über zehntausend Einwohner zählte, eine Pfarrei, und die eine stärkere Bevölkerung hat, für jedes Zehntausend mehr, noch eine haben. — Bischöfe und Pfarrer werden, wie in der ältesten Kirche, vom Volke durch Stimmenmehrheit gewählt. — Alle kirchlichen Beamten erhalten ihre Besoldung vom Staate und zwar aller drei Monate voraus. — Die Totalsumme der Dotation der Geistlichkeit, die Pensionen der säkularisirten Mönche und Nonnen mitgerechnet, beträgt 77 Millionen. —

Die Bischöfe müssen sich in ihrer Diöcese aufhalten, bei Strafe der Absetzung. — Reisen nach Paris, Verkleidungen in Laientracht und Mätressen sind den Prälaten nicht gestattet *), die sich in ihren Departements in frommer Eingezogenheit halten müssen. — Die Geistlichen, als Bürger, sind zu allen Geschäften zulässig, die sich mit ihrem Amte vertragen, d. h. die der Administration und Municipalität nichts angehen. Die Priester gehören mit zu den Wählern.

Durch die eben angeführten Bestimmungen wurde die Geistlichkeit, mit Ausnahme des Heirathens, den übrigen Staatsbürgern gleichgestellt.

Alles Dies schlug dem ein wenig fanatisch-gesinnten Herzen Ludwigs XVI. tiefe Wunden. Die gute Geistlichkeit, jetzt ihrer fetten Pfründen, ergiebigen Zehnten und fruchtbaren Accidenzien beraubt,

---

*) Alle Welt wußte zur Zeit der Revolution, daß die Guimard vom Bischof Jarante, dem Inhaber des Portefeuille der Beneficien, unterhalten wurde. Gewöhnlich gab diese Tänzerin den tonsurirten Bittstellern in ihrem üppigen Hôtel an der Chaussée d'Antin Audienz. Eines Tages sagte Jemand gegen Champcenets von dieser Mätresse des Gnadenspenders: „Sie ist jetzt so häßlich wie eine Raupe und zwar wie eine magre Raupe."

„Aber sie lebt gleichwohl auf einem guten Blatt" (feuille, Anspielung auf ihres Gönners Porte-feuille), erwiderte der geistreiche Schriftsteller.

konnte ſchwerlich mit Andacht für Seine Majeſtät beten und ſang nur mit ſchwacher Stimme das ſonſt ſo gut bezahlte Domine, salvum fac regem. — — Der arme König war zu ſchwach, zu fremd der Bewegung ſeines Jahrhunderts und den Vorurtheilen zu zugänglich, um nicht ſo zu raiſonniren.

Am 13. Juli kam eine Deputation von Tours nebſt Deputirten aus Touraine in die Tuilerien und linderte etwas dieſe Schmerzen, indem ſie Ludwig einen Ring überreichte, den Heinrich IV. getragen und ihn den Benediktinern von Marmoutiers geſchenkt hatte, aus Dankbarkeit für die ihm von dieſen Treuen geleiſteten Dienſte. Der König, ſehr gerührt von dieſem Geſchenke, mit dem er ſich, ſagt man, bis an ſeinen Tod ſchmückte, antwortete der Deputation von Tours nicht ſo, wie der Erzbiſchof dieſer Stadt, Herr von Gonziers, der Oberſt der Dragoner geweſen war, denſelben Benediktinern von Marmoutiers geantwortet hatte.

Dieſer Prälat verlangte eines Tages von dieſen Mönchen ein Silberſervice. Uebrigens war dies nicht das erſte Mal, daß er zu ihnen ſeine Zuflucht in ſeinen zahlreichen Geldverlegenheiten nahm, die aus ſeinen Ausſchweifungen entſtanden, und ſtets hatte die Kaſſe der guten, außerdem ſehr reichen Mönche dem Biſchofe offen geſtanden. Diesmal verweigerten ſie es aber, ſich ihn verbindlich zu machen, und nann-

ten als Grund die Rücksichten, welche ihnen der Aufenthalt des Kardinals Rohan in ihrem Kloster, während seines Exils wegen der Halsbandgeschichte, zu nehmen geböten.

„Ja, ja, ich begreife das," erwiderte der beleidigte Erzbischof; „der Aufenthalt des Kardinals bei Euch war um so lastender, als mehrere hübsche Pariserinnen Marmoutiers beständig mit ihm bewohnten."

„Ja, gnäd'ger Herr," entgegnete der Pater Prokurator; „der Prinz von Rohan empfing mehrere seiner Verwandtinnen — — — — auch seine Nichten."

„Möglich," versetzte der Prälat, zornig den Mönch betrachtend, der eben einen Stein gegen ihn geschleudert, ohne sich zu erinnern, daß Marmoutiers von Glas war. —

„Die Gegenwart dieser Frauenzimmer in einem Kloster meiner Diöcese hat aber mein Gewissen beunruhigt; ich werde die Sache dem Papste melden, und Seine Heiligkeit wird zu entscheiden haben, ob die angeblichen Verwandtinnen umsonst nach Tours gekommen sind."

Die erschrocknen Mönche ersuchten jetzt eiligst den Erzbischof, seine Strenge zu mäßigen, was er auch versprach. Dagegen nahm er in seinem Wagen die von den ehrwürdigen Vätern verlangte Summe mit sich fort.

Im Juli und während man zu Paris die imposante Feierlichkeit der Föderation vorbereitete, bewohnte der Hof St. Cloud. Einigen, damals umlaufenden Gerüchten nach, schlich sich ein Böſewicht, Namens Rotondo, in den innern Garten des Schloſſes, mit der Abſicht, die Königin zu ermorden, welche zum Glück ein heftiger Regen mehrere Tage hinderte, auszugehen. Die Campan erwähnt in ihren Memoiren dieſen Mordverſuch und fügt hinzu, daß Lafayette, von Rotondo's verbrecheriſchen Abſichten unterrichtet, den Schildwachen die ſtrengſten Befehle geben ließ, um ihn zu hindern, in's Innere des Palaſtes zu gelangen. Sein Signalement wurde reichlich verbreitet. Eine dem Könige angehörige Gegenpolizei, ſagt dieſelbe Campan, entdeckte ihrerſeits, daß man Marien Antoinetten vergiften wollte; allein, wie die Erzählerin ſagt, wollte die Königin nicht daran glauben und äußerte, als ſie eine Vorſchrift ihres Arztes, des Herrn Vic d'Aſyr, las, ſtets ſüßes Mandelöl in ihrer Nähe zu haben: „Dieſe Vorſichtsmaßregeln ſind unnütz; glauben Sie, man wird keinen Gran Gift gegen mich brauchen. Die Brinvilliers gehören nicht in dies Jahrhundert; jetzt tödtet man die Leute mit Verleumdung, und durch ſie werde ich meinen Untergang finden.“

Hohe Todte ſind immer bei ihren Geſchichtſchreibern ſehr beredt. Mir ſcheint dieſe prophetiſche Aeuße-

rung von der eifrigen Apologistin der Königin herzurühren; allein zugegeben, daß sie echt sei, wird man bemerken können, daß es sehr selten ist, Verleumdungen auf diese Art vorherzusagen, wenn man nicht fühlt, daß sie einige Wahrheit zur Basis haben können.

Was die Gegenpolizei Ludwigs XVI. betrifft, so bestand sie wirklich, und ein eifriger Anhänger des Hofs, Bertrand de Moleville, hat dies in seinen Memoiren bestätigt. Diese Bande von Spionen und subalternen Intriguants beschäftigte sich aber weniger mit der Erhaltung des Königs und der Königin, als vielmehr mit gegenrevolutionairen Umtrieben zu Paris und selbst in der Nationalversammlung. Für dergleichen Leute wurde ein guter Theil der Civilliste verwendet.

Endlich erschien der von den Parisern und den unzählbaren Deputirten der Departements in unserer Hauptstadt so sehr gewünschte 14. Juli. Die Sonne ging glänzend auf an diesem Tage; allein später zerriß offenbar der verdoppelte Donner der Artillerie das Herz dieses schönen Morgens, was Ströme eines aristokratischen Regens zur Folge hatte.

Seit 3 Uhr Morgens war ganz Paris von einer heitern Volksmenge überschwemmt und Alles Leben und Bewegung. Straßen, öffentliche Plätze und Spaziergänge waren mit tragbaren Buden und ambulanten

Tavernen beſetzt, wo man die Freiheit mit einem Morgentoaſt begrüßte. Geſänge, Freudengeſchrei, der Klang der Trommeln und militairiſcher Muſiken, das Waffengeklirr der ſich auf ihren Poſten begebenden Nationalgardiſten, kurz, Alles drückte die Stimmung eines Volks aus, das wieder zu den ſanften Gefühlen ſeiner urſprünglichen Gleichheit zurückgekehrt war.

Um 8 Uhr Morgens verließen die Föderirten der 83 Departements unter ihren Bannern, brüderlich mit den Deputirten der Land- und Seemacht vereinigt, den Ort, wo kürzlich noch die Baſtille ſtand. Den Zug begleiteten die Nationalgarde, die Tambours, die Militärmuſiken und die Chöre der Oper. Die Fahnen der Sektionen eröffneten und ſchloſſen das Ganze. Der Zug ging durch die Straßen St. Martin, St. Denis, St. Honoré und kam durch den Cours la Reine zu einer, dem Marsfelde gegenüber geſchlagnen Schiffbrücke. Ueberall auf ihrem Wege wurde dieſe lange patriotiſche Proceſſion von dem Beifallsruf eines unzählbaren Volks empfangen.

Der Regen fiel jetzt in Strömen und die Föderirten wurden von Waſſer und Schweiß durchnäßt, ohne daß dies ihren Gang aufgehalten hätte; Alle ſangen, tanzten und riefen: „Es leben unſre Brüder, die Pariſer!“ Dieſe ließen von den Fenſtern auf den Zug Wein, Schinken, Cervelatwurſt, Geflügel, Hammelkeulen und Früchte herab. Es ſah luſtig aus,

wie die Gäste nach diesen in der Luft schwebenden Eßwaaren haschten und dabei ihre Wirthe segneten. Am Ende schien Niemand zu bemerken, daß es in Strömen regnete; Patriotismus und Heiterkeit trotzten dem Wetter.

Lafayette auf seinem Schimmel und von seinen Adjutanten umgeben, befand sich an der Spitze der Nationalgarde, versprach überall Glück und empfing dafür die Huldigungen des Volks und der Föderirten. Der Schweiß, mit dem Puder seiner nachlässigen Frisur gemischt, stand ihm auf der Stirn, als um die Mitte der Straße St. Honoré ein unbekannter Mann, mit einer Flasche in der einen und einem Glas in der andern Hand, vor den General trat.

„Herr General," begann er, „Ihnen ist heiß, trinken Sie einmal."

„Gern, mein wackrer Landsmann," antwortete Lafayette.

Sofort goß der Unbekannte sein Glas voll und überreichte es dem Kommandanten der Nationalgarde. Dieser ergriff es, betrachtete einen Augenblick den, welcher es ihm gegeben, und leerte es dann auf einen Zug.

„Wahrhaftig! Kamerad," sagte Lafayette lächelnd, „das ist ein sehr guter Trunk!"

„Mein General,“ verſetzte der gefällige Mundſchenk, „das Volk wird Ihnen ſtets vom Beſten geben.“ —

Während die Menge dieſen Zug der Vertrauen einflößenden Popularität ihres Lieblings beklatſchte, ging der Marſch ſingend weiter. Auf dem Platze Ludwigs XV. ſchloß ſich die Nationalverſammlung dem Zuge an und nahm, ſehr allegoriſch, zwiſchen einem Bataillon Veteranen und den jungen Militairs, Eleven des Vaterlandes genannt, ihren Platz *). Von hier an bis zum Marsfelde drängte ſich eine dichte Menge auf dem Wege, welche beim Vorüberzuge der Föderirten in die Hände klatſchte und „Ça ira“ ſang, während der Quai von Chaillot und die Höhen von Paſſy ein langes Amphitheater vorſtellten, wo die Eleganz der Trachten und die Reize der Frauen den Blick bezauberten. Es regnete übrigens fortwährend, ohne daß man darauf zu achten ſchien.

---

*) Im Augenblicke, wo die Revolution in eine Komödie ausartete, die leider nur zu viele tragiſche Epiſoden unterbrachen, wurden dieſe jungen Leute, unter dem Namen Eleven des Mars, halb antik, halb wie Ritter des Mittelalters gekleidet. Sie trugen den kurzen Rock des 14. Jahrhunderts mit der griechiſchen Fußbekleidung und dem römiſchen Schwert. In der Ebene von Sablons übte man ſie in den Manövers der Infanterie und Artillerie. Dies Corps, wo man nur talentvolle junge Leute zuließ, wurde eine Pflanzſchule für Unteroffiziere und ſelbſt Offiziere. In der Folge rühmten ſich mehrere unſrer Generale, Eleven des Mars geweſen zu ſein.

Daſſelbe geſchah auf dem Marsfelde, als der Zug dort ankam. Ueber 300,000 Perſonen, auf den Erhöhungen von Raſen ſitzend, die dieſen ungeheueren Platz umgaben, bildeten um die Föderirten gleichſam eine lebendige Schärpe, deren lebhafte Bewegung den bunteſten Farbenwechſel gewährte. Wenn die Waſſeradern des Himmels ſich einen Augenblick ſchloſſen, trocknete man ſich ſchnell das Geſicht und ordnete ſeine Friſur unter Singen und lautem Gelächter. Fing der Regen wieder an, öffneten ſich ſchnell von Neuem die Parapluës, und man ſah dieſen Cirkus von einer Stunde Umfang mit einer Teſtudo *) von Taffet bedeckt.

Als die Spitze des Zugs auf dem Marsfelde angekommen war, gewann die franzöſiſche Luſtigkeit über die Feierlichkeit des Tags die Oberhand, und die Helden des Feſtes begannen, Sarandolen zu tanzen. Das Publikum auf den Raſenerhöhungen, hauptſächlich die Frauenzimmer, eilten jetzt in den Cirkus, wo die angehäufte Menge und die Verwirrung der Civil- und Militairperſonen die Aufrechthaltung des Programms ſehr gefährdete. Einen Augenblick ſah man das Schauſpiel einer Runde, welche das ganze Mars-

*) Ein Manöver bei den Alten, wo die Soldaten ihre Schilde ſo über den Köpfen zuſammenhielten, daß ſie gleichſam ein Dach bildeten, was ſie vor den feindlichen Geſchoſſen ſicherte.

feld umfaßte. Indeß wurde wieder Ordnung, sobald die Nationalversammlung auf den für sie bereiteten Sitzen Platz genommen hatte, und als die königliche Familie die für sie unter dem Balkon der Militairschule bereitete Tribune eingenommen, befanden sich Volk und Soldaten wieder auf ihren Plätzen.

In wenig Augenblicken hatten sich alle Föderirte wieder um ihre Banner gesammelt; tausend Wimpel mit den Nationalfarben wehten um das Marsfeld, in dessen Mitte sich der Altar des Vaterlandes erhob, zu dem man auf vierzig Stufen gelangte, worauf dreihundert Priester mit entblößtem Haupt und mit weißen Gewändern mit breiten, dreifarbigen Gürteln standen. Der Altar selbst war sinnig mit Epheu geschmückt, auf dessen dunklem Grunde das polirte Silber der Insignien des Kultus erglänzte, während der Weihrauch aus den geschwenkten reichen Rauchfässern sich in duftenden Wolken zum Gewölbe des Himmels, des majestätischsten der Tempel, erhob.

Plötzlich erschien unter den Priestern der Bischof, der an diesem feierlichen Tage das Hochamt zu halten hatte. — — Noch sehe ich sein violettes Gewand, sein Rochetum von Spitzen und sein ausdrucksvolles Gesicht. Er stieg die Stufen zum Altar hinauf, wie ein Triumphator zum Kapitol. Dieser Prälat war Charles Maurice Talleyrand de Perigord, der Urheber des Vorschlags, in dessen Folge die Geistlichkeit ihre

Besitzungen verloren. — Der föderirte Bischof weihte zuerst die aus der alten Zeit der Monarchie wieder erneuerte Oriflamme, dann die 83 Banner der Departements, die Fahnen der Land- und Seemacht, sowie die der Nationalgarde, welche alle um den Altar, wie Bündel von Regenbogen, versammelt waren. Der Bischof stimmte das Te Deum an und die 300 Priester, worunter sich gegen 200 Choristen der Theater befanden, fielen ein und wurden dabei von 1200 Musikanten begleitet. Nie werde ich den erhabenen Eindruck dieses nicht zu schildernden Gesanges vergessen, der durch seinen Geist und seine Motiven würdig war, bis zum Ewigen zu dringen. — Uebrigens hatte diese religiöse Ceremonie etwas Antikes, selbst Heidnisches, und erinnerte den Dichter, nur noch in größrem Maßstabe, an ähnliche Feierlichkeiten zu Athen, Theben und Sparta.

Nach dem Te Deum begann die Eidesleistung. Lafayette, an der Spitze des Generalstabs der Nationalgarde und der Deputirten der Land- und Seemacht, stieg zum Altar und schwur im Namen der Truppen und Föderirten, treu zu sein der Nation, dem Gesetz und dem Könige. Eine Salve von 40 Kanonenschüssen folgte diesem Schwur; die 1200 Musikanten spielten eine heroische Arie, die Fahnen und Banner wurden geschwenkt und die blanken Säbel funkelten über den Häuptern. Hierauf wiederholte der

Präsident der Nationalversammlung denselben Schwur, den Volk und Deputirte mit dem Rufe: „Wir schwören es!“ erwiederten.

Hierauf erhob sich Ludwig XVI., der am Ende des Marsfeldes nebst der königlichen Familie auf seiner Tribune geblieben war, und sprach mit starker Stimme folgende Worte: „Ich, König der Franzosen, schwöre, die Gewalt, welche mir die Konstitution des Staats übertragen hat, zur Aufrechthaltung dieser, von der Nationalversammlung gegebenen und von mir angenommenen Konstitution anzuwenden.“ — Sofort nahm die Königin den Dauphin in ihre Arme, zeigte ihn dem Volke und begann: „Dieselben Gesinnungen haben mein Sohn und ich.“ Der fünfjährige Prinz hütete sich wohl, das Gegentheil zu sagen, und im Allgemeinen wurde diese, von Mirabeau dem Hofe mit Mühe beigebrachte Lektion so offen und ausdrucksvoll wiederholt, daß der tausendfache Ruf: „Es lebe der König! es lebe die Königin! es lebe der Dauphin!“ lange in den Lüften wiederhallte. Die Artillerie und Militairmusiken feierten diesen Schwur, wie den vorhergehenden, und die allgemeine Freude erreichte den höchsten Grad.

In diesem Augenblicke und gleich als ob der Ewige die Wolken entfernt, um die Gelübde einer ganzen Nation zu empfangen, hatte sich der Himmel aufge-

klärt; die Sonne verbreitete ihre Strahlen über die unzählbare Volksmenge auf dem Marsfelde und lebhafter erglänzten die Waffen.

Der Vollständigkeit wegen muß ich hinzufügen, daß man bei diesem so edlen und imposanten Schauspiel die Deputirten des Universums, welche den vorigen Monat einen Platz im Marsfelde verlangt hatten, nicht sah oder wenigstens sie aus dem Auge verlor.

Die Lustbarkeiten des Bundesfestes dauerten mehrere Tage oder verlängerten sich vielmehr bis zu Ende des Monats. Namentlich ist ein von der Stadt Paris den Deputationen der Departementsverwaltungen im Garten von La Muette gegebenes Diner zu erwähnen, wo 22,000 Personen zu Tische saßen. Auf dem Platze der Bastille erhob sich eine Art antiker Tempel, über dessen Peristyl man las: „Hier wird getanzt." — Zwei Jahre früher hätte man auf das schwarze, vom Volke zerstörte Gebäude setzen können: „Hier wird geseufzt."

Der Föderation zu Ehren gab man in der französischen Komödie ein Gelegenheitsstück, betitelt: Le Journaliste des Ombres (der Journalist der Schatten). In diesem Werkchen wird angenommen, Momus habe in den elyseischen Feldern ein Magazin öffentlicher Blätter angelegt, und gewiß war dieser neue Spender

von Witz und Neuigkeiten kein Charlatan; denn er selbst sagte von seinen Journalen:

Ich gebe sie für nichts
Und das ist grad' ihr Werth.

Diese Uneigennützigkeit verschafft dem lustigen Gotte Gelegenheit, mit mehreren berühmten Schatten Bekanntschaft zu machen, welche bei den Nachrichten aus Frankreich sich über die Wiedergeburt ihres Vaterlandes freuen. Bei dieser Gelegenheit erscheinen Rousseau, Voltaire, der Abt von St. Pierre, Fabert, Lekain und Fräulein Lecouvreur, die sehr schöne Sachen über die Revolution sagen. — Zuletzt entfernte sich das Publikum, entzückt, daß es auch Patrioten in der Unterwelt giebt.

Nicht in Folge der Julifeierlichkeiten ereignete sich der kleine Vorfall, von dem ich jetzt sprechen will, und der gleichzeitig vortrefflich diese Feste geziert hätte. Den 26., mit Tagesanbruch, gaben mehrere Springbrunnen der Quartiere St. Denis und St. Martin, während einiger Minuten, Wein, zum großen Erstaunen der Wasserträger, welche glaubten, die Wunder der Hochzeit zu Cana erneuerten sich zu ihren Gunsten. Nach einer langen und hauptsächlich wortreichen Untersuchung entdeckten endlich die deshalb ernannten Kommissaire, daß unterirdische, zur Kontrebande bestimmte Kanäle gesprungen und ihre Flüssigkeit, verrätherischer Weise, zweimal in die Rinnen

ergossen hatten, welche das Wasser aus den Behältern von Belleville nach Paris führen. — — Mons parturiens.

Es giebt Stücke, die trotz der Wiedergeburt der Ideen doch immer an der Tagesordnung bleiben werden, wie man 1790, vom Geiste der berathschlagenden Versammlungen ergriffen, sagte. Dahin gehört die Hochzeit des Figaro, die lange Zeit jung bleiben wird, zumal wenn Fleury und Fräulein Contat, die damals Almaviva und Susanne spielten, stets würdige Nachfolger haben werden. Gegen Ende Juli gab man diese dreifache Komödie im Nationaltheater, zur Belustigung der Föderirten vor ihrer Rückkehr in die Departements. Was konnte reizender für Leute aus den Provinzen sein, als eine Susanne mit einem lebhaften und geistreichen Blick, einer zierlichen Haltung, einem geschmeidigen Spiel und köstlichen Organ, Vorzüge, die noch durch einen hohen, proportionirten Wuchs und ein hübsches, jedes Ausdruckes, den reizende Züge annehmen können, fähiges Gesicht gehoben wurde. — „Wahrhaftig!" äußerte ein föderirter Schöngeist, als er diese liebenswürdige Zofe sah, „wenn sich die von uns Patrioten so sehr geschätzte Freiheit in solcher Gestalt zeigte, würde es bald keine Aristokraten mehr in Frankreich geben."

Man kann sagen, daß Fräulein Contat die Susanne mit der Vorliebe der Dankbarkeit spielte; denn

mit dieſer Rolle hatte ihr glänzender Ruf begonnen *). Beaumarchais, ein Mann von Takt, fühlte ſehr gut im Augenblicke der Vertheilung ſeines Stücks, daß eine Schauſpielerin, deren Phyſiognomie ſo ſchelmiſch, deren Diktion ſo feinbetonend, deren Auffaſſung ſo herzlich war, keine der boshaften Anſpielungen des Autors unbemerkt laſſen werde, und ſeine Erwartung wurde mehr als erfüllt.

Ich weiß nicht, wie folgendes Abenteuer unmittelbar nach dem Lobe der Contat in meine Sammlung kommt; allein es iſt einmal da und ich muß es alſo erzählen.

Fräulein *** liebte die Diamanten ſehr, und man kann ſagen, daß ſie nicht eine, ſondern viele Schwächen für dieſe glänzenden Steinchen hatte. Nun gab es damals zu Paris einen reichen Müßiggänger, Namens Chariban, welcher das Feuer in den Augen des Fräuleins faſt ebenſo liebte, als dieſe das der Steine von Golconda. Dieſer Bewunderer feuriger Blicke war aber ebenſo geizig als verliebt und wagte manchmal ſogar einen Gewaltſtreich und Taſchenſpiele-

*) Die Contat war eine Schülerin Preville's und ſpielte zuerſt im Théâtre française 1770, 15 Jahre alt, die jungen Prinzeſſinnen, was ihrem Talent nicht zuſagte. Sie ging zur Komödie über, wo aber, der gewöhnlichen Intriguen wegen, ihre Fortſchritte langſam waren.

reien, um sich ohne Geldkosten einen vergnügten Abend zu machen.

Chariban, der zwar um jeden Preis die Gunst des Fräuleins erhalten wollte, versuchte jedoch, sie sich wohlfeil zu verschaffen. Man höre, wie er dies anfing. Da er öfters Gelegenheit hatte, der Schönheit, die er begehrte, zu begegnen, gab er sich Mühe, ihr einen herrlichen Solitair bemerklich zu machen, den er am kleinen Finger trug. Die Lockspeise wirkte so, daß der Verliebte sah, er könne in Unterhandlungen treten. Ohne viel Umstände bot er sein Juwel an, was ebenso angenommen wurde, worauf sich das Heiligthum der Gottheit für deren eifrigen Anbeter öffnete. Der Diamant war 4000 Franken werth, und Reue folgte, sobald er verschenkt war. Unser geiziger Verliebter setzte also sein an Intriguen fruchtbares Genie in Bewegung, um sein Geschenk wiederzubekommen.

Sofort begab er sich zu einem Kaufmann, der wegen seiner täuschend nachgeahmten Edelsteine aller Art im Rufe war, wählte einen Solitair, der dem verschenkten völlig gleich war, und begab sich hierauf des Abends zu Fräulein ***. Es war dies in der Ordnung; stattet man doch sehr schicklich einen Besuch ab nach einem Diner, warum nicht wegen einer ganzen Nacht. Während dieses Besuchs aus reiner Höflichkeit ordnete Chariban öfters seine Halsbinde, strich sich den Busenstreif, ordnete bald Das, bald Jenes

an seinem Kleide, kurz, that Alles, um seinen Diamant zu zeigen. Das Mittel glückte, Fräulein *** fragte überrascht, ob er zwei gleiche Ringe habe.

„Das grade nicht," erwiderte er boshaft lächelnd, „sie sind etwas verschieden."

„Mein Herr, dieser Ton ist auffallend — der Juwel, den ich von Ihnen habe — — —"

„Ah! dieser Stein da — —"

„Was wollen Sie sagen?" fragte lebhaft das Fräulein.

„O! ich verstehe."

„Und ich glaube Sie zu begreifen — allein, großer Gott! sollte es wahr sein — hätten Sie so schändlich mein Vertrauen gemißbraucht?"

„Ich gestehe Alles, Schönste; allein von Gewissensbissen gefoltert, komme ich, auch Alles wieder gut zu machen."

„Das ist was Anderes, mein Herr; außerdem hätten Sie eine maßlose Abscheulichkeit auf dem Herzen gehabt."

„Deren Opfer Sie bald geworden; allein mein guter Engel hat über die Eingebungen Satans trium-

phirt, der mich veranlaßte, Sie zu täuschen, und gewiß," fügte der Treulose hinzu, sich Fräulein *** sehr nähernd, werden Sie nicht Wenigeres für einen Engel thun, als Sie für den Teufel gethan haben."

„Es sei," erwiderte die Nymphe nach kurzer Ueberlegung; „allein Sie sind mir eine Garantie schuldig. Zuerst wollen wir die Ringe wechseln."

„Gern," und der Tausch fand Statt.

Am nächsten Morgen verließ Chariban seine Eroberung mit seinem Solitair und ließ ihr dafür einen Stein von etwa 40 Franken Werth — — das hieß doch eine der berufensten Courtisanen der Hauptstadt zu gering schätzen, die kürzlich noch Hoheiten unter ihr Joch gebeugt.

Dieser Spaß ereignete sich im Juni 1790 und bewies, daß nicht Jedes Moral durch die Revolution erstarkt war.

Die religiöse Intoleranz, in Bezug auf die Exkommunicirten des Theaters hatte sich indeß etwas vermindert. Folgendes ist ein Beweis davon. Fräulein Guimard, Tänzerin der Oper, brach das linke Bein, worüber die Pariser einstimmig ihr Bedauern äußerten. Ich weiß nicht mehr, welche Fromme, die sich, ohne Zweifel, früh am Altar und — Abends in der Oper erbaute, kam auf den Einfall, zu Notre

Dame eine Messe für das zerbrochene Bein der Guimard lesen zu lassen. Die Geistlichkeit that dies sehr gern und auf eine pompöse Art; denn sie war gut bezahlt worden. — — Vielleicht erinnerte sich mancher in der Chronik der Galanterie bewanderte Kanonikus, daß Fräulein Guimard früher, freilich etwas indirekt, dem Priesterstande angehörte, als sie mit dem Bischof Jarante von den Benefizien lebte.

Unterdessen setzte die Nationalversammlung ihre Arbeiten thätig fort. Den 31. Juli, d. h. als der Enthusiasmus des 14. sich in Paris verloren hatte, berichtete der Finanzkommité, daß vom 22. September 1789 bis zum 31. Juli die patriotischen Geschenke in Geld und Precioſen 12 Millionen 500,000 Livres betragen hatten. — Man hätte weit mehr vom patriotischen Aufschwunge jener Zeit erwarten sollen; allein der Enthusiasmus verfliegt, sobald der berechnende Eigennutz hinzutritt.

Während in Paris den 2. August Bailly zum Maire dieser Hauptstadt erwählt ward und zwar mit einer Mehrheit von 12,500 Stimmen auf 14,000, bereitete man in der Mitte der Nationalversammlung ein Dekret vor, was die Apanagen der jüngern französischen Prinzen aufhob. Dies am 13. August erlassene Dekret bestimmte, daß diese Kinder des Königs auf Kosten der Civilliste erzogen und ihnen zur Zeit ihrer Verheirathung eine lebenslängliche Rente

angewiesen werden sollte. Diese Maßregel war eine der weisesten der konstituirenden Versammlung, indem sie die Verschwendung hinderte, der sich die Prinzen mit Hülfe der ihnen bisher zugestandenen enormen Einkünfte überließen, die nicht einmal zureichten, zugleich aber auch politischen Intriguen der Söhne des Monarchen gegen diesen Letzteren vorbeugte. Unsere Geschichte beweist, daß diese Vorsicht nicht überflüssig war.

Eine der am Allgemeinsten empfundenen wohlthätigen Maßregeln der konstituirenden Versammlung war aber die am 16. August 1790 dekretirte Errichtung von Friedensgerichten. England gab uns seit Jahrhunderten das Beispiel dieser wohlthätigen Tribunale, gleichwohl bedurfte es einer Revolution, ihres Tobens und Treibens, bevor dieses Beispiel bei uns Eingang fand.

Hierauf kamen die Wissenschaften an die Reihe und ein Dekret vom 20. August bestimmte die Budgets der verschiedenen Akademien für 1790. Die „französische Akademie" erhielt 25,000 Franks bewilligt, die der „schönen Wissenschaften" 44,000 Franks, die der „Wissenschaften" 80,000 Franks, die der „Maler und Bildhauerkunst" 60,000 Franks und die „medizinische Akademie" 36,000 Franks.

So viel ich glaube, war Herr de la Harpe der einzige Akademiker, welcher sich gegen die Beschrän-

kungen vernehmen ließ, die das Dekret vom 20. Auguſt hinſichtlich des den akademiſchen Korporationen Zuſtehenden verfügte. Wenn dieſer Schriftſteller dem Verdienſte ſeiner Kollegen nur den vierten Theil der Wichtigkeit beilegte, welche er dem eigenen zuſchrieb, ſo waren allerdings dieſe Herren übel daran und lange nicht verhältnißmäßig bedacht. Das Murren des Verfaſſers des „Philoctéte" erinnerte an jenes ſchon 1790 nicht mehr neue Quatrain:

Weſſ' Herz nach Schätzen ſchnell begehrt,
Der höre, was dazu ihn führet:
Er kauf' la Harpe zum wahren Werth
Und verkauf' wie er ſich taxiret.

Auch die beiden einzigen damals in Paris beſtehenden öffentlichen Bibliotheken, die königliche und die des Obſervatoriums, wurden in ihren Einkünften beſchränkt. Intereſſant iſt aber der Vergleich zwiſchen den der erſteren 1790 gelaſſenen 110,000 Franks und ihrer heutigen Einnahme, welche ſich lange nicht ſo hoch beläuft. Zieht man heutzutage von ihrem Budget die enorme Beſoldung des Direktors ab, welcher mit keinem Fuße in die Bibliothek kommt; ferner die Emolumente einer Menge von Konſervatoren *),

*) An der königlichen Bibliothek ſind, glaub' ich, acht Konſervatoren angeſtellt, welche ſich der Reihe nach an ein Pult ſetzen, auf dem manchmal wochenlang keine Feder angerührt wird. Auf Jeden kommt die Woche noch nicht ein ganzer Tag, und dabei

welche nichts konserviren; endlich die Honorare einer übermäßigen Zahl Angestellter, die sich mit ihrer Gefälligkeit gegen das Publikum nicht sehr beeilen und dem Herkommen gemäß ihre Pflichten den am geringsten Besoldeten unter sich aufbürden; so wird es Niemand mehr ein Räthsel sei, weshalb die königliche Bibliothek sich nicht blos mit keinen neuen Werken bereichert, sondern auch nicht einmal mit denen erweitert wird, welche, ohne eingeordnet zu werden, seit dreißig Jahren in ihren Niederlagen bunt unter einander liegen. Ebenso ist es auch bei den andern Pariser Bibliotheken, bei denen in den Provinzen und fast bei allen von der Regierung unterhaltenen Instituten; das Ueberflüssige konsumirt und das Nothwendige leidet Mangel.

Noch wiederhallte die Luft von den Festen, welche bei Gelegenheit der von Frankreichs Deputirten zu Paris gefeierten Föderation im ganzen Lande begangen wurden. Kleinere Föderationen oder Bundesfeste bestätigten noch in den Departements das große auf dem Marsfelde, als die guten Bürger von der schrecklichen Katastrophe zu Nancy betrübt wurden. Der durch seinen Stand seiner Freiheit beraubte, auf einen engen Kreis mit seinen Bürgerpflichten beschränkte Soldat mußte beide mißverstehen. Er hält die militä-

---

ist es doch der ehrwürdige van Praedt, welcher alle Bücher ausgeben läßt oder selbst ausgiebt.

rische Disciplin mit den unveräußerlichen Bürgerrechten zusammen, und der Konflikt führt dann mitunter zu Aufwallungen und Empörungen gegen die für ihn geltenden Gesetze. Dergleichen mußte die Hauptursache eines Aufstandes sein, welcher am 31. August 1791 unter der Besatzung von Nancy ausbrach.

Es lagen dort das Schweizerregiment Chateau vieux und die französischen „des Königs" und „Mestre de Camp." Das erstere war gegen seine Offiziere aufgebracht, deren aristokratische Unzufriedenheit sich täglich durch übertrieben strenge Behandlung der Mannschaft Luft machte, welche dafür auf Abwerfung dieses Joches sann und bald einen Theil der beiden andern Regimenter auf ihre Seite brachte. Jetzt brach der Aufruhr los. Da von Bedrückung die Rede war, blieb die Bevölkerung von Nancy nicht unthätig und schlug sich zu den Empörern. Gegen diese wurde mit den treu gebliebenen Truppen der französischen Regimenter die Nationalgarde aufgeboten. Die in den Straßen angegriffenen Aufrührer vertheidigten sich beharrlich und ein langes, blutiges Treffen fand innerhalb der Mauern statt, wo der König Stanislaus die Künste, des Friedens Töchter, gepflegt hatte.

An diesem Tage fand auch ein junger Bretagnischer Hauptmann vom Regiment König, Desiles mit Namen, ein glorreiches Ende gleich dem Chevalier D'Ahsas. Um Blutvergießen zu mindern, sprang er

vor die Mündung einer Kanone, allein die Wuth der Kämpfenden ließ sich von diesem edlen Zuge nicht meistern, das Geschütz ward abgebrannt, und der Körper des Unglücklichen in Fetzen den Gegnern an die Köpfe geschleudert, deren Leben er verschont zu sehen hoffte. — Die Partheien urtheilten natürlich verschieden über diese Begebenheiten, indessen gab die Mehrzahl doch den Schweizern Recht; für ihre Gebliebenen wurden kirchliche Feierlichkeiten veranstaltet, und erst lange nachher zollte man dem Heroismus von Desiles die verdiente Bewunderung.

Nicht alle Neuigkeiten, welche damals die allgemeine Aufmerksamkeit beschäftigten, waren so trauriger Natur. Das folgende Abenteuer mag versuchen, den düstern Eindruck des eben Erzählten ein wenig zu verwischen.

Der Kaufmann Michel, derselbe, dessen Name unter der Kaiserregierung durch einen skandalösen Prozeß bekannt wurde, hatte 1790 einen Bedienten, welcher bei ihm 12,000 Francs niederlegte. Michel nahm die Summe ohne Bedenken an, als aber im folgenden Jahre der Bediente wegen Zurückzahlung des Geldes mit ihm sprach, fiel seinem Herrn ein, daß ein solches Kapital für die Ersparnisse von einer Besoldung von 250 Francs jährlich, doch etwas groß sei.

Herr Michel ließ also den Bedienten kommen, und nahm ihn ins Gebet, woher er das Geld habe,

und da derselbe keine Auskunft darüber geben wollte, verweigerte ihm sein Herr die Rückzahlung. Darüber entstand also ein Prozeß, und Herr Michel wurde bei den gerichtlichen Verhandlungen gefragt, ob er jemals Ursache gehabt, seinen Bedienten einer Veruntreuung für verdächtig zu halten.

Michel verneinte, und wurde darauf zur Herausgabe des Geldes verurtheilt.

Dessenungeachtet bestand aber der Kaufmann, angetrieben vom Verhängnisse, das dem Unglücklichen den bittern Kelch nicht sparen will, auf dem Verlangen, die Herkunft einer Summe zu erfahren, deren rechtmäßigen Erwerb er bei seinem Bedienten nicht voraussetzte. Dieser rief endlich aus:

„So wollen Sie denn durchaus, daß ich es gestehen soll!"

„Ich verlange das!"

„Allein Sie werden sich darüber erzürnen?"

„Keineswegs."

„Wollen Sie mir das versprechen?"

„Ich schwöre Dir's zu."

„Nun, so erfahren Sie denn, daß Ihr Hausfreund, Herr ***, seit zwei Jahren Ihrer Frau den

Hof machte, und mir im Anfange jedesmal 500 Francs gab, wenn er die Nacht bei ihr zubrachte."

„Was hör' ich!"

„Das Verhältniß hat aber zu meinem Unglück nicht lange gedauert . . . jedoch ohne Sie besser zu stellen, denn Ihr Hausfreund ist ersetzt worden."

„O, welche Demüthigung!"

„Wer ist daran Schuld? Ich frage Sie selbst. Es war wohl recht der Mühe werth, mir einen Prozeß an den Hals zu werfen, damit Sie erführen, daß Sie ein . . . unglücklicher Ehemann wären. Na, Ihr Hausfreund hat vier und zwanzig Mal hier übernachtet, und nun zählen Sie zusammen, was à 500 Francs herauskommt."

Am 5. September Morgens lachte ganz Paris über diese Geschichte, welche ein Tageblatt mittheilte, als plötzlich das Abtreten Necker's bekannt wurde. Seine Demission beendigte seine dritte und letzte ministerielle Wirksamkeit. Die Sache machte übrigens wenig Sensation, denn die Popularität des Genfer Ministers war verbraucht. Tausend vortheilhafte Gelegenheiten zur Herstellung des Kredits und zur Anfüllung der Kassen des Staates hatte er in seiner Trägheit während des nationalen Aufschwunges ungenützt verstreichen lassen. Die Nationalversammlung nahm sein Scheiden gleichgültig hin, und hatte überhaupt seit seinem Wie-

dereintritte in den Staatsdienst wenig von einem Manne gehalten, dessen durch seine Tochter und von ihm selbst gepriesene Fähigkeiten sich nirgends bewährt hatten; von einem Manne, der von heute bis morgen und manchmal in ein und derselben Rede für und wider die königlichen Prärogativen sprach, und immer nur Geld und Gewalt verlangte, ohne beides auf eine für die Nation fruchtbare Weise zu verwenden.

Blieb die Nationalversammlung kalt für den abgehenden Minister, so zeigte sich im Volke eine fast feindselige Stimmung gegen ihn. Kaum ein Jahr war verstrichen, seit sich sein Haupt unter den darauf gehäuften Bürgerkronen beugte, und jetzt verließ er Paris wie ein Flüchtling; überall auf seinem Wege höhnte ihn die Menge mit Wort und beinah mit Geberde. Unter solchen Umständen schlich sich dieser Götze des Augenblickes aus Frankreich, dessen Geist er weder auszubeuten noch zu errathen verstand.

Meine Leser werden noch nicht vergessen haben, mit welcher Zuversicht Ludwig XVI. am Bundesfeste schwur, die Konstitution aufrecht zu halten und sich den Dekreten der Nationalversammlung zu fügen. Wie aber soll man jenen Schwur mit den folgenden Worten des Herrn Champion de Cicé vereinigen, welcher mit Necker zugleich aus dem Ministerium trat:

„Ich war am 23. Mai 1790 auf Befehl des Königs beschäftigt, die geheimen Archive des Parlaments zu untersuchen, um von der Form der Protestationen der Könige von Frankreich gegen Beschlüsse alter Generalstände Kenntniß zu nehmen, indem Ludwig XVI. unabänderlich entschlossen war, im Geheim und in Aller Form gegen alle Dekrete der Nationalversammlung ohne Ausnahme zu protestiren.“

Es war ohne Zweifel leicht, die Versicherung des Herrn de Cicé Lügen zu strafen, was die Anhänger der absoluten Monarchie thaten und selbst gethan hätten, wie sie sagten, wenn das Aktenstück selbst sich vorgefunden. Zum Unglücke ihrer Glaubwürdigkeit öffnete sich aber später der eiserne Schrank und rechtfertigte den Exminister, so wie Alle, welche der Meinung waren, Ludwig XVI. habe sich nur mit Widerstreben der Revolution hingegeben.

Man sprach schon nicht mehr von der nur acht und vierzig Stunden alten Entfernung Neckers, als ein Dekret vom 6. September die Parlamente mit allen davon abhängigen alten Behörden aufhob. So fielen diese richterlichen Korporationen, welche sich der Beschützung des Volkes und der Beschränkung der Könige rühmten, durch die von ihnen berufenen Nationalrepräsentanten.

Während man diese großen „Roben“ verabschiedete, welche vordem den Satrapen Ludwig XV. er-

schreckten, gab die Nationalversammlung nach zweimonatlicher Berathung für 800 Millionen Zwangs-Assignaten aus, zur Deckung der nicht konstituirten Staatsschulden, was eine in mehrer Hinsicht politische Maaßregel war. Sie befestigte die Revolution in der ihr angewiesenen Richtung, indem sie die Beschleunigung des Verkaufs der geistlichen Güter herbeiführte, gewann für die neue Ordnung der Dinge die Besitzer von öffentlichen Renten und diejenigen, welche auf den abwechselnden Cours dieser und anderer Effekten spekulirten; kurz, diese Maßregel vereinigte alle Staatsgläubiger um die Nationalversammlung, welche sie fortan als Garantie der Billigkeit und Loyalität der Nation ansahen. Denn es hieß: die Monarchie ist eine Familie; die Deputirten sind die Nation.

Inmitten der Aufregung, welche so viel neue Ereignisse, solche kühne legislative Schöpfungen hervorbrachten, gingen die immer zuversichtlichen und sorglosen Pariser, so lange ihnen nämlich Brot und Schauspiele nicht fehlen, fleißig in die letzteren, um sich von den dringenden Forderungen der Steuereinnehmer zu zerstreuen und von den häufigen Tumulten, welche einerseits vom Hofe ausgingen, der die Revolution damit aufhalten wollte, andererseits vom Jakobiner-Klub, der sie in Gallop zu bringen und Alles zu zermalmen beabsichtigte, was an das alte Regime erinnerte.

In der Akademie de Musique bekam die schaulustige schöne Welt eine allerliebste lyrische Pièce, „die Apfelbäume und die Mühle" zu sehen, eine geistreiche Allegorie auf die Bestrebungen der oben genannten Parteien. Zwei Nachbarn sind beständig im Streit und Zwiespalt über das Wetter. Der Eine, ein Müller findet es schön, wenn es windig ist, weil dann seine Mühle sich lustig dreht; der Andre, Besitzer eines Obstgartens, will vom Wind nichts wissen, weil er ihm die Früchte von den Bäumen schüttelt. Natürlich war auch eine Liebschaft dazwischen, welcher dieser Zwist in Wetteransichten höchst schädlich werden konnte; gleichwohl lief Alles auf eine Heirath glücklich hinaus.

Die Moral der Oper sollte aber nichts fruchten, denn zwischen dem Jakobiner-Klubb und dem Hofe war an keine Einigung zu denken. Der gute Text der Oper war von Jacques, die schöne Musik von Lemoine, und der Sänger Lays erntete darin den stets verdienten Beifall. Gleichzeitig wurden im Nationaltheater zwei Sachen gegeben, welche eine Parallele zwischen zwei Perioden der Geschichte zu ziehen schienen. Nämlich „die Jagdpartie Heinrich IV.," welche dies absolute Königthum von der guten Seite sehen ließen, und „das Erwachen des Epimenides," was die Morgenröthe der Freiheit aufs Herrlichste vorführte. In der Komödie von Collé sprach Dugazon, welcher den Lukas gab, anstatt Signora Galogai,

Favorite der Marie von Medici, „Signora Polignacqui," und das Parterre applaudirte den groben Scherz, daß das Haus hätte einfallen mögen. Zuversichtlich waren es nicht dieselben Beifallsspender, welche den Refrain im „Erwachen des Epimenides" wiederholen ließen:

Laßt, gefürchtet von Europa,
Frei von heute an uns sein,
Aber dabei liebenswürdig
Und Franzosen immer bleiben.

Am Tage der ersten Aufführung der letzten Pièce hatte mein Vater bei seinem Freunde Dugazon gespeist, mit dem er auf dem Posten der Filles-Saint-Thomas die Wache hatte, welche der fidele Crispin der französischen Komödie an diesem Tage kommandirte. Jetzt hatte übrigens mein Vater seine Uniform, denn die Worte „Konstitution und Freiheit" auf dem Hintertheile hatten einfachen Herzen von rothem Tuche Platz gemacht, die freilich auch noch seltsam genug placirt waren.

Als Dugazon und sein Freund wieder in der Wache angelangt waren, trafen sie dort mehre Nationalgardisten, welche im Theater français gewesen waren, und den Verfasser der „Polignacqui" auf gut demokratisch beglückwünschten. Die ganze Nacht wurde beim Punsch lustig verbracht, von dem Bowle auf Bowle angefahren ward.

Während dieser fröhlichen Stunden wurde Dugazon, der als ein guter Erzähler bekannt war, gebeten, doch irgend eine Geschichte zum Besten zu geben. Der fidele Kommandant willigte ein, warf sich plötzlich in Positur und schickte sich an, seinen Waffengefährten einer Nacht die Zeit zu verkürzen. Von dem Augenblicke an, und schon vorher, beherrschte alle Anwesende eine angenehme Heiterkeit. In der That war alles an Dugazon geeignet, eine frohe Stimmung zu erzeugen; er war ein Leibkind der Natur, und sie schien ihm auf die Stirn geschrieben zu haben: erheitre und erfreue Deine Mitmenschen!

Zu bemerken ist, daß Dugazon nicht etwa auf seine Manieren oder auf den Besuch der guten Gesellschaft versessen war, sondern sich auf dem Theater wie im Leben, oft gehen ließ, indem er nur seinem Hange folgte zu übertreiben; ohne diesen wäre er ein noch größerer Komiker gewesen. Niemand konnte aber auch anständig liebenswürdiger sein als er, wenn er unterließ, was er selbst „Kreuz und Quersprünge" nannte. An jenem Abend kündigte er seinen Genossen an, er wolle sich einen hübschen Offizierton anschnallen.

„Denkt Euch," begann er, „mein Polignacqui hätte mir beinahe beim Verlassen des Theaters Skandal zugezogen, oder hat es vielmehr wirklich gethan;

Ihr müßt nämlich wissen, daß der Liebhaber der Königin drin war."

„Der Liebhaber der Königin!" wiederholten mehre rauhe Kehlen.

„Freilich, der wackere Pérold de Boussol, der neulich ein Gedicht die „Antoneide" herausgab, das alle Kettenhunde im Lande heulen machen kann; jener Narr, der zu Hause immer auf den Knieen vor ihrem Bilde herum rutscht."

„Das ist eine Erfindung Deiner Leichtfertigkeit," sprach mein Vater, Dugazon auf die Schulter klopfend.

„Pérold de Boussol hat wirklich aus seinem Zimmer das Heiligthum der Königin gemacht. — Zwanzig Mal des Tags wirft er sich dort vor ihrem Bilde nieder, und wenn man ihm beiläufig den allgemein bekannten Namen des Liebhabers der Königin giebt, wendet er sich ernst zurück und erwiedert: „Sie irren sich; Gottheiten liebt man nicht, man verehrt sie auf den Knieen."

„Sie können denken," fuhr Dugazon fort, „mit welchen funkelnden Blicken Pérold meine Anspielungen auf die etwas ärgerliche Gunst der Frau von Polignac hörte; allein dies ist nicht Alles. Als ich das Theater verließ, begegnete ich ihm. Er hüllte sich in seinen Mantel, wie ein Verschworner der Tragödie, oder ein Gerichtsschöppe im Drama, kam grade auf mich los,

und ſeinen Hut in den Kopf drückend, wie ein Mann, der ſeinen Destouches kannte, begann er im zornigen Tone zu mir: „Herr Dugazon, Sie haben dieſen Abend die Königin beleidigt, und werden mir deshalb Rechenſchaft geben.“

„Ach! Sie ſind's, Herr Pérold,“ entgegnete ich lachend — — „ja, es iſt ganz in der Ordnung; der Mond iſt im erſten Viertel — — Ich begreife Ihre Hitze; allein es iſt kein Grund vorhanden, daß ich Sie tödte. — Gehen Sie Ihren Weg und nehmen Nießwurz.“

„Wiſſen Sie, Schauſpieler,“ begann mein Narr abermals, indem er zornig mit dem Fuße auf das Pflaſter der Straße Vaugirard ſtampfte, „daß ich einen Degen getragen habe.“

„Ich trage alle Tage einen, und was geht die Vergangenheit die Gegenwart an.“

„Aber ich war Offizier.“

„Ich bin noch täglich Herzog, Prinz und ſelbſt Monarch, und würde alſo durch ein Duell mit Ihnen mich erniedrigen.“

„Feigling.“

„Narr, ſchätzen Sie ſich glücklich, daß man die Tollheit nicht mit Ohrfeigen heilt, ſonſt würde ich der-

gleichen bei Ihnen angewendet haben. Allein ich überlasse Sie den Douchebädern der Narrenhäuser."

„Sie wollen sich also nicht mit mir schlagen, und fahren fort mich zu beleidigen?"

„Ihre Ausforderung ist abgewiesen, — doch nein, ich nehme sie an. Hören Sie, theurer Pérold, ich will keinen Mord begehn; vielleicht wissen Sie nicht, daß ich gut fechte und mit Pistolen schieße, wie St. Georg, und doch ist dies eine allgemein anerkannte Wahrheit. Nun gehören aber die Pflichten, welche Sie sich auflegen, den schönen Jahrhunderten der Ritterzeit an. Seine Dame gegen und wider Alle zu vertheidigen, paßt für einen treuen Paladin. Mit den Sitten einer Epoche muß man aber auch ihre Tracht annehmen. Morgen um 11 Uhr werden Sie mich von Kopf bis Fuß gewappnet, mit gesenktem Visir auf dem Carousſel finden. — Wir werden zu Pferde mit der Lanze kämpfen."

„Aber, mein Herr — — "

„Meine Schärpe wird roth sein, — im Schilde führe ich zwei Hasenfüße."

„Aber, mein Herr, ich — —"

„Meine Devise: Man muß lachen, um gut zu verdauen."

„Mein Herr, es — — —"

„Statt Sporen trag' ich zwei Lichtputzen."

„Wenn Sie — — —"

„Mein Knappe trägt anstatt der Pickelhaube ein Barbierbecken."

„Doch mein Herr — — —"

„Mein Entschluß ist unwandelbar — — Da liegt mein Handschuh," fügte ich hinzu, ihn auf das Pflaster werfend. — — „Verzeihen Sie, wenn er etwas schmutzig ist."

Von diesem Erguße von Thorheit besiegt, eilte endlich mein Narr davon, und ich bin nun hier.

Diese seltsame Anekdote, deren Echtheit der Erzähler seinen Zuhörern garantirte, die übrigens Alle den Liebhaber der Königin kannten, wurde durch ein Gelächter gelohnt, das so lange dauerte, bis Dugazon eine zweite Erzählung ankündigte.

„Mein Paladin der Straße Vaugirard," begann der geistreiche Schauspieler wieder, „erinnert mich an den armen Saucerotte, den Vater des Fräulein Raucourt, der stets wie ein Schleichhändler bewaffnet war, um die Keuschheit seiner Tochter gegen ihre zahlreichen Liebhaber zu vertheidigen. Der gute Mann hatte es wahrhaftig nöthig, denn die Raucourt war schön wie ein Engel, und als sie 1772 in der französischen

Komödie auftrat,*) zählte sie, glaube ich, noch nicht ganz achtzehn Jahre. Nie, schwöre ich Ihnen, hat man eine so hübsche Schauspielerin auf dem Theater gesehn, und nie hat Dido, die sie gab, einen so edlen proportionirten Wuchs gehabt. Uebrigens schienen ihre Anlagen glücklich; ihre Stimme, obgleich etwas bedeckt, war angenehm und geschmeidig, und man wußte, daß es ihr auch nicht an Geist und gefälligem Wesen fehlte. — Von allen Seiten zollte man ihr Bewunderung, und unsre jungen Leute schenkten ihr alle ihre Herzen.

„Natürlich verdoppelte jetzt Saucerotte seine Anstrengungen. Gern würde er für die Tugend seiner Tochter eine prätorianische Garde bestellt haben, hätte er diesen Prätorianern selbst getraut.

„War aber die Vorsicht des ehrlichen Mannes von Erfolg? Im Allgemeinen glaubte man es, oder wenigstens schlüpfte die Verläumdung über den Ruf der Raucourt hinweg, ohne ihm zu schaden. Eine junge, verständige, schöne und tugendhafte Schauspielerin, waren drei Phänomene für eins, die Haus und Kasse nicht leer werden ließen. Daher war der Augenblick nicht zum Einstudiren von Voltaire's „Minos" geeignet, auf dessen Vorstellung sein Verfasser damals drang; man giebt seinen Reichthum nicht auf einmal

*) Sie war eine Schülerin Brizard's.

weg. Allein der große Schriftsteller glaubte nicht an das Gold, das aus einer andern Mine kam, als der seinigen, und umsonst sagte man ihm, daß die Raucour das Haus fülle, er wollte durchaus seinen Minos sehn. Die Schauspieler versprachen es ihm, schmeichelten ihm, streuten ihm Weihrauch, und gewannen dadurch einige Zeit. Am Ende wurde aber der Alte ernstlich böse, nahm die Schauspielerin aufs Korn, und fand es ganz gewöhnlich, diesen kleinen Ruf zu beseitigen, der sich seinem Triumphwagen in den Weg warf.

„Der Dichter von Ferney, so sehr er sich auch selbst zum Philosophen erklärte, kannte vor dem Basilius unseres Freundes Beaumarchais die Gewalt der Verläumdung. Besonders wußte er aufs Daus, daß man sich nur die Mühe geben dürfe, Schändlichkeiten zu erfinden und zu verbreiten, um gewiß zu sein, daß immer etwas davon seine Wirkung nicht verfehle. Nun ließ sich Messire Arouet eines Morgens nach zwei Tassen Fleischbrühe seine Wildschur darreichen, (ich brauche nicht zu sagen, ob diese zwei Tassen Fleischbrühe dieselbe Richtung erhielten), befahl anzuspannen, und dann ließ sich das gewaltigste Genie des Jahrhunderts unter den Armen bis zum Wagen führen, und rief mit kreischender Stimme: „Zum Marschall von Richelieu.“ — Beachten Sie wohl, daß Voltaire nicht sagte: „Zum gnäd'gen Herrn Marschall;“ allein

im Hotel des alten Würdenträgers angekommen, ersetzte er, wie ich versichern kann, mit Wucher den Anfangs unterdrückten gnäd'gen Herrn."

„Ich weiß für den Augenblick nicht, ob diese beiden großen Trümmer sich mit einander tröfteten," fuhr der Erzähler der Wache fort; „allein gewiß ist, daß sie sich verständigten, und ich werde Ihnen sogleich sagen, was drei Tage nach dieser Conferenz geschah."

„Außer der, zumal auf dem Theater, so seltenen Vereinigung des Talentes, der Schönheit und Unschuld, wurde die Erscheinung der Raucourt noch glänzender dadurch gemacht, daß sie den Frauen fast so sehr gefiel, wie den Männern. — Ich will nicht sagen, daß sie Allen gefiel; so weit geht die Selbstverleugnung des andern Geschlechts nicht; allein viele Schönheiten von Stande schmeichelten unsrer Genossin, und wollten von derselben wieder geschmeichelt sein. Zu den leidenschaftlichsten dieser Damen gehörte die Prinzessin von Beauveau, bei der die Raucourt öfters mit ihrer Mutter speiste, und stets die gefeiertste der Gäste war. Als sie sich nun eines Tages bei der Prinzessin zum Diner befand, und zwar nebst dem Marschall von Richelieu und dem Marquis von Ximenes, einem der Tafel- und Toilettendichter, bekannt durch wenigstens ein Dutzend Madrigals, erhielt der Sieger bei Mahon einen Brief, auf dessen Adresse das Wort „eilig" zu lesen war.

„Ah! von Voltaire, meinem Freunde von der Académie Française," begann Richelieu, sich aufblähend. — — „Von Voltaire! von Voltaire! O lassen Sie hören!" rief Frau von Beauveau, überzeugt, daß einige Zeilen des großen Mannes für die Gesellschaft eine gute Unterhaltung wären.

„Gern," antwortete der Herzog, „wollt' ich dienen; allein ich habe meine Brille nicht."

„Soll ich lesen, Excellenz?" sprach geziert Ximenes — „die Schrift meines Kollegen Voltaire ist mir ganz geläufig."

„So lesen Sie, Marquis," versetzte der alte Herzog mit boshaftem Lächeln. „Der Verfasser der Henriade und Zaire ist wirklich Ihr Kollege, und selbst Ihr Nachbar im Musenalmanach."

„Der Marquis biß die Lippen etwas zusammen, entfaltete das Papier, so daß dabei ein schöner Solitair, den er am Finger trug, zu sehen war, und deklamirte mehr als las folgenden Brief, von dem ich kein Wort vergessen habe."

„Herr Herzog,

„Ich begreife wohl, daß man einem Greise, der in der Hölle richtet, eine junge und hübsche Schauspielerin vorzieht, die in dieser Welt auf ganz allerliebste

Art verdammt. Daß Fräulein Raucourt den Minos und seine Gesetze zurückgedrängt hat, ist ganz natürlich; die Gesetze einer so verführerischen Schauspielerin sind angenehmer, als die eines alten Griechen, von einem noch älteren Franzosen ans Tageslicht gebracht, dessen Muse seit zehn Jahren auf Hühnerbrühe gesetzt ist.“

„Indeß muß endlich die Gerechtigkeit ihren Lauf haben, selbst in der französischen Komödie. Sie sind deren Minos, Herr Herzog; der meinige fleht aus der Tiefe der Cartons der Schauspieler demüthig um Ihren Schutz. — — Meine anbetungswürdige Nebenbuhlerin möge erlauben, daß ich endlich meine Rechte in Anspruch nehme, und da ich um einige siebzig Jahr früher als sie dort hinunter muß, so verspreche ich ihr, zu ihren Gunsten bei dem Originalheros meiner Tragödie einzuschreiten. — — Uebrigens kann kein Richter nachgiebiger sein, als der menschenfreundliche Minos. Läßt ihn Fräulein Raucourt für ein Veilchen in dieser Welt erscheinen, so mache ich mich verbindlich, von ihrem Benehmen Alles in Vergessenheit zu bringen, von dem sie wünschen wird, daß man es vergißt, selbst das Abentheuer — (Ximenes stockte, fuhr aber endlich fort) — selbst das Abentheuer, was die liebenswürdige Schauspielerin kürzlich in Spanien mit einem reichen Genfer hatte.““*)

*) Trotz Dugazon's Versicherung kann man zweifeln, ob er Voltaire's Brief Wort für Wort im Gedächtniß behalten; allein dieser Brief wurde wirklich geschrieben.

„Sie errathen die Wirkung dieses Schreibens; mochte das Abentheuer mit dem Genfer wahr, oder erdacht sein, man hatte an die Jungfräulichkeit unserer Freundin wie an das Geheimniß der Incarnation geglaubt; das war also ein Blitzstrahl gegen ihre Tugend geschleudert, und grade in diesem Punkte ist der Skepticismus so leicht zu erregen. — Unter diesen Umständen konnte die verläumdete Person nicht besser thun, als sich übel zu befinden, auch fiel sie in Ohnmacht ohne jedoch im Geringsten an Anmuth zu verlieren. — — Diese rührende Situation verdoppelte das Interesse, was die Raucourt einflößte, selbst, da einige Damen der Gesellschaft geneigt waren, der Verläumdung Voltaire's Glauben zu schenken. — Dürfte man sich nur für die unberührten Schönheiten interessiren — — welche Hungersnoth wäre dies für das menschliche Herz.

„Das arme Kind war in Verzweiflung, und magerte sichtbar ab; denn hat der Zahn der Bosheit die Tugend eines Weibes verletzt, ist nichts schwieriger, als die Heilung dieser Wunde, zumal bei einem jungen Mädchen."

„Vater Saucerotte wurde buchstäblich der Cerberus seiner Tochter, und ließ in den Coulissen ein donnerndes Manifest circuliren, was gegen Alle gerichtet war, welche die geringste Hoffnung hegen würden, unserer Minerva beizukommen."

„Indeß wurde in Kurzem jede Vorsicht überflüssig, indem bald der Aufwand unserer Freundin ihre Niederlage verrieth. Sie hatte ein Hotel, Wagen, 12 Pferde, 15 Bediente, kurz Alles, was Reichthum verräth, dabei 100,000 Thaler Schulden nicht zu vergessen, die sie in weniger als Jahresfrist gemacht. — Das hieß wirklich à la Rohan verschwendet.“

„Was vorzüglich bei der Schönen überraschte, war eine männliche Garderobe, so vollständig und elegant, wie die eines Coigny, Lauzun, oder Vaudreuil. Die Ueberraschung hörte aber auf, als man erfuhr, daß die Raucourt fast eben so oft einen Cavalier vorstelle, als sie ein liebenswürdiges Mädchen zu sein wußte. Unter welcher dieser beiden Formen sie die Gunst der Königin erhielt, kann ich nicht sagen; allein Hof und Stadt wußten damals, daß zwischen unserer Freundin und der Monarchin ein vertrauter Umgang bestand, der aber Erstere nicht vor einem Mißgeschick sichern konnte. Die Flügel des Glücks unserer Freundin waren nämlich noch zu schwach, um den Flug der Rohans aushalten zu können, und so war sie 1776 so verschuldet, daß sie an dem herzoglichen Hofe zu Brüssel eine Freistatt suchen mußte. Ohne Zweifel war sie von der Königin dahin empfohlen. — Ihr Exil dauerte drei Jahre. Endlich that auf Bitten des Fräuleins Arnould, der Busenfreundin der Raucourt, der Prinz d'Henin die nöthigen Schritte bei Hofe, daß sie 1779 wieder in

der französischen Komödie auftreten konnte. — Marie Antoinette hatte aber für sie 200,000 Livres bezahlt, woraus man keck schließen kann, daß die Königin nicht weniger die Busenfreundin unserer Genossin war, als die Arnould.

„Damals," fuhr Dugazon fort, sich seiner ganzen komischen Laune überlassend, „kam Marie Antoinette auf den Gedanken, Fräulein Raucourt mit meinem Kameraden Fleury zu verheirathen. — — Sie Alle vielleicht kennen die Campan, die vertraute Kammerfrau unserer schönen Monarchin. Wahrhaftig! eine kluge Frau, oder ich verstehe mich nicht darauf. — Niemand versteht besser einer Sache ein gutes Ansehn zu geben, als diese feine, geistreiche und dienstfertige Hofdame. Auch vergoldet sie, wie es heißt, in diesem Augenblicke eine historische Pille, um den Ruf der am Meisten compromittirten königlichen Personen wieder herzustellen. — Die Pille wird uns bald in Form von Memoiren zu Gesicht kommen, die lustig zu lesen sein müssen.

„Die Campan trat also, im Auftrage der Königin, mit Fleury wegen seiner Heirath mit der schönen Verbannten, die eben aus den Niederlanden zurückgekehrt war, in Unterhandlungen."

„Fleury," begann sie ohne Umstände, „ich will Sie verheirathen."

„Sie sind allzugütig," gab Fleury zur Antwort, sich auf dem linken Absatze drehend, indem er an seine Rolle als Moncade dachte.

„Wenn ich sage, ich will Sie verheirathen, so ist dies nicht genau genug gesprochen. Die Königin selbst begünstigt Sie, Fleury."

„Sie setzen mich in Verlegenheit, da ich die Güte der Königin so wenig verdiene, und wer ist die, auf welche die Königin die Augen geworfen?"

„Eine Schauspielerin von der französischen Komödie."

„So."

„Fräulein Raucourt, die wieder mit soviel Erfolg aufgetreten."

„Ich fürchte, daß die Güte der Königin ——" erwiderte der arme Fleury mit einem zwölf Zoll langen Gesicht.

„Die Monarchin irre geführt hat. — Nicht wahr, das wollten Sie sagen, bester Fleury."

„Freilich wohl."

„Dies Vorurtheil ist zu beseitigen. Fräulein Raucourt hat mir versprochen, künftig klüger zu handeln."

„Wie schön! — Indessen zweifle ich nicht daran, allein ich bin nur wegen mir besorgt, der ich mich nicht für gesetzt genug halte, um einer Gattin treu zu bleiben, welche blos die Hälfte des Jahres ein Weib ist.“

„Fleury! Fleury!“

„Verzeihung, Madame! Allein ohne meiner Phantasie denselben Raum zu Vermuthungen über den Zweck so seltsamer Verwandlungen zu geben, wie viele andre Leute, gestehe ich doch, daß sie nicht sonderlich gefallen. Bitten Sie Ihro Majestät, Ihre Güte auf die kostbaren Ermuthigungen zu beschränken, deren sie meine geringen Talente würdigt. Zum Heirathen hab' ich überdies wenig Lust; die Existenz eines Schauspielers ist etwas sehr Precaires; ein Schlagfluß, ein hartnäckiger Katarrh, und seine Aussichten sind hin. Thörigt wär' es, das Geschick einer zweiten Person an ein so unsicheres Loos auf andere Art zu fesseln, als was wir eine Theaterheirath nennen.“

„Fleury, Sie vergessen . . .“

„Ich suche nur, Ihnen begreiflich zu machen ...“

„Wie? mir begreiflich zu machen . . was wollen Sie mir begreiflich machen?“

„Daß die Künste, welche sich unter einer Harlekinsjacke ansiedeln, mit dem Ernst der Ehe sich nicht vertragen.“

„Gut, mein Herr, ich werde Ihro Majestät Ihre Gründe mittheilen . . .“

„Und Sie zugleich meiner ehrfurchtsvollsten Hingebung versichern, darum beschwör' ich Sie.“

„Und . . .“

„Meiner ehrfurchtsvollsten Hingebung in jeder andern Angelegenheit.“

„Damit verbeugte sich Fleury tief und verließ das Gemach, welches die Königin im Pavillon der Flora sich früher vorbehalten hatte. Dorthin war er nämlich zu Madame Campan gerufen worden, welche ihn in die Fesseln ihrer Begünstigten hatte schmieden wollen.“

Indem er aus dem Schlosse trat, sah er Molé auf sich zukommen, und rief ihm schon von Weitem zu:

„So eben bin ich noch mit einem blauen Auge davon gekommen!“

„Wie so?“ versetzte Molé sich eilig nähernd.

„Die Königin wollte mich mit der Naucourt verheirathen!“

„Du spaßest!“

„Wenn ich Dir sage . . .“

„Da sehe Einer!“ rief Molé mit komischem Ernste, „welchen Gefahren man ausgesetzt ist, wenn man's am Wenigsten glaubt!“

„Nach diesem Zwiegespräch traten Beide bei dem Schweizer ein, welcher damals an dem Thore der Tuilerien unweit der Reitbahn sich befand, und frühstückten lustig auf die Befreiung des Marquis de Moncade.“

„Beim Theater waren Alle höchst entzückt, daß ihr Freund Fleury sich glücklich aus einer solchen Schlinge gezogen hatte. Wir lieben ihn Alle wie unsern Bruder, und ich habe hundert Damen in der Stadt gekannt, welche ihn mein Seel! noch viel lieber hatten . . . Sie werden wohl wissen“ — fuhr Dugazon fort, — „daß Fleury eben kein schöner Mann zu nennen ist. Nicht einmal hübsch ist er, allein einer jener Vexirspiegel, welche Jedermann gefallen, grade weil sie keine festen Formen haben.“

„Sie werden ihn Alle gesehen haben, den fast kleinen Schelm, der aber gut gewachsen ist, mit seiner Lebendigkeit und den wie Karbunkel funkelnden Augen. Es fehlt ihm nicht an Grazie und seine Bewegungen sind alle gerundet; seine Züge sind fein und belebt, und tragen den Stempel einer schöpferischen Seele und eines beweglichen Geistes. Auf der Bühne wird Fleury Ihnen Allen nichts Neues sein, und ich enthalte mich

daher, seine theatralischen Eigenschaften zu rühmen; sie sind allbekannt . . ."

So verschwatzte der Kommandant des Postens des Filles-Saint-Thomas den Nationalgardisten die Zeit; der große lederüberzogene Lehnstuhl, welcher sein Thron war, trug nicht oft so amüsante Erzähler und der anbrechende Tag überraschte diesmal die Mannschaft, welche nun bald ihren Geschäften wieder nachging, und den Posten sich beinahe selbst überließ.

Gegen Ausgang des Jahres 1790 schlug die Revolution nicht blos im südlichen Frankreich, sondern auch in den Kolonieen zahlreiche Wurzeln. Die Schwarzen auf Sankt-Domingo, von dem in Paris gebildeten Klub „der Freunde der Neger" ermuthigt, in dem der Abbé Grégoire eine eifrige Rolle spielte, standen im Norden der Insel auf, um sich durch eigne Kraft von der Unterwürfigkeit zu befreien, in welcher der Hochmuth der Pflanzer sie zu halten beabsichtigte. Diese Kolonisten, die sich die Erklärung der Menschenrechte nach ihrer Weise auslegten, dachten zwar daran, sich vom Mutterlande unabhängig zu machen; darauf beschränkte sich aber ihr Patriotismus, und ihrer festen Meinung nach durften Farbige, selbst wenn sie Besitzungen hatten, auf das Recht keinen Anspruch machen, die Wohlthaten der Revolution zu theilen. Aber die Mulatten und Schwarzen legten sich die Dekrete der Nationalversammlung auch selbst aus, und zwar nach den allgemein

gültigen Grundsätzen von Freiheit und Gleichheit, deren Wiederhall auch zu ihnen durchdrang. Es war daher nicht überraschend, daß sie nicht daran glauben wollten, man könne sie an den der Menschheit wiedergeschenkten Prärogativen nicht Theil nehmen lassen, blos weil sich dem der Eigennutz widersetze, und daß sie ihre Ketten behalten sollten, während die Gesetze ihre Nebenmenschen davon befreiten. Aus denselben Beweggründen brach gleichzeitig eine Insurrektion auf Isle de France aus. Während aber diese großen Folgen der Nationalbefreiung, welche mit der Bastille erobert worden, sich über das Weltmeer hinüber verbreiteten, vernahm die Nationalversammlung mit großer Ruhe — so schnell wechseln die Principien — einen Bericht von Barnave über die nöthige Wiederherstellung der Staatsgefängnisse von Vincennes, um die Ueberfülle der Gefängnisse von Paris unterbringen zu können, welche die Freiheitsregierung verursacht hatte. Vielleicht war die Sache nothwendig, allein die Gewandtheit der Machthabenden muß jeden schreienden Kontrast zwischen ihren Worten und Handlungen zu vermeiden wissen; darin liegt die Weisheit der Regierungen. Eine offenbare Tyrannei wird eher ertragen als leichtere Willkür, nachdem man den Leuten die Freiheit verheißen hat.

Die in Frage gestellte Freiheit der Schwarzen gab zu lebhaften Erörterungen zwischen den Leuten Veranlassung, welche die Institutionen des Staates

nur vom Standpunkte der socialen Interessen beurtheilt wissen wollten, und Anderen, welche den angestammten Rechten der Natur den Vorrang vor allen anderen Rücksichten einräumten. Noch war diese große Frage bei der öffentlichen Meinung nicht entschieden, als das Dekret vom 27. November, indem es die Verhältnisse der Geistlichkeit festsetzte, jedes Mitglied derselben verpflichtete, öffentlich „Treue gegen Nation, Gesetz und König zu schwören, und daß es alle seine Kräfte zur Aufrechterhaltung der Konstitution anwenden wolle." Diese Maßregel ward eine neue Quelle von Streitigkeiten. Die Einen lobten ein Dekret, welches, indem es den Leviten unter das Gesetz stellte, welches für den Ausfluß der höchsten Weisheit gelten muß, den andern Staatsbürgern diese Diener Gottes wieder näherte, welche man bisher wie gebieterische Eroberer hatte ansehn müssen, welche drohend Gesetze auferlegten, welche sie selbst und zu ihrem Vortheil verfaßt hatten. Die Andern behaupteten dagegen, die bürgerliche Gleichstellung der Geistlichkeit sei unverträglich mit den kirchlichen Prärogativen, der kirchlichen Disciplin entgegen, daher die Annahme derselben von den Dienern des Altars, ohne Ketzerei zu begehen, nicht möglich sei. Die priesterlichen Gewissen, deren Richtschnur allein Christi Stellvertreter anzugeben habe, müßten um des Heiles unserer Seelen willen jedem anderen Einflusse unzugänglich bleiben. Endlich könne ein Priester nicht Bürger sein, eben weil er

Priester sei, d. h. ein Mensch ohne Beziehung zu andern Menschen, die Verkündigungen ausgenommen, welche er ihnen kraft seiner Mission zu machen hat.

Die Vereinigung so entgegengesetzter Meinungen schien daher sehr schwer, und da sie nicht zu bewirken war, theilten sich im December 1790 die streitenden Parteien, nämlich die Freunde des vorherrschenden Bürgerthumes und die, welche am geistlichen Vorrechte fest hielten, in zwei Feldlager; nämlich in das der konstitutionellen oder vereideten Priester, und das der widerstrebenden oder nicht vereideten.

Jener Eid, die erste Ursache des zwei Jahre später ausbrechenden entsetzlichen Bürgerkrieges, konnte leicht umgangen werden, ohne daß man etwas von einem Stande zu fürchten brauchte, welcher schon seiner Güter beraubt war und also das wichtigste Mittel der Verführung verloren hatte. Durch Verfolgung lieh man einer seit lange im Todeskampfe liegenden Macht neues Leben, welche das Christenthum so leicht zu Märtyrern stempelt; der Fanatismus zündete seine Fackel wieder an und streute überall Funken aus. Der Keim zu einer Contrerevolution war da, zum wenigsten, nachdem Ludwig XVI., welcher einen ganzen Monat die Bestätigung der bürgerlichen Verfassung der Geistlichkeit verweigerte, dieselbe ertheilte.

Inzwischen wurden durch einen, mittelst Dekrets vom 27. November geschaffenen Cassationshof die souverainen Befugnisse der ehemaligen Parlamente vereinigt, und als letzte Instanz aller Civil- und Kriminalprocesse ein Centralpunkt aufgestellt. Diese Institution entbehrte indessen bei weitem der allgemeinen Zustimmung; denn sie ward eine wirkliche Bevorzugung des Reichen vor dem Armen. Hatte der Letztere in der Provinz mit Mühe einen kostspieligen Proceß durchgeführt, so mußte er zuletzt die Hoffnung aufgeben, sein Recht in letzter Instanz in einer Entfernung von manchmal 100—150 Stunden von seinem Wohnorte zu suchen. Bis auf unsre Zeit hat sich dieser Uebelstand in allen Theilen der Verwaltung behauptet, und das gute Recht, wenn es nicht nach Paris gelangen kann, kommt nur zu oft zu kurz.

Dieser oberste Gerichtshof war aber auch geeignet, den Beweis zu führen, daß die 12 Parlamente Frankreichs eine sehr luxuriöse Rechtspflege gewährten, denn der für das ganze Reich bestehende Cassationshof hält nur in Sektionen und keineswegs täglich Sitzungen. Einer der dabei angestellten Räthe fand vor einigen Jahren Muse genug neben seinen schweren Pflichten, ein gastronomisches Handbuch zu verfassen. Wer kennt nicht die Physiologie des Geschmackes vom Herrn Briat de Savarin, eine Schrift voller gastronomischer Koketterie, welche der römische Senat zuverlässig zu Rathe gezogen haben würde, wenn er

eines Tages über die Brühe zu einer Steinbutte hätte einen Beschluß fassen sollen.

Der Kassationshof wurde später die Zuflucht eines Theiles der politischen Notabilitäten, denen die Regierung eine Invalidenversorgung geben wollte. Dort erhielten administrative, richterliche, selbst ministerielle Kapacitäten Plätze, welche der kaiserliche Sporn abgenutzt hatte; dort beschließen die schlauen Berühmtheiten der Revolution, des Kaiserreichs und der Restauration im Schooße reichbelohnter Ruhe ihre Tage.

Während so zahlreiche neue Institutionen aus dem nationalen Schmelztiegel hervorgingen, war der Herzog von Orleans nach Frankreich zurückgekehrt. Ludwig XVI. hatte es ihm einige Tage vor dem Bundesfeste gestattet, wie ein Schulvorsteher am Vorabend eines großen Festes seinen Schülern ein Pensum erläßt. Die königliche Milde hatte aber hier nicht über den Unwillen gesiegt und als Louis Philipp Joseph am Hofe erschien, fand er eine wegwerfende Aufnahme. Seine Beleidigung blieb nicht einmal Vorrecht der Herren, auch den Bedienten jeden Ranges schien sie erlaubt, wo nicht befohlen. Meine wohlbekannte Unparteilichkeit *), von der ich hier wie-

*) Der Monarchie von 1830 verdanke ich blos die Fortsetzung der Ungerechtigkeiten, mit denen die Restauration meine Dienste bestrafte.

der einen Beweis geben will, verpflichtet mich anzuführen, daß, wenn der Herzog später grausamer Weise den Verwandten in Ludwig XVI. vergaß, die ihm vom Hofe angethane Schmach ihn seit lange dazu gereizt hatte. Es folgen Belege.

Im November 1790 begab sich der Cousin des Königs ins Schloß, während offene Tafel war. Kaum wurde ihn einer der mit dem Ab- und Zutragen der Gerichte beschäftigten Hofbedienten gewahr, als er laut genug, daß es der Herzog hören konnte, zu seinen Kameraden sagte: „paßt auf Eure Schüsseln auf, dort ist der Herzog von Orleans.“ Auf diese schmähliche Losung drängte sich die Menge um ihn, stieß ihn absichtlich und ein hinter ihm Hergehender trat den Herzog mehrmals auf die Absätze. Dieser wendete sich um und sagte kalt:

„Mein Herr, ist es Ihre Absicht, mich zu beleidigen?“

„Zweifeln Sie noch daran?“ versetzte Jener; „was muß man dann thun, um Sie davon zu überzeugen?“

Leicht erkannte der Herzog, worauf das zuverlässig bezahlte Benehmen eines ohne Zweifel wohlgewählten Händelmachers berechnet sein könne, hielt es aber seiner Ehre nicht angemessen, dem Degen des Mordlustigen seine Brust zur Zielscheibe zu geben.

Vielleicht fiel ihm auch ein, daß Karl XII. sich einst dadurch lächerlich machte, daß er mit einem Zollbeamten sich schlug. Als er daher den eben eintretenden Lafayette bemerkte, wendete er sich mit den Worten an ihn:

„Leihen Sie mir, ich bitte, den Schutz der bewaffneten Macht wider die Beleidigungen, welche mir hier widerfahren."

„Nationalgarden!" rief lächelnd der Generalkommandant, „schützt den Prinzen, der sich nicht selbst schützen kann."

Ich habe die letzteren Worte nicht selbst gehört, die so wenig mit dem wohlwollenden und milden Charakter Lafayette's harmoniren, und die ich obgleich von Augen- und Ohrenzeugen gesammelt, wenigstens für nicht genau halte. Jedenfalls beleidigte man aber bei dieser Gelegenheit den Prinzen in Folge einer sehr unpassenden Deutung seines Benehmens. Es würde sich, abgesehen von der angestellten und absichtlichen Beleidigung durch einen Unbekannten, nicht für den geringsten Bürger, geschweige denn für den Herzog geziemt haben, im Gedränge einen Faustkampf mit jenem Unverschämten zu beginnen. Das Zuhülferufen des mit Aufrechterhaltung der Ordnung beauftragten Offiziers war ganz am rechten Orte und nur die Antwort desselben am unrechten, wenn sie authentisch ist.

Litt der Herzog von Orleans durch heimliches Anſtiften der Hofparteien, ſo machte dagegen das Publikum einige Tage nach dem erzählten Vorfalle dem Hofe den Kopf warm. Eifrig drängte ſich Alles zu einer Vorſtellung des „Brutus," die im Nationaltheater Statt fand. Dort brach plötzlich der Keim republikaniſcher Geſinnungen aus den Maſſen hervor, welche bald in Frankreich triumphiren ſollten. Unmöglich läßt ſich der Enthuſiasmus ſchildern, mit dem die ſchönen Verſe aufgenommen wurden, in welchen von den unveräußerlichen Volksrechten, von der Verabſcheuung der Tyrannei in jenem Meiſterwerke die Rede iſt.

Mirabeau wohnte der Aufführung unbemerkt in einer Loge des vierten Ranges bei. Gewiß wollte er dieſe Probe der Leidenſchaften des Volkes beobachten, um darnach nöthigenfalls das Syſtem der Monarchie zu modificiren, mit deſſen Ausarbeitung er damals beſchäftigt war. Der Ausbruch von Patriotismus, deſſen Zeuge er ſein mußte, beunruhigte ihn; ſeine Begleiter ſahen ihn nachdenklich werden, ſeine Lippen ſich krampfhaft bewegen und einſt unverſtändliche Worte murmeln, von denen jedoch einzelne: „ein Fehler nur... der Thron geſtürzt... eine Republik... unfehlbar... die Zeit wird kommen... ich will ſie ihnen geben..." vernehmlich waren.

Noch indem der große Redner so mit sich selbst sprach, mußte seine Gegenwart im Parterre bekannt geworden sein, und sie wurde sofort durch rauschenden Applaus gefeiert, denn die Begeisterung des Augenblicks ließ die ihm zu machenden Vorwürfe vergessen. Damit aber noch nicht zufrieden, eilten viele junge Leute hinauf in die Loge des Extribuns und ersuchten ihn im Namen des Publikums, einen Platz auf dem Balkon einzunehmen. Er sträubte sich und wurde gewaltsam dahin entführt. Mirabeau erzählte später, er wisse nicht wie er hinunter gekommen sei. Endlich an dem Orte, wo ihn jeder Bewunderer sehen konnte, mußte der neue Athlet des Hofes eine patriotische Ovation hinnehmen, die er nicht verdiente. Es war das eine herbe Züchtigung.

Die seit achtzehn Monaten in Frankrerch leuchtenden Freiheitsfeuer warfen mitunter einen Wiederschein über den Kanal, der den Hof von Saint-James zu beunruhigen anfing. Im Oktober 1790 wurde z. B. auf dem Hay-Market-Theater das französische Bundesfest aufgeführt und 60 Wiederholungen dieser Art dialogisirter Pantomime waren der englischen Schaulust noch nicht genug.

Im ersten traten die von Liebe zur Freiheit berauschten Föderirten, bedeckt mit dreifarbigen Bändern und mit Bannieren voller patriotischer Devisen auf. Der andere Akt zeigte das Marsfeld während seiner

lustigen Bearbeitung und Zurichtung zum Feste, und der ernsthafte John Bull wollte sich über die Kapuziner in Grenadiermützen, die mit Abbés schön thuenden Schönen todt lachen. Die Arbeit ging unter dem Singen des ça ira vor sich, und der König selbst stimmte diesen Refrain an und gab seinen Hieb mit der Haue dazu, so gut wie die Andern.

Im dritten Akte waren der Zug der Föderirten, die Municipalbeamten mit ihren Schärpen, die Nationalversammlung im Kostüm, und Priester im Ornat, mit Eichenkronen geziert, wie Aruspices zu sehen, welche das Tedeum sangen. Dann zeigte sich ein Regiment Eleven des Vaterlandes, ebenfalls singend:

„Soldat, ja, ja, Soldat bin ich,
Soldat für's Vaterland,
Und gebe gern dahin mein Blut
Für König und für Vaterland.

Dergleichen Kouplets wurden applaudirt, deren Wiederholung verlangt und dann noch immer wie rasend beklatscht.

Später werden wir sehen, daß die französische Propaganda nicht auf den Opernhausenthusiasmus beschränkt blieb bei unsern Nachbarn jenseits des Kanales, und daß das freieste Volk der Erde nach dem Buchstaben seiner Institutionen, aber freilich auch nur nach diesem, sich sehr versucht fühlte, es mit einer an-

dern Art von Freiheit zu versuchen, wie die in den Charten Großbritanniens hermetisch versperrte war.

Wenn der Verfasser eines im December 1790 auf einem kleinen pariser Theater gegebenen Stückes „Nikodemus im Monde" damit auch politische Anspielungen beabsichtigte, so hatte er sie wenigstens so versteckt angebracht, daß man sie schwer bemerkte. Die Pièce war übrigens lustig genug und machte zuerst auf den später berühmten Akteur, Juliette, aufmerksam. Von der Befugniß, den Mond nach Belieben zu schildern, ist von je der umfassendste Gebrauch gemacht worden, da es zur Zeit noch an geeigneten Ferngläsern fehlt, um die Wahrheit zu wissen. Das in Rede gestellte Theaterstück erinnert mich übrigens an eine Anekdote, die der Mittheilung werth ist.

Eines Abends wurde einer jener Maulhelden und Klugscheiner, die von Allem und über Alles schwatzen, grade weil sie eigentlich von Nichts zu sprechen wissen, über die Beschaffenheit jenes Trabanten der Erde befragt. Ohne Zaudern entgegnete er:

„Der Mond . . ist ein Stern."

„Allein welchen Ursprung hat dieser Stern gehabt, was ist sein jetziger Zustand?" fragte der Andere weiter.

„Hören Sie," begann der Weise, nach einem nicht kurzen Besinnen: „es giebt der Ansichten und

Systeme davon sehr viele. Für meine Person, glaub' ich... und dazu machte er ein Gesicht, als sei ihm der glücklichste Gedanke eingegeben worden, der Mond sei eine alte abgenutzte Nonne, welche unser Herrgott auf den Winkel geworfen hat."

Das ausbrechende Gelächter einiger Zweifler mochte dem Redner für das Unzureichende seiner Definition zu sprechen scheinen und er fuhr also fort:

„Indessen mag sich Gott später wieder darauf besonnen und gedacht haben, diese alte Nonne sei bei Nacht noch recht gut zu brauchen."

# III.

## 1791.

---

Politischer Ueberblick. — Die Komik des Varietées-Theaters und der Nationalversammlung. — Casalés. — Kleiderrevolution. — Das Hemd der Königin. — Mesdames Tanten. — Geheime Korrespondenz. — Die Königin im Theater. — Der Schauspieler Michu. — Der Tod von Brizard. — Die Pest Calonne. — Modell von Bescheidenheit. — Der Tabak. — Die Keller des Luxemburg. — Unruhen in den Kolonien. — Brissot. — Roland. — Die Affaire von Vincennes. — Die Ritter vom Dolche. — Duclos geheime Memoiren. — Die Opfer im Kloster. — Die fromme Schauspielerin. — Herr de Crac. — Mirabeau's Krankheit — seine letzten Augenblicke — sein Leichenbegängniß. — Das Pantheon.

Ging wohl zu Anfange dieses Jahres die Revolution ungebunden, ungehemmt von den Schwankungen, welche die Intrigue, Ehrgeiz und Habsucht

hervorzubringen vermögen, ihrem Ziele entgegen? Gewiß nicht; im schnellen Anlaufe waren die alten Institutionen vernichtet worden, im Sprunge legte man den Grund zu den neuen, und so konnten weder das öffentliche Vertrauen, noch die Sicherheit des Interesse und des Rechtes auf einer festen Basis beruhn. Jene Eroberungen von Freiheit, Gleichheit und Menschenrechten, welche man tagtäglich dem Volke überlieferte, wurden von ihm als ein Wildrecht verschlungen und es nahm sich nicht einmal die Mühe, ihren Geschmack zu prüfen. Sein unersättlicher Appetit verlangte vielmehr mit weitem Munde reichliche neue Lieferungen dieses groben Nationalfutters, ohne sich Besorgnisse darüber zu machen, daß dies vielleicht sehr unverdaulich sei, ja, ohne zu argwohnen, daß Treulosigkeit und Verrath ihr Gift darunter mengen könnten.

Theoretisch betrachtet waren die Verhältnisse der Gegenwart prächtig; in der Wirklichkeit vereinigten sich tausenderlei vernichtende Principien mit den Elementen der socialen Wiedergeburt, sobald sie aus dem gesetzgebenden Laboratorium heraustraten. Die besitzlosen Klassen verkannten oder stellten sich, als verkennten sie die Grenzen einer weisen Freiheit und gaben sich der Zügellosigkeit hin; Eigenthum und Sicherheit der Bürger wurden ungestraft verletzt. Die Unabhängigkeit der Gedanken war proklamirt worden und auf allen Seiten that sich ein Kampf der Mei-

nungen kund, der fortwährend die Funken zu einem bevorstehenden Bürgerkriege umherſprühte. Die Royalisten im Lande, wie die außerhalb, forderten unabläſſig die Wiederherſtellung der königlichen Vorrechte. Sie inſultirten und bedrohten nicht blos öffentlich die Nationalverſammlung, ſondern nöthigten den König auch fortwährend zu contrerevolutionären geheimen Unternehmungen, die ihn nothwendig um alles Vertrauen bringen mußten. Die repräſentative ſelbſt endlich, die vollziehende Gewalt in des Königs Händen lähmend, überließ dem oft zweifelhaften, jedenfalls immer ungeſchickten Patriotismus der konſtituirten Behörden die Maßregeln für die Aufrechterhaltung der Ordnung, welche nur vom Throne oder dem Heiligthume des Geſetzes ausgehen dürfen.

Bei den Truppen war die Inſubordination aufs Höchſte geſtiegen. Der Hof hatte adelige Offiziere unter den Regimentern gelaſſen, deren völlig dem Geſchehenden entgegen ſich ausſprechende Geſinnung die Unzufriedenheit des Soldaten tagtäglich anregte und ihn ungehorſam machte.

Für dieſen unzuverläſſigen Zuſtand glaubte man durch Bewaffnung der ganzen Bevölkerung einen Erſatz zu erhalten, allein die Nationalmilizen mehrten nur die Elemente der Anarchie. Einzelne Großmäuler, welche bürgerliche Epauletten trugen, ſpielten die Deſpoten im Kleinen und tyranniſirten ihre Mitbürger im Namen der Freiheit.

Dergleichen Unordnung und Wirren verfinsterte schon in allen Theilen Frankreichs die Morgenröthe jener Revolution, welche sich so rasch hätte vollenden können, allein von der Faktion schon in der Wiege verdorben wurde.

Der mittelst jenes Dekretes vom 27. November 1790 der Klerisei auferlegte Eid war mehr als Anderes ein Beweggrund zunehmender Aufregung in den westlichen und südlichen Departements, wo die sich dagegen auflehnenden Geistlichen große Gewalt über das fanatische Volk besaßen. Täglich beinah gingen fast drohende Petitionen bei der Nationalversammlung ein, in denen die Priesterschaft eine Menge Beschränkungen des Eides forderte und die Mehrzahl wollte mit Vorbehalt der geistlichen Sachen den Eid leisten. Die gesetzgebende Versammlung sah indeß sehr gut ein, daß die priesterliche Gewandtheit leicht Alles unter einen solchen Vorbehalt bringen könne und entschied am 9. Januar, daß der Geistlichkeit jede Erläuterung und Auseinandersetzung in Bezug auf den geforderten Eid verboten sei.

Nunmehro vermehrten sich die Weigerungen, den Eid zu leisten, wie die Verweigerung der Sakramente während der langen Zwistigkeiten, welche um die Mitte des Jahrhunderts zwischen der Geistlichkeit und den Parlamenten sich ereigneten. Ob es der Nationalversammlung einfiel, die Geistlichen durch die Huissiers

zum Schwören zu bewegen, weiß ich nicht, allein die Parlamente vernachläſſigten das keineswegs während der erwähnten Zwiſtigkeiten und ſuchten die Widerſpännſtigen dadurch zum Beichtehören und Beſuchen der Sterbenden zu zwingen. Es liegt mir ein Aktenſtück aus jener Epoche vor, das folgender Art ſchließt: „Und da der beſagte Pfarrer den Leib Chriſti nicht verabreichen will, ſo habe ich unterzeichneter Huiſſier im Hauſe des Klägers die gegenwärtige Akte hinterlaſſen, welche bei dem Kranken die Stelle des Viatikum vertreten ſoll.“

Mitten unter den täglichen Unruhen, denen eine Nation ſich überließ, welche ihre Rechte früher genießen wollte, als ſie dieſelben auszulegen verſtand, bezeigte ſich das Volk keineswegs ungerecht wider jene Ariſtokratie, in der es ſeinen Gegner vor dem großen Tribunale ſah, vor dem damals ſeine Angelegenheiten verhandelt wurden. Er begriff ſehr wohl, daß die Adeligen, namentlich die in der Nationalverſammlung, ſich Schritt vor Schritt auf dem Gebiete ihrer alten Vorrechte vertheidigten. Die Menge wußte den Eifer eines Maury zu ſchätzen, mit dem er den Anlauf der Demokraten abhielt, und man könnte beinahe ſagen, ſie ſei dieſem Redner gut geweſen, weil er ſie amuſirte.

Im Theater von Mademoiſelle Montanſier jubelte das Publikum über Volange, in der Reitbahn war der witzige und boshafte Abbé ſein Mann, und auf

der großen legislativen Bühne sein beliebter Komikus. So fern die Masse des Volkes den Ansichten von Casalés war, sie respektirte doch seinen Charakter. Nie erfuhr er auf der Rednerbühne jene skandalösen Unterbrechungen, denen die andern Redner derselben Partei täglich ausgesetzt waren. Das Folgende mag einen Beleg dazu abgeben:

Bei den Verhandlungen über das Strafgesetzbuch machte ein Deputirter den Vorschlag zur Abschaffung der Todesstrafe und fand lebhafte Unterstützung. Casalés hatte grade den Sitzungssaal verlassen und sah auf der Terrasse eine zahlreiche Gruppe, welche sich sehr eifrig zu unterhalten schien. Indem er näher kam, bemerkte er, daß vor den Thüren der Nationalversammlung dieselbe Frage an der Tagesordnung sei, welche sie selbst beschäftigte. Der Redner, welcher für die Abschaffung gesprochen, wurde im Allgemeinen mit Beifall beehrt und es war im Vorschlage, ihn im Triumph davon zu tragen.

Während Casalés noch hörte, wurde er von einem als Arbeiter gekleideten Manne erkannt, der ihn auf die Schulter klopfte und lachend zu ihm sagte: „Da ist für uns ein heilsamer Antrag gestellt worden; Du bist ein braver Mann, drum sprich nicht dagegen.“

Wenn es aber das Volk den Aristokraten nicht verdachte, daß sie so lange als möglich sich mit Vor-

ten im parlamentarischen Kampfe wehrten, so mißbilligte es doch höchlich, daß die von der Majorität Besiegten durch heimliche Schliche die Ausführung der gefaßten Beschlüsse zu vermeiden suchten. Auch mußte der Maire Bailly mit Gewalt die Zusammenrottungen verjagen lassen, welche am 27. Januar den monarchischen Klub bedrohten, der den Feuillans und Jakobinern gleich entgegen war.

Zu Anfang 1791 wurde die Abneigung des Volkes gegen den Adel auf eine wahrhaft charakteristische Weise bemerklich; nämlich durch das Aufgeben der Moden, Manieren und geselligen Formen, zu denen jener zeither die Muster geliefert hatte. Die Mittelklassen entsagten jener affektirten Leichtfertigkeit, jenem prätentiösen Tone und vielen Narrheiten, welche dem Benehmen der Großen entlehnt wurden, die sie selbst erst vom Theater borgten. An die Stelle des Verworfenen traten eine manchmal derbe Offenherzigkeit des Ausdruckes, Manieren, welche bis zur Unhöflichkeit grade waren und gleichzeitig bewerkstelligte sich eine völlige Kleiderrevolution. Der elegante Frack mußte dem weiten Oberrocke weichen; von den Schuhen verschwanden die großen Schnallen und wurden durch einfache Bänder ersetzt; die künstlichen Haargebäude erlitten eine Erniedrigung von mehren Stockwerken und die Haare wurden kurz verschnitten getragen; der Hut endlich, der bisher ganz überflüssig

war, weil man ihn aus Ehrfurcht vor den Schöpfungen der Haarkünstler unter dem Arme trug, ward nun keck auf das Haupt gesetzt. Degen trug man noch, allein zur Vertheidigung des Vaterlandes nicht um die eigenen und anderer Leute Beine durch ein überflüssiges Toilettenstück zu inkommodiren. Die Frauen verabschiedeten ihre „Baigneusen" genannten, gewaltigen Hauben, die ihnen die Köpfe zu Fässern verunstalteten und ersetzten sie durch vielleicht minder kostbare, aber kokettere Hüte. Die Reifröcke, welche sich noch in den Hofcirkeln erhalten hatten, wurden entschieden ins Theater verwiesen und bei der meist netten Taille der Französinnen und ihrer leichten Art, das Haupt zu tragen, sahen sie nun nicht mehr aus, wie auf gewaltig weite Tonnen gesetzte Büsten. Die Damen schwankten nicht länger auf jenen hohen Absätzen einher, die gleiche Feinde der Grazien und des Gleichgewichtes sind; das Roth, mit dem sich die Pariserinnen die Gesichter bemalten, ließ endlich einmal wieder das wahre Kolorit der jungen zum Vorschein kommen und blieb nur denen vorbehalten, welche es zur Verhüllung der Zerstörungen des Alters oder der Leidenschaften bedurften. So sah der Hof täglich etwas von der Civilisation verschwinden, welche die Stadt von ihm entlehnte; indessen waren nicht alle Höflinge, die Prinzen nicht ausgenommen, damit gleich unzufrieden und Marie Antoinette selbst äußerte zuweilen gegen Vertraute: „Etwas hab' ich doch bei

der Revolution gewonnen; ich bin von der Etikette befreit worden..."

Weiter unten wird ein Fall in diesen Blättern mitgetheilt werden, welcher einen Maßstab giebt, wie sehr die Königin befugt war, darin wirklich eine Befreiung zu sehen.

An einem Wintertage war die Königin Abends schon völlig entkleidet und wollte so eben ihr Hemd wechseln. Madame Campan, dienstthuende Kammerfrau, hielt es schon ganz entfaltet in der Hand, als die Ehrendame eintrat, hurtig die Handschuh auszog und das Hemd ergriff. Gleich darauf regte sich etwas vor der Thür, diese ging auf, die Herzogin von Orleans trat ein, hat keine Handschuh an, nähert sich und greift nach dem Hemd; allein die Ehrendame darf es ihr nicht präsentiren, giebt es also Madame Campan zurück, die es der Prinzessin überreicht. Indem tritt noch die Gräfin von Provence ein und die Herzogin von Orleans präsentirt nun dieser das Hemd.

Während dieser Manöver der feinsten Etikette stand die Königin nackend, mit gekreuzten Armen verbergend, was sie nicht immer so gut verbarg, und klapperte zu Ehren der Etikette mit den Zähnen. Madame sah indessen ein, man müsse hier ein Ende machen, indem ja der schönste Artikel der Toilette der Königin noch keine Entschuldigung für einen

Schnupfen enthalte, und ohne die Handschuh auszuziehen, warf sie das Hemd der Leidenden fertig über, nicht ohne die pyramidenförmige Frisur Marie Antoinettes arg zu erschüttern, was dieser wieder ein Lächeln abnöthigte. Einen Augenblick vorher lächelte sie aber nicht, als sie zwischen ihren schönen Zähnen ein „welche Qual! das ist abscheulich," nicht zu unterdrücken vermochte.

Mesdames, die Tanten des Königs, hätten sich ihrer königlichen Nichte gleich, einer Reform der Etikette fügen können, allein sie konnten sich noch an viel andere Neuerungen der Revolution nicht gewöhnen und bereiteten sich vor, Frankreich zu Anfange von 1791 zu verlassen.

Dieses Reiseprojekt erregte lange Debatten, nicht blos in der pariser Kommun, welche ihnen die Pässe verweigerte, sondern auch bei der Nationalversammlung. Endlich entschied diese, daß es eine unwiderlegliche Folge der Konstitution sei, daß Mesdames Victoire und Adelaide sich hinbegeben könnten, wohin sie wollten. Sie reisten also ab, allein nur mit Mühe konnte sie der Kapitän Berthier, (später Prinz von Neufchatel,) der Sohn eines Schließers im Schlosse von Versailles, gegen die tobenden Massen schützen, welche ihnen an mehren Stellen den Weg versperrten. Das Volk erkannte unfehlbar das Unpassende dieser Flucht besser, als die Nationalversammlung.

Am Morgen nach ihrer Abreise enthielt das konstitutionelle Journal „Chronique von Paris" darüber Folgendes:

„Zwei Prinzessinnen, seßhaft durch Verhältnisse und Alter, bekamen plötzlich Lust zu reisen und sich in der Welt umzusehen. Das ist seltsam, aber möglich."

„Es heißt, sie gingen den Pantoffel des Papstes zu küssen; das ist lustig, allein es ist erbaulich."

„Zwei und dreißig Sektionen vertraten ihnen den Weg nach Rom; daß ist hinderlich, aber sehr einfach."

„Sie sagten, daß sie nicht aus Absichten sich entfernten, welche der Revolution entgegen wären; das ist möglich, aber schwer."

„Die schönen Reisenden schleppen ein Gefolge von achtzig Personen mit; das ist bequem: aber sie nehmen auch zwölf Millionen mit fort, das ist häßlich."

„Sie haben einen Wechsel der Luft nöthig; das ist Form: allein ihre Entfernung macht ihren Gläubigern bange; das ist Herkommen."

„Sie brennen vor Reiselust; das sieht man oft (jungfräuliche Wünsche sind verzehrendes Feuer, selbst wenn es sich bei alten entzündet); allein das Volk brennt auch

vor Verlangen, Frauenzimmer zurück zu halten, welche das Geld des Vaterlandes mitnehmen; das ist weise."

„Mesdames behaupten, sie hätten die Freiheit zu gehen, wohin es ihnen beliebe; das ist richtig. Man hat ihnen aber entgegnet, daß man sie hindern könne zu den Feinden Frankreichs sich zu wenden; das ist klug."

Marie Antoinette ging nicht, den Pantoffel des Papstes zu küssen, allein sie korrespondirte mit dem Auslande und ihre Korrespondenz war nicht unschuldig. Es folgt der Beweis aus den Schriften einer eifrigen Lobrednerin der Prinzessin.

„Die Korrespondenz der Königin mit dem Auslande fand in Geheimschrift statt. Die von ihr gewählte war nicht zu entziffern, allein auch äußerst schwierig anzuwenden. Jeder Korrespondent mußte ein gewisses Buch in derselben Ausgabe besitzen. Sie hatte „Paul und Virginie" gewählt, man bezeichnete durch einverstandene Chiffren die Seite und Zeile, wo die gesuchten Buchstaben sich befänden, und mitunter auch einsylbige Worte." *)

Zu einem Briefwechsel über gewöhnliche Dinge hätte sich Ihro Maj. wohl schwerlich einer so mühsamen Arbeit unterzogen.

*) Denkwürdigkeiten von Madame Campan II.

Die Königin wußte, daß man von ihren Verbindungen im Auslande im Publikum unterrichtet war. Mirabeau hatte sie davon benachrichtigt und sogar darob getadelt. Ihro Maj. immer dem Rathe dieses überlegenen Geistes augenblicklich Gehör schenkend, hatte versprochen, die geheime Korrespondenz abzubrechen. Der große Redner gab ihr auch unter den Fuß, sich öfter dem Publikum zu zeigen, z. B. im Theater „und ...“ setzte er hinzu, indem er den Finger bezeichnend auf seine Lippen legte; — „ich rathe Ew. M., den Ausdruck Ihrer Züge ein wenig für das Volk einzurichten, das aus dem Lächeln seiner Souveraine noch auf deren Zuneigung für dasselbe schließt.“

„Ihm zulächeln . . . o, Herr Graf, wie schwer ist das; indessen will ich es versuchen.“

„Ich erlaube mir Ew. Maj. zu wiederholen, daß Sie wohl thun würden im Theater zu erscheinen . . .“

„Aber das Parterre? ein Parterre von 1791.“

„Das wird sich einrichten lassen.“

„Glauben Sie?“

„Zuverlässig, Madame, im Jahre 1791 so gut wie immer, so lange die Münze noch bewegende Gründe liefert.“

„Es ist aber sehr schlimm, da zugreifen zu müssen.“

„Ach, Madame, leider läßt sich die Vergangenheit nicht wieder zurücknehmen und die Gegenwart ist die Folge davon.“

„Ich verstehe. Herr de Laporte soll mir ein Parterre arrangiren.“

De Laporte erledigte diesen Auftrag mit Erfolg, allein gewiß hatte nicht er zu bestimmen, was an dem Tage gegeben werden sollte, wo die Königin sich in's „französische Theater“ begab; ein boshafter Zwischenmann wählte „die gebesserte Kokette.“

Die Anspielung war auffallend, allein es würde gewandt gewesen sein ihr zu trotzen. Marie Antoinette war aber übel berathen, ihren Unmuth öffentlich zu zeigen und ließ das Stück wechseln, wodurch sie einer ohnedies nur zu allgemein verbreiteten Meinung eine Wichtigkeit beilegte, welche sie rechtfertigte.

Im Theater wurde die Königin trefflich aufgenommen; ein Applaus, der einmüthig schien, weil die Applaudirenden gut im Hause vertheilt waren, feierte ihre Ankunft und wurde wiederholt laut, so daß Marie Antoinette sich voller Zufriedenheit entfernte.

Von dem glücklichen Anfange ermuthigt, wollte sie bald nachher die italienische Komödie besuchen und ohne Zweifel war auch dort De Laporte's Sorgfalt in Anspruch genommen worden. Das Publikum eines

Schauspielhauses läßt sich aber nicht durchgängig wählen und so gelangten denn auch einige Brocken Patriotismus mit hinein. Vielleicht hätten sie geschwiegen, wären die Claqueurs der Königin diskret gewesen; allein das war nicht der Fall.

Es wurden „die unvorhergesehenen Ereignisse" gegeben und Madame Dugazon kam auf den unglücklichen Gedanken, indem sie sang:

O! wie lieb' ich meine Herrin,

sich nach der Loge der Königin zu verneigen. Sofort kam der bezahlte Monarchismus zum Ausbruch und ein Beifallsdonner feierte dieses Kompliment. Augenblicklich erschallte aber auch von mehren Seiten der Ruf: „keine Herrin! keinen Herrn! Freiheit!" vom Balkon und aus den Logen erwiederten darauf Mehrere mit dem Rufe: „es lebe die Königin! es lebe der König! König und Königin auf immer!" aus dem Parterre erscholl es aber von Neuem: „keinen Herrn! keinen König!"

Untreue Historiker haben angeführt, das Parterre habe sich in zwei Parteien geschieden, welche handgemein geworden wären, was ich aber als Augenzeuge verneinen kann, indem ich mit meiner Familie in einer Loge war, welche uns der Schauspieler Thomassin besorgt hatte. Ein starkes Detachement Gardes du corps

von einem Trupp geheimer Polizeiagenten Ludwig XVI. flankirt, drang in's Parterre und vertrieb die Gegner des Triumphes der Königin, welche unterdessen das Haus verließ, gedeckt von ihren Vertheidigern. Indessen wäre der Sieg derselben beinahe zu Wasser geworden, denn ein wüthender Haufe strömte beim italienischen Theater zusammen, um die Gardes du corps anzugreifen; die sich jedoch zur rechten Zeit davon machten. Nachdem die Nationalgarde die Zugänge besetzt hatte, war die Ruhe hergestellt.

Tags darauf sprachen die dem Hof ergebenen Blätter von der „starken Zurechtweisung der Jakobiner", und die Royalisten trugen einige Hände voll Haare, die sie den Besiegten ausgerauft, gleich stolzen Trophäen in der Stadt umher. Minder windig, rühmten sich die Patrioten keineswegs der Hüte und Handschuh, welche die Rächer der Königin nicht im Kampfe, sondern auf der Flucht vor den Volkshaufen verloren hatten.

Marie Antoinette kam nicht in Versuchung, das Theater wieder zu besuchen, obgleich sie gern die neue Oper „Paul und Virginie" gesehen hätte. Der Schauspieler Michu, dieser Lovelace des Theaters, zu dessen Gunsten seit mehren Jahren viele aristokratische Keuschheit sich der Humanität zuwendete, gefiel der Königin. Als anstrengende politische Beschäftigungen ihre Laune noch nicht verdüstert hatten, gehörte sie zu

den Bewunderern desselben ... versteht sich auf dem Theater. Man hatte sie jedoch zur Frau von Polignac sagen hören:

„Ich kann mir denken, daß eine Frau, welche nicht hinlänglich sich selbst beherrscht, um einen Augenblick aufhören zu können sich selbst zu achten, für einen so verführerischen Mann Schwachheiten begehen kann..."

Als ein den Altären der höchsten Gewalt huldigender Historikus zieh' ich indessen vor zu glauben, daß die Tochter von Marie Thereſie nie sich selbst zu achten vergaß.

Mit „Paul und Virginie," dessen glänzender Erfolg in Paris ein Gleiches in allen französischen großen Städten verbürgte, trat das Dekret vom 31 Januar 1791 in Wirksamkeit, was die Aufführung der Werke lebender Autoren auf irgend einem öffentlichen Theater ohne deren vorherige Bewilligung bei Strafe der Konfiskation der erlangten Einnahme zu Gunsten des gekränkten Verfassers aussprach. In Folge dieser Bestimmung ernannten die Schriftsteller und Componisten eine Agentschaft, welche in ihrem Namen mit den Direktionen zu unterhandeln und die Honorare für jede Vorstellung von ihnen einzuziehen hatte.

Die Künste erfreuten sich noch der frischen Kränze, welche ihnen die hübsche Oper „Paul und Vir-

ginie" erworben, als sie einen ihrer wertheſten Anhänger beklagen mußten; Brizard beſchloß am 30. Januar ſeine gleich ehrenvolle und glänzende Laufbahn. Dieſer Schauſpieler war 1757 zuerſt im „franzöſiſchen Theater" aufgetreten und ſeine raſchen Erfolge fanden nur geringen Widerſpruch bei der Kritik. Niemand hat bis dieſen Augenblick jenen berühmten Akteur in den Väterrollen der Tragödie und des Drama erreicht. Das lächerliche Beiſpiel ſeiner Zeit vermeidend, ſolmiſirte Brizard keineswegs in der Tragödie, ſondern ſprach ſeine Rolle, die dadurch natürlich ward. Immer hielt er ſich zur Einfachheit, war anſtändig und rührend und mehrmals hörte man ihn äußern: man iſt erſt Vater und dann Held. Wenige Schauſpieler haben ſo viele Thränen fließen machen und Thränen waren damals noch etwas, wo die Enthauptungen nur in den Couliſſen vor ſich gingen und die ſchwachen Schönen nicht auf der Bühne, ſelbſt nicht mit Worten, niederkamen. Die Kunſt hatte ihre Windeln noch nicht zerſprengt, um ſich nackend vor den Damen zu zeigen und eine ſolche Neuerung blieb unſeren Tagen vorbehalten. Brizard konnte aber nicht allein pathetiſch und wahr ſein ſondern agirte auch mit Wärme, ſein Geberdenſpiel war edel, ſeine Züge nahmen den Ausdruck ehrwürdiger Erhabenheit an und die täglichen Beſucher des „Theater français" haben nie die Vortrefflichkeit vergeſſen, mit der er den „Lear" in der Tragödie von Ducis ſpielte.

Nach der ersten Aufführung der „Irene", der letzten Tragödie Voltaire's war es Brizard, welcher dem großen Schriftsteller eine Krone aufs Haupt setzte, die unverdient genannt werden dürfte; es war eine Vergeltung des früheren. Gleichviel, der Autor aber ward dadurch zu dem Ausrufe bewogen: „Sie machen, daß ich das Leben bedaure.." und setzte dann als feiner Hofmann hinzu: „Sie haben mich in Ihrer Rolle Schönheiten wahrnehmen lassen, von denen ich vorher nichts wußte."

Als der König von Dänemark eines Abends Brizard gesehen hatte, trat er im Foyer der Schauspieler auf ihn zu und sagte unter Anderm: „Man bemerkt wohl, daß Sie Ihre Rollen nicht vor dem Spiegel studiren."

Brizard trat 1786 zum letzten Male auf. An dem Tage, wo das Publikum von dem Beliebten Abschied nahm, führte ein Parlamentspräsident seinen Sohn in die Loge des Künstlers und sagte hier: „Mein Sohn, umarme den Herrn, wir verlieren an ihm heute einen Menschen, dessen Tugend sein Talent noch übertrifft." Brizard starb 70 Jahr alt, wurde glänzend bestattet und der Dichter Ducis verfertigte seine Grabschrift. Am Abend seines Begräbnisses war keine Vorstellung im Theater français.

Wir wollen jetzt von einem anderen Schauspieler sprechen, den man mit weniger Kummer scheiden sah,

nämlich von dem famösen Calonne, von dem man Anfangs 1791 Nachrichten erhielt. Dieser Exminister, welcher nach Wien reiste, hatte einen Kurier an den Kaiser vorausgeschickt, um wegen einer Audienz anzuhalten, und befand sich noch vier Stunden von der österreichischen Hauptstadt, als ihm die kaiserliche Antwort zukam.

Leopold weigerte sich nicht nur Calonne anzunehmen, sondern ließ ihm auch wissen, daß es allen Ministern verboten sei, mit ihm in Verbindung zu treten. Darauf folgte eine noch minder verbindliche Mittheilung. Der ehemalige Generalkontroleur wurde eingeladen, sich Wien nicht weiter zu nähern.

Er nahm sich das zu Herzen und das war gut, denn wahrscheinlich hatte der österreichische Kaiser an den Thoren Wiens eine Gesundheitswache angeordnet, um seine Unterthanen vor Calonne, einer wahren Pest für die Finanzen eines Staates, zu behüten.

Die öffentlichen Blätter, welche das Mißgeschick des Umschmelzers der Louisdors von 1786 meldeten, enthielten auch einen seltenen Artikel, nämlich die Reklamation des Generals Wimpfen gegen die im „Journal des Journaux" seinen Diensten gespendeten Lobeserhebungen. Dieser Offizier erklärte: es sei unwahr, er habe Namur im siebenjährigen Kriege mit Sturm genommen, denn es sei mit Kapitulation übergegangen; er sei keineswegs mit dem Ludwigskreuze

nach dem Treffen bei Sandershausen geziert worden; nach der Schlacht bei Bergen habe ihm der König keine Anwartschaft auf ein Regiment ertheilt, sondern nur das Kommando eines Regiments, was den wesentlichen Unterschied einer Arbeit ohne die Würde, und einer Würde ohne die Arbeit begründe; daß er den Ausgang keines der zwölf Gefechte entschieden habe, bei denen er mit den königlichen Truppen gewesen, sondern nur, wie jeder andere ehrenwerthe Offizier auch gethan haben würde, sein Theil Tapferkeit beigesteuert habe; daß er nie durch einen Lettre de Cachet aus Paris verwiesen worden, und sich also nicht darüber beklagt haben könne, daß sich auswärtige Mächte niemals dringend um seine Person beworben hätten, und daß, wenn Herr de Luckner ihn zum Unterbefehlshaber verlangt habe, was er nicht glaube, dies ohne sein Wissen geschehen sei.

Welche Lektion enthält dieser Artikel für unsere eleganten Bureauhelden, welche hinter dem Ofen selbsteigene Lobhudeleien für die Biographien abfassen, und die Einnahme des Trocadero, die friedensrichterliche Mission von Antwerpen als erhabene Waffenthaten schildern. — Welche Belehrung vermag aber auch das Publikum aus dem Brief des Generals Wimpfen zu schöpfen, das die Leute nach den Stimmen beurtheilt, welche in einseitigen Journalen über sie laut werden und nicht nach ihren Handlungen und nach der Prü-

fung ihrer Werke. Die Zeiten eines Freron, Duſſault, Hoffmann ſind vorüber; ihre Federn machten den Journalismus fruchtbar und nützlich; dermalen iſt er eine Spekulation.

Monopole ſind beſonders zu beklagen, wenn ſie allgemeine Bedürfniſſe treffen, und von dem gebieteriſchen Verlangen danach profitiren, um Abgaben zu erheben. Das geſchah vor der Revolution mit dem Salze und dem Tabacke. Seit 1790 ſorgte die Nationalverſammlung für Abſtellung dieſer Uebelſtände. Ein Dekret vom 12. Februar 1791 gab endlich den Anbau und die Fabrikation des Tabacks im ganzen Königreiche frei.

Jener Mißbrauch war aber zu einträglich, um ihn nicht dereinſt wieder ins Leben zu rufen. Die Kaiſerregierung ſtellte das Tabacksmonopol wieder her, ſo leicht geben die Regierungen die Bearbeitung von Goldminen nicht auf. Das allgemeine Beſte muß immer herhalten, um die hemmendſten Maßregeln zu beſchönigen. Ich wünſchte wohl, daß man endlich gehörig erwäge, auf wieviel geopfertem Privatwohl die allgemeine Glückſeligkeit einer Nation beruhte.

Die Pariſer blieben überzeugt, daß Monſieur die Seele des unausgeführten Complots war, wofür Favras mit dem Leben büßen mußte. Die tumultuariſchen Maſſen der Vorſtädte mochten nichts von dieſem Prin-

zen wissen, trotz seines freundlichen Lächelns zu ihren Gunsten, und schienen die erste Gelegenheit benutzen zu wollen, sich ihm feindselig zu zeigen. Diese Gelegenheit bot sich am 22. Februar dar. Seit einigen Tagen war das Gerücht in Umlauf, Monsieur wolle sich entfernen (das Publikum sagte entwischen). Ich weiß nicht, ob die Pariser die Gegenwart des Prinzen in Frankreich für eine Stütze des konstitutionellen Throns hielten, oder ob sie blos dem Argwohne Gehör gaben, daß er zu den Feinden des Landes übergehen wolle. Im Vertrauen auf das politische Glaubensbekenntniß, was der Prinz im vorigen Jahre vor der Municipalität abgelegt, und hauptsächlich, weil er der Stadt eine herrliche, dreifarbige Fahne geschenkt, verknüpfte man mit seiner Gegenwart eine Garantie. Berücksichtigte man aber den arglistigen Charakter des Prinzen, so mußte das Gerücht seiner Flucht Besorgniß erregen. Kurz, ein zahlreicher Haufe, von dem einen und andern Grunde angeregt, begab sich nach dem Luxemburg, um Gewißheit zu erhalten, ob der Graf von Provence noch da sei, oder nicht. Man wurde geneigt, das Letztere zu glauben, da man den Prinzen in seinen Zimmern nicht entdecken konnte.

Die Franzosen sind ein lustig Volk, selbst wenn sie sich ärgern. Der nachspürende Trupp überließ sich, trotz seiner Wuth, einer Anwandlung von gutem Humor, als er in einer Art von Boudoir

ich weiß nicht was für ein weibliches Kleidungsstück fand.

„Oho!“ begann einer der Koryphäen der Bande, das Kleid ergreifend, „der dicke Papa erzählt auch andern Leuten etwas; das kann Madame nicht passen.“

„Man muß nicht Alles so genau nehmen, Alter,“ erwiderte ein Vorstädter; „kann denn die theure Prinzessin nicht magerer geworden sein?“

„Verdammt! Du hast Recht!“ rief ein Dritter. „Da die Nationalversammlung die Krongüter verkaufen läßt, ist es kein Wunder, daß die Prinzen und Prinzessinnen an Fett verlieren.“

„Das ist gut für Monsieur, der so dick ist, daß er sich zusammenbiegt, wenn er geht. — — Man wird ihn bald rollen müssen.“ — Diese Antwort hatte der gegeben, welcher zuerst gesprochen, und der, immer noch das Kleidungsstück betrachtend, fortfuhr: „Und ich sage Euch, den Lappen da hat irgend eine Nymphe zurückgelassen, der Monsieur den Hof macht. — — Indeß ist das eitle Mühe; denn er hat ja nicht einmal einen Jungen, obgleich es Madame nicht an gutem Willen dazu fehlen soll. Gleichwohl wäre dies nichts Ueberflüssiges; denn wir haben nur einen Knirps von Dauphin in den Tuilerien, der nur ein Endchen Leben hat, und der kleinen Prinzessin fehlt es an allem

Nöthigen, um nach dem salischen Gesetz in Frankreich regieren zu können."

„Stille doch mit Deinem salischen Gesetz," versetzte ein dickes Heringsweib mit flammendem Gesicht; „weißt Du nicht, daß unsre gute Nationalversammlung das vermaledeite Monopol abschaffen will?"

Lautes Gelächter folgte, und ein Ausbruch von Lustigkeit ist in unserem guten Vaterlande stets ein Mittel gegen Schlimmeres. Unterdessen wurde ein Municipalbeamter nach dem Luxemburg gesandt, um dort mögliche Unordnungen zu verhüten. Dieser Beamte, Namens Labblée, der, wie ich glaube, noch lebt, erfuhr bei seiner Ankunft im Palaste, daß Monsieur noch darin sei, und da man ihn in seinen Zimmern nicht gefunden, mußte er für den Augenblick nothwendig den Keller oder Boden bewohnen. Sichere Merkmale führten den Beamten in ersteren, wo sich der Prinz, wie es hieß, unter die Fässer geflüchtet hatte. Nach einer Untersuchung von einigen Augenblicken recognoscirte Herr Labblée seine königliche Hoheit, die ihm nicht vollkommene Geistesruhe zu genießen schien.

In einer Sammlung von Gedichten, die er zur Zeit der Restauration bekannt gemacht, hat sich Herr Labblée nicht sehr poetisch gezeigt. Gern hätte ich ihm diese Gerechtigkeit erspart; allein offenbar zeigte

er im Keller des Luxemburg mehr Ueberredungsgabe, weil er Monsieur bestimmte, sich dem Volke zu zeigen. Der Prinz erschien, mit soviel Freundlichkeit bewaffnet, als ihm nur zu Gebote stand, betheuerte seine unwandelbare Anhänglichkeit an die konstitutionellen Maßregeln der Nationalversammlung, schimpfte auf die Emigrirten, versprach (ich glaube gar, er schwor), nie sein Geschick von dem seines Bruders zu trennen, und verpflichtete sich auf sein Ehrenwort, Frankreich in keinem Falle zu verlassen. — Bekannt ist, wie sehr der Graf von Provence diesen Verpflichtungen nachkam.

Das Volk, für den Augenblick von diesen patriotischen Reden befriedigt, entfernte sich.

Zu Ende Februars erregten die Unruhen auf St. Domingo viel Bewegung in der Nationalversammlung. Der Aufstand der Mulatten, durch Hinrichtung ihres Anführers Ogé unterdrückt, ließ einen tiefen Eindruck bei unsern Deputirten zurück; denn indem die Farbigen das Joch der Kolonisten zu zerbrechen gesucht, waren sie blos dem Impuls des Mutterlandes gefolgt, und die Vollmachten, welche die Repräsentanten Frankreichs einer sogenannten Kolonialversammlung ertheilt, um den Aufstand zu unterdrücken, waren offenbar wider die Gesetze des Mutterlandes. Dann mißbrauchte diese Kolonialversammlung grausam die ihr übertragene Gewalt, verbarg unter der Maske

von Gerechtigkeit ein schmutziges Interesse, und beging Grausamkeiten, ähnlich denen der wilden Völkerschaften. Die Verurtheilten wurden von unten herauf gerädert, und die Henker, sich an den Martern der Unglücklichen weidend, warteten erst deren letzten Seufzer ab, um ihnen die Köpfe abzuhauen, und sie auf die dazu bestimmten Pfähle zu stecken. Als die Kunde von diesen Schreckniſſen nach Frankreich kam, ertönten heftige Klagen im Klub der „Freunde der Schwarzen;" Condorcet, Péthion, Grégoire und Briſſot tadelten die Nationalversammlung ohne Rückhalt, jene Schändlichkeiten gewiſſermaßen autoriſirt und dabei nicht beachtet zu haben, daß die Pflanzer, welche die Kolonialversammlung bildeten, zwar die Sklaverei der Mulatten und Neger fortsetzen, aber ſich ſelbſt von Frankreich unabhängig machen wollten.

Dieſe Anſicht machte Briſſot in dem Klub geltend, ein Mann, der wegen ſeines Charakters zu denen gehörte, die das meiſte Zutrauen einflößten, der aber die edlen Regungen ſeines Herzens nicht auszuführen verſtand. Seine Offenheit und Aufrichtigkeit gaben der Gewandtheit ſeiner Gegner zu viel Blößen, und die Unachtſamkeit, ja ſelbſt der Leichtſinn in ſeinen Manieren, wie in ſeinen Worten widerſprachen ſeinen eben ſo ſtrengen als edlen Grundſätzen. Am Schreibepult, wie auf der Tribune zeigte ſich Briſſot uneigennützig, als warmer Freund der allgemeinen Sache,

deren Interesse er mit völliger Hingebung im Auge hatte; allein auch hier verloren Gerechtigkeit, Vernunft und Erfahrung an Werth, weil sie nicht mit jener Würde dargestellt wurden, welche selbst die Tugenden erheben hilft.

Im Februar stellte Brissot den patriotischen Versammlungen, deren Seele er war, einen durch seine Talente und gemeinnützigen Werke schon empfehlungswerthen Bürger war. Dieser Bürger war der Handelsinspektor Roland von Lyon, den die Kaufleute dieser Stadt nach Paris gesendet, um ihre Interessen zu vertreten.

Der Ruf der Weisheit und Popularität war ihm in diese Hauptstadt vorangegangen. Als Mitglied der ersten Municipalität von Lyon, erwarb er sich die Liebe seiner Untergebenen. Die aufrichtig der Nationalsache Ergebenen sahen Roland mit Vergnügen, und schlossen sich ihm an; wir werden ihn bald auf dem ersten Entwurf des Gemäldes der Epoche wiederfinden.

Zu Ende Februar's fand auch jenes Ereigniß zu Vincennes statt, dessen eigentliche Ursache, wie mir scheint, kein Geschichtschreiber genannt hat. Die Einen behaupteten mit eben so wenig Recht, als Wahrscheinlichkeit, der Hof habe des Nachts Munition in das Schloß von Vincennes schaffen lassen, und darauf sich

angeschickt, mittelst eines, mit jenem alten Staatsgefängnisse in Verbindung stehenden, unterirdischen Ganges aus den Tuilerien zu entweichen. Andere meinten, was wenigstens vernünftig war, das Volk, entrüstet darüber, daß man von Neuem Gefangene in Vincennes angehäuft, habe sie befreien, und das Schloß, wie die Bastille zerstören wollen. Nach einer dritten Meinung hätte das Volk die zu Vincennes eingesperrten Aristokraten ermorden wollen.

Doch sei dem, wie ihm wolle, eine zahllose Menge verließ die Vorstadt St. Antoine, unter Anführung eines Brauers, Namens Santerre, einer Art von König der Hallen, wie Beaufort, drang in das, nur von wenigen Invaliden besetzte Schloß von Vincennes, und begann die Feldbetten, Thüren, Gitter und endlich die Plattform des Schlosses zu zerstören. Lafayette, von der Municipalität von Vincennes davon unterrichtet, eilte mit einigen Detachements Nationalgarde herbei, und forderte die Zerstörer auf, sich zu entfernen. Da sie sich weigerten zu gehorchen, wurden sie von der Bürgermiliz angegriffen, aber nur mit Mühe überwältigt.

Wie sind aber diese Thatsachen mit folgenden zu vereinigen. Als endlich Lafayette im Gehölz ankam, wurden mehrere Schüsse auf diesen General gethan, und sein Adjutant, den man für ihn hielt, wurde

leicht verwundet. Ferner sah sich Lafayette nach seiner Rückkehr an der verschlossenen Barriere aufgehalten, und mußte den Durchgang erzwingen. Als er aber in die Vorstadt gelangt war, versuchte ein Mann von üblem Ansehn, dem Pferde des Generals eine lange Stange zwischen die Beine zu schieben, offenbar in der Absicht, das Thier niederzuwerfen, und den Reiter zu tödten.

Zu gleicher Zeit kamen 500 bis 600 Adliche, oder Anhänger des Adels in die Tuilerien, um einen übel berechneten Streich zu versuchen, der aber der Expedition nach Vincennes nicht fremd schien, weil diese Herren ankündigten, Lafayette sei eben im Park jenes Schlosses getödtet worden. Diese Verschwornen der Vorzimmer, welche man die Ritter vom Dolche genannt hat, weil sie kurze Degen und kleine Pistolen trugen, waren mittelst Karten, die sie vom Herzoge von Villequier erhalten, ins Schloß gelassen worden. Sie gehörten fast Alle zu dem monarchischen Klub, und äußerten, sie kämen, um die geheiligte Person des Königs zu vertheidigen, welche gleichwohl Niemand bedrohte. Als Lafayette die Vorstadt St. Antoine von Santerre's Horden gesäubert hatte, und in die Tuilerien kam, war der dortige Posten der Nationalgarde schon von den Rittern des Dolchs verhöhnt und bedroht worden.

Ludwig XVI. hatte sich bisher nicht im Geringsten den Verschwornen widersetzt, sondern sie die Na-

tionalgarde insultiren lassen (dies ist unwiderlegliche Thatsache). Als Lafayette eintraf, änderte sich aber die Scene; die Ritter in schwarzen Kleidern, gekräuseltem Haar und seidenen Strümpfen, die ihre kurzen Klingen in den Zimmern schwangen, machten Miene, dem General eine Art Widerstand zu leisten. Sofort erinnerte sich der König, etwas spät, seiner Autorität, und befahl den stolzen Paladins, sich zu entfernen. „Sire," gaben sie zur Antwort, „Ihr treuer Adel eilt herbei, Ihre geheiligte Person zu vertheidigen." — Ludwig hätte antworten können, daß dies sehr langsam und in zu kleiner Anzahl geschehen sei, um Erfolg haben zu können, während die Mehrzahl des Adels im Widerspruche mit ihrem angerühmten Muthe aus dem Lande läuft; allein der König folgte lieber den jesuitischen Grundsätzen seines ehemaligen Lehrers, und erwiderte: „Meine Person ist in der Mitte der Nationalgarde gesichert, und wollen Sie mich vertheidigen, so muß es in der Uniform dieses Corps geschehn. — Entfernen Sie sich." — Man entwaffnete nun ohne Mühe die Vertheidiger des Königs. Einige Nationalgardisten erinnerten sich indeß voll Verdruß an die den Patrioten in der italienischen Komödie ausgerauften Haare und nahmen Revanche an der Frisur der Ritter. Darauf beschränkten sich jedoch die Feindseligkeiten im Schlosse am 28. Februar. Man verhaftete und sandte nach der Abtei die Herren Berthier de Sauvigny, Frondeville, d'Agout und denselben Duval d'Espremenil,

der einer der ersten Anstifter der Revolution gewesen, aber nach Aufhebung der Parlamente zur monarchischen Partei übergegangen war.

Nach dieser Erzählung kann ich, ohne zu verläumden, den Hof als den Anstifter der Bewegung des 28. Februars nennen. Es ist ziemlich unzweifelhaft, daß die Expedition von Vincennes, von der Gegenpolizei unter Bertrand de Moleville angezettelt, nur zum Zweck hatte, Lafayette zu entfernen. Man konnte sie als eine reine Diversion betrachten, deren Grund der getäuschte Santerre nicht ahnte, und der Mittelpunkt des Entwischungskomplots (denn auf ein solches mußte es hinauslaufen) befand sich in den Tuilerien.

Nach einem an die Nationalversammlung den 28. März erstatteten Bericht bestand die Landarmee aus 130,000 Mann. Zum Glück für die Nation, deren Grenzen das Ausland überall bedrohte, um ihr das zerbrochne Joch wieder aufzulegen, konnte auf den ersten Ruf eine Armee aus der Mitte des Volks hervorgehen, und diese war die beste; ihr gehörten die erworbenen Rechte, und ihr kam es zu, sie zu vertheidigen.

Im März 1791 unterdrückte man eins der unerträglichsten Privilegien, das sehr häufig nur Faulheit und Mittelmäßigkeit begünstigte, und dem Genie eine fiskalische Schranke entgegenstellte. Mittelst De-

krets vom 2. März wurden nämlich die Zünfte aufgehoben, und dafür eine Patentsteuer eingeführt. Diese Reform wurde gebieterisch vom Naturrechte verlangt; allein selten tritt an die Stelle eines unterdrückten Mißbrauchs kein andrer. Im Augenblicke, wo ich dies schreibe, bekämpfen die Konkurrenten auf der jetzt freien Bahn der Industrie einander bis zum Tode, und man fühlt immer mehr, daß die stets mehr thätige als kluge Intelligenz eines Vormundes bedarf, den sie aber nicht anders bekommen kann, als wenn man ihren Gang beschränkt. — So schwierig sind öfters die Rechte und Interessen zu vereinen.

Gegen Ende des März im Augenblicke, wo man die Mitglieder des monarchischen Klubs wie Wölfe behandelte, da ihnen das Volk das Haarausraufen in der italienischen Komödie nicht verzeihen konnte, erschien eine neue Ausgabe von Duclos geheimen Memoiren über die Regierungen Ludwigs XIV. und Ludwigs XV. Die erste Ausgabe von 1790 war vergriffen; allein wirklich vergriffen, nicht nach Art der sich vervielfachenden Verlosungen unsrer Tage. Nichts war geeigneter, wie dieses kritische Werk, den Prunk und das Ansehn der antirevolutionären Großen zu verdunkeln, und den souveränen Purpur zu entfärben.

Duclos, der Fortsetzer von La Bruyère, bis auf die Form — war, wie dieser berühmte Moralist, ein

gewissenhafter Schriftsteller, bei dem die Verführungen des Hofes die Wahrheit nicht unterdrücken konnten. In seinen Memoiren sind die Schändlichkeiten und privilegirten Laster mit scharfen Zügen für die Geschichte verzeichnet, und auf diese Art die Tyrannei und ihre Satelliten gebrandmarkt.

Zu Ende des März gab man im Théâtre Français ein Drama von Monvel, betitelt „Les Victimes cloîtrées." Der Verfasser schildert jedoch die mönchische Heuchelei, hinter der sich nur zu oft die scheußlichste Lasterhaftigkeit versteckt, mit zu düstern Farben. Dieses Werk, welches 1791 eine furchtbare Wirkung machte, wurde 1835 wieder aufs Theater gebracht, erschien aber langweilig und entsetzlich matt. Freilich fingen 1791 unsre Nerven kaum an, sich zu härten, und jetzt sind sie stählern.

Am Tage der ersten Vorstellung der Opfer des Klosters erbot sich Dugazon, der bei meinem Vater speiste, uns in die Generalprobe zu führen, was zu meiner großen Zufriedenheit angenommen wurde. Als wir bei den Schauspielern angekommen waren, sahen wir um Fräulein Contat, die eine Hauptrolle in dem neuen Stück zu spielen hatte, etwa 10 der gewöhnlichen Verehrer ihrer Reize und ihres Geistes versammelt. Auf Veranlassung des Stücks sprach man ins Gelag hinein über das Klosterleben, und kam endlich auf zwei Schauspielerinnen, die Nonnen geworden

waren, nämlich Mademoiselle Gauthier und Mademoiselle Luzi. Letztre hatte das Beispiel der Erstern zur Proselytin gemacht.

„Ja," begann der Vicomte von Ségur, „Luzi verließ das Theater, von Heiligkeit durchdrungen."

„Freilich," erwiderte boshaft Mademoiselle Contat, „sie opferte Gott ein von den Menschen etwas vernachlässigtes Herz."

„Allerliebst, Verehrteste!" rief ein Chevalier, dem es gewiß viel gekostet, seiner Gottheit Altäre zu errichten.

„Wissen Sie," versetzte der künftige Verfasser der „Femmes"*), „was Sophie Arnould über die Bekehrung der Gauthier gesagt?"

„Nein, Vicomte."

„Still! keine Titel. — Wissen Sie nicht, daß man alle Tage die Laternenpfähle mästet?"

Dieser Scherz des Exvicomte erregte ein allgemeines Gelächter, und die Contat begann wieder:

„Bester Ségur, Wittwer Ihrer Vicomteschaft, das Bonmot der Arnould — —"

---

*) Ein mehr witziges und anmaßendes als verständiges und natürliches Werk über die Frauen von Ségur.

„Sogleich," begann der Vicomte. „Als sie die Sinnesänderung der Gauthier erfuhr, rief sie: „Die Lüsterne hat sich bekehrt, seit sie gehört, daß Gott ein Mensch geworden."

Abends sahen wir die Vorstellung der Opfer des Klosters, deren Probe wir am Morgen beigewohnt. Als der Vorhang fiel, glaubte ich mich von einem ängstlichen Traum befreit; auch sah man in allen Ecken des Saals entfaltete Schnupftücher, nicht etwa um die Augen zu trocknen, sondern um sich den Schweiß von der Stirn zu wischen.

Eine allerliebste Komödie von Collin d'Harleville, Monsieur de Crac dans son petit castel (Herr von Crac in seinem Schlosse) folgte mit seiner geistreichen Intrigue und seinem hübschen Versband auf die übeln Eindrücke, welche das vorige Stück zurückgelassen. Der lange abwesende Sohn des Gascogners von Crac kehrt darin nach dem väterlichen Schlosse zurück. Wer weit herkommt, hat gut lügen; der Reisende, der den hohen Ruf seines Vaters in dieser Kunst kennt, hegte doch die Hoffnung, ihn zu übertreffen. Er lügt also mit einer Plumpheit und Zuversicht, die den Vater anfangs einschüchtern, und einen Augenblick fürchten lassen, besiegt zu werden. Plötzlich belebt sich aber seine gaskognische Tugend von Neuem und zeigt sich in seltner Größe. Leider kompromittirt ein, beiläufig gesagt, sehr komischer Umstand die Sache des

alten Lügners. Er läßt nämlich aus der Acht, während er von den Thaten seines Sohnes spricht, daß er zu diesem selbst redet, fällt so in seine eigne Grube, und muß dem jungen Manne die Palme der Kunst des Lügens überlassen.

Bei der Vorstellung der Opfer des Klosters bemerkten wir in einer halb vergitterten Loge Mirabeau, der sehr vertraut mit Fräulein Coulon, Tänzerin der Oper, schwatzte. Man erfuhr denselben Abend, daß der große Redner bei dem Fräulein soupirte, und hörte am nächsten Tage, daß sich dort alle Arten Ausschweifungen, und alle Mittel, sie zu veranlassen, vereinigt befunden. Ohne Zweifel trug diese Orgie zur Verschlimmerung eines Uebels bei, das Mirabeau nur mit äußerst heftigen Arzneimitteln bisher in Schranken gehalten. So brauchte er z. B. Bäder mit ätzendem Sublimat, deren trügerische Wirkung ihm seine Obliegenheiten als Deputirter zu erfüllen erlaubte; allein zum großen Nachtheil eines früher kräftigen Körpers.

Plötzlich vernahm man in den letzten Tagen des März die unerwartete Nachricht, Mirabeau sei gefährlich krank. Nach seiner Rückkehr vom Souper bei der Coulon bekam er eine Unterleibsentzündung und in wenig Stunden waren Eingeweide und Zwerchfell brandig.

Unabhängig von den Ausschweifungen bei der Tänzerin, sagte man, daß die rednerischen Anstrengungen Mirabeau's an demselben Morgen in der Nationalversammlung, bei Gelegenheit einer Diskussion über die Ausbeutung der Bergwerke seine wankende Gesundheit vollends untergraben hätten. Ist dies gegründet, so war der letzte rednerische Kampf dieses Mannes ein siegreicher; denn er trug den Beschluß davon, nachdem er fünfmal während der Debatten gesprochen.

Doch sei dem, wie ihm wolle, sobald das Volk die Gefahr des von ihm noch geliebten Redners erfuhr, belagerte es zahlreich seine Thür, und verlangte von Stunde zu Stunde das Bulletin seiner Krankheit.

Den 1. April früh beeilte sich der Jakobinerklub eine Deputation zu ernennen, die sich in die Wohnung des berühmten Kranken begeben sollte. Barnave, fast der stete Gegner Mirabeau's auf der Tribune, verlangte lebhaft die Ehre, dieser Deputation anzugehören. Sobald ihn sein Rival erblickte, drückte er ihm herzlich die Hand. Kurz darauf erfuhr der Kranke, daß Charles Lameth die von Barnave verlangte Sendung abgelehnt habe; ein verächtliches Lächeln zuckte über seine Lippen, und zu Cabanis, seinem Arzt, gewendet, äußerte er: „Ich kannte Lameth als sehr boshaft, eifersüchtig und als Feind jedes Verdienstes; allein ich hielt ihn für keinen Dummkopf. —

Urtheilen Sie selbst. Nach seinem Duell mit de Castries, wo er unbedeutend verwundet wurde, habe ich keinen Tag vergehen lassen, ohne mich nach seinem Befinden erkundigen zu lassen, oder es selbst zu thun."

Talleyrand, der konstitutionelle Bischof und Hierophant des Marsfeldes, bewies unter allen Mitgliedern der Nationalversammlung seinem kranken Kollegen das meiste Interesse. Bei einem Besuche, den er ihm am Tage vor seinem Tode abstattete, erkundigte sich Mirabeau nach den Arbeiten der Nationalversammlung.

„Man diskutirt," antwortete Herr von Autun, „ein Gesetz über die Intestaterbfolge."

„Wirklich — — Nun ich habe hierüber einen Aufsatz fertig. Sie würden mich verbinden, wenn Sie ihn der Nationalversammlung vorläsen."

„Ich werde das thun, und die Nationalversammlung wird Ihnen dadurch verpflichtet werden."

„Ich habe, oder vielmehr ich hatte viel weniger, als man denkt, den eiteln Wunsch, mich bei den Diskussionen auszuzeichnen; allein es wird seltsam sein, einen Mann wider die Fähigkeit zu testiren reden zu hören, der diesen Morgen sein Testament gemacht hat."

Der Bischof soll erwidert haben:

„Die auf der Tribüne ausgesprochenen Meinungen der Deputirten verhalten sich öfters zu ihren Hand-

lungen wie die Theaterempfindungen zu dem Leben der Schauspieler."

Fand diese Aeußerung wirklich statt, so muß die diplomatische Laufbahn Talleyrand's diesen Charakterzug von Offenheit völlig verändert haben *).

Nicht allein die einflußreichen Mitglieder der Nationalversammlung bewiesen dem großen Redner ein lebhaftes Interesse, auch Ludwig XVI. ließ sich mehrmals durch einen Pagen nach seinem Zustande erkundigen, was viel war, selbst für einen dankbaren Bourbon. Cäsar begab sich aber selbst an Cicero's Bett.

Obgleich Mirabeau den Tod vor Augen sah, hörte er doch nicht auf, sich mit den großen Interessen des Staates zu beschäftigen. (Zu Anfange von 1790 würde ich „an das Interesse des Vaterlandes" gesagt haben). „Ich nehme," begann er den 1. April zu seinen zahlreichen Freunden, „die Trauer über die Monarchie in meinem Herzen mit mir, deren Trümmer die Parteien zur Beute erhalten werden." — Dann fügte er mit dem Ausdrucke eines tiefen Schmerzes hinzu: „Wir gehen zu Grunde, und werden nicht einmal die traurige Ehre eines Bürgerkriegs haben.

*) Mirabeau's Aufsatz über die Erbfolge wurde drei Stunden nach seinem Tode von Talleyrand der Nationalversammlung vorgelesen.

Frankreich ſtirbt an Auflöſung. —" Zu ſeinem Kammerdiener, der ihn etwas aufrichtete, um ſein Kopfkiſſen zu ordnen, ſagte er in dieſem Augenblicke mit mehr Ueberzeugung, als Beſcheidenheit: „Jetzt unterſtützeſt Du leider den ſtärkſten Kopf des Königreichs. —" Er hatte dieſe ſtolzen Worte kaum geſprochen, als ſich ein außerordentlicher Lärm auf der Straße hören ließ.

„Was iſt das?" fragte er.

„Ein Artilleriepark zieht vorüber," hieß es.

„Oho!" erwiderte er, „will man ſchon den Tod des Achilles feiern."

Cabanis hatte gehofft, die brandige Entzündung im Unterleibe aufzuhalten, und fragte den Kranken, ob er Linderung fühle.

„Nicht viel," erwiderte Mirabeau, mit dem ihm eignen feinen Lächeln, „meinem Magen geht es wie unſern erſten Beamten, er thut ſeine Pflicht ſehr ſchlecht."

Dann, ſchnell auf Politik zurückkommend, und in Gedanken übers Meer eilend rief er:

„Dieſer Pitt iſt der Miniſter der Vorbereitungen, er droht und richtet damit immer mehr aus, als mit dem, was er thut. — Wäre ich leben geblieben, hätte ich ihm gewiß Arbeit und viel Verdruß gemacht."

Sonnabends, den 2. April, fühlte Mirabeau sein Ende nahe. „Heute werde ich sterben," sprach er zu Cabanis. „Sie sind ein großer Arzt; allein es giebt einen größern, der die Winde und die Meere und Alles geschaffen hat, und von dem Alles kommt, und der die Bestandtheile meines Körpers für andere Geschöpfe benutzen will. Wenn man dahin gekommen ist, wo ich bin," fuhr der Sterbende etwas epikuräisch fort, „so bleibt nichts übrig, als sich zu parfumiren, mit Blumen zu bekränzen, und liebliche Musik um sich ertönen zu lassen, damit man angenehm in den Schlaf falle, aus dem man nicht wieder erwacht. Versprechen Sie mir, mich nicht mit unnützen Schmerzen zu quälen; ich will ungetrübt die Gegenwart Alles dessen genießen, was mir theuer ist."

Während des Morgens wurden die Leiden des Kranken unerträglich, er wollte sprechen; allein seine Zunge versagte ihm ihren Dienst. Sofort ergriff er mit Heftigkeit eine Feder auf seinem Nachttische, und schrieb schnell: „Schlafen." — Da Cabanis sich stellte, als begriff er den Sinn nicht, nahm Mirabeau die Feder wieder, durchstrich stark das niedergeschriebene Wort, und schrieb dafür: „Halten Sie den Gedanken an den Tod für tadelnswerth?" — — Der Arzt zeigte sich so unachtsam, wie zuvor, und der Sterbende fuhr mit einer Lebhaftigkeit fort, die seine Ungeduld bewies: „So lange man glauben konnte, daß

das Opium schaden würde, that man gut, es nicht anzuwenden; allein jetzt, da ein unbekanntes Phänomen die einzige Hülfe ist, warum wollen Sie es nicht versuchen? Beeilen Sie sich; ich habe noch für ein Jahrhundert Kraft; allein Muth für keinen Augenblick."

„Sogleich mein Freund," erwiderte Cabanis, „soll Ihr Wunsch erfüllt werden;" und schrieb das Recept zu einem schmerzstillenden Mittel.

Nach Verlauf einer halben Stunde wurden Mirabeau's Schmerzen unerträglich, und indem ihr Uebermaß den Rest der Kraft dieses gewaltigen Organismus noch einmal aufregte, fand der französische Cicero auf einen Augenblick die Donnerstimme wieder, welche so oft in der Nationalversammlung wiedergehallt hatte, und rief:

„Ich werde getäuscht!"

„Nein, Freund," versetzte Cabanis, „Sie werden keineswegs getäuscht; das Mittel wird eben gebracht."

„O, über die Aerzte.." nahm Mirabeau wieder das Wort, indem er den seinigen halb zornig, halb zärtlich anblickte; „haben Sie mir nicht versprochen, mir die Schmerzen eines solchen Todes zu ersparen?.. Wollen Sie, daß ich das Bedauern mitnehme, Ihnen mein Vertrauen geschenkt zu haben..."

Indem der Leidende diese Worte vollendete, drehte er sich mit einer krampfhaften Bewegung auf die rechte Seite, wendete die Blicke zum Himmel und starb.

Hätte Doktor Cabanis, wie mehrere Geschichtsschreiber anführten, Mirabeau wirklich als aufrichtiger Freund eine Dosis von jenem feinen Gifte gereicht, welches später Condorcet von ihm erhielt, um in verzweifelten politischen Lagen seinem Leben ein Ziel setzen zu können, oder wurde das Gift, wie Andere behauptet haben, von verbrecherischen Händen gegeben? Die erstere Ansicht wäre mit den philosophischen Ansichten des berühmten Arztes verträglich, gegen die andere aber spricht sein ganzes Leben, und kein Verdacht sollte den Ruhm dieses Mannes besudeln.

Sobald die Nationalversammlung den Tod Mirabeau's vernahm, beschloß sie acht Tage um ihn zu trauern. Am Tage nachher wurde entschieden, daß einem so außerordentlichen Manne auch außerordentliche Ehren erwiesen werden müßten, daß sein Leichnam in die neue Kirche der heil. Genoveva gebracht, und deren Name und Bestimmung verändert werden solle. Hier sollten künftig die sterblichen Reste der Männer ruhn, welche durch ihr Wirken das Vaterland ehrten und einstimmig wurde der Name „Pantheon" dem Alterthume für dieses neue Heiligthum entlehnt, und auf Pastoret's Vorschlag, die Inschrift für dasselbe beschlossen:

„Den großen Männern das dankbare Vaterland."

Wenn Herr Paſtoret, deſſen alte Tage ihn auf dem Lehnſeſſel eines Pairs von Frankreich gefunden haben, angeben ſollte, welcher Art politiſcher Auszeichnung er heutiges Tages die Ehre des franzöſiſchen Pantheons zugeſtehen wollte, ſo würde er um die Antwort verlegen genug ſein. Seine Ueberzeugungen, wenn er deren je beſaß, haben ſich ſeit 1791 wunderbar verändert.

Mirabeau's Leichenfeier hatte begonnen, bevor ſich die Nationalverſammlung damit beſchäftigte. Am Abende ſeines Todestages zog das Volk umher und ließ die Theater ſchließen, dann begab es ſich in die Chauſſée D'Antin, welche der große Redner bewohnte, verlöſchte den Namen dieſer Straße und der folgende Tag las an deſſen Stelle: Straße Mirabeau.

Die ganze Nationalverſammlung, ihren Präſidenten an der Spitze, wohnte dem Leichenbegängniſſe des berühmteſten ihrer Mitglieder bei, desgleichen alle bürgerlichen, militäriſchen und geiſtlichen Behörden. Der Jakobinerklub, angeführt von ſeinem damaligen Präſidenten De Beauharnais und achtzehnhundert Köpfe ſtark, ſchloß ſich ebenfalls an. Ein Detaſchement pariſer Nationalgarde eröffnete, ein anderes beſchloß den Zug. Mein Bruder, welcher kurz vorher Gefreiter geworden war, befand ſich bei dem letztern und ich hielt mich an dem Schoß ſeiner Uniform, um den Zug mitmachen zu können. Mancherlei Beſonderes

ereignete sich dabei, dessen ich mich noch recht gut entsinne.

Als der Zug sich in Bewegung setzte, wollte z. B. der Präsident der Nationalversammlung zum Erstaunen Aller dem Jakobinerklub den Vortritt lassen, welche Ehre abgelehnt wurde. Was aber die Menge entrüstete und vielleicht im Voraus zu dem Tumulte disponirte, der nach der Ankunft des Leichenzugs auf dem Platze des Victoires ausbrach, war, daß Herr de Bouillé, der immer Marquis blieb, obgleich Alles entmarquisirt war, den Hut aufbehielt. Bailly, Maire von Paris, blieb unter dem guten Vorwande, er sei krank, vom Leichenbegängnisse eines Mannes fern, den er zwar noch bewunderte, allein nicht mehr achtete. Der Patriotismus Bailly's war zuverlässig konsequenter, als der jener Menge, welcher er sich anzuschließen verschmähte.

Auf dem Platze des Victoires erhob sich von vielen Seiten und dabei von vielen Nationalgardisten beim Erblicken Bouillé's, der das alte Regime vorzustellen schien, der Ruf:

„Nieder mit Ludwig XIV.; nieder mit dem stolzen Despoten!"

Lafayette mußte einige Bewegungen zur Beseitigung oder Hemmung dieses republikanischen Ausbruches ausführen lassen.

Die Leiche selbst wurde von Nationalgarden getragen, das Herz Mirabeau's aber, in eine antike Urne verschlossen, befand sich in einem eigenen Wagen. Man versicherte, auf derselben sei eine Grafenkrone angebracht, allein unter Immortellen versteckt. Ich habe daran stets gezweifelt, und dieser Umstand würde sich gar zu wenig mit einer Antwort vertragen, welche Mirabeau Herrn De Laporte gab, der ihn Graf genannt hatte:

„Wie? noch immer haben Sie die Titel der Feudalzeiten nicht vergessen? Wissen Sie nicht, daß sie durch unsre Gesetze mit Recht abgeschafft wurden! Erfahren Sie denn zum Wenigsten, daß ich mir eine Ehre daraus mache, meinen Namen von adeligen Titeln gereinigt zu sehn. Ich bin Bürger, das ist der schönste aller Titel, den ich mir zur Ehre schätze und ihn werth zu sein mich bemühe. Alle Franzosen sind sich gleich und Keiner hat ein Recht auf Bevorzugung; verschonen Sie mich also mit einem Titel, den ich nicht länger ohne Erröthen tragen kann."

Wahr ist, daß nach dem Berichte des Vertrauten Ludwig XVI. der Ton Mirabeau's sich änderte, sobald seine Bedienten, in deren Anwesenheit er so gesprochen hatte, hinaus waren. De Laporte erzählt, der so eben noch eifrig volksthümliche Tribun sei darauf plötzlich wieder zum Edelmann geworden und habe gesagt:

„Sind Sie nicht klug? welche Ungeschicklichkeit begingen Sie, mich vor meinen Leuten mit meinem Titel anzureden, mich, der ich ein Mann des Volkes bin und sein muß! Meinen Sie etwa, indem Sie mich so kompromittiren, mir es leichter zu machen, dem Könige zu dienen? Ich bin und werde allerdings nicht aufhören Graf Mirabeau zu sein, und wollte mich Jemand von meinen Leuten anders nennen, so trät' ich ihn mit Füßen. Allein sie dürfen nichts auszuplaudern haben, denn auf der Schwelle meines Hauses bin ich nur Mirabeau kurzweg."

An die erste dieser Aeußerungen glaub' ich, an der Wahrheit der andern werd' ich ewig zweifeln. Mirabeau war vom Adel zu tief beleidigt worden, um noch einen Titel mit demselben gemein haben zu wollen. Zudem fühlte er sich durch seine Talente und seinen Ruf zu ausgezeichnet, um an den eitlen und platten Vorrechten der Geburt zu hängen. Dieser große Mensch hielt es zwar gewiß mit dem Hofe, allein es weiß jetzt alle Welt, daß es im Drange verzehrender Leidenschaften geschah, die ihn seinem Charakter zum Trotz käuflich werden ließen. Doch, wenden wir die Blicke wieder auf das Leichenbegängniß des 3. Aprils.

Die kirchlichen Ceremonien fanden in der Kirche St. Eustache Statt, wo die Leiche in der Dunkelheit erst ankam. Der berühmte Mann, welchem alle diese Ehren galten, die Volksmasse im Schiffe, die in ihren

Repräsentanten auf der Gallerie versammelte ganze Nation, jene 1800 Jakobiner, in deren Herzen eine maßlose Revolution gährte, die großen Kronleuchter, die neben den gothischen Pfeilern erschienen, als sollten sie die Einbildungskraft auf den Unterschied der Feudalzeiten und der freien Gegenwart hindeuten, kurz Alles erweckte an dieser nächtlichen Feierlichkeit imposante Gedanken. Nach kurzem Verweilen verließ der Zug die Kirche wieder, allein er war so zahlreich und bewegte sich so langsam und majestätisch, daß er erst nach sechs Stunden beim nachherigen Pantheon anlangte. Lange nach Mitternacht war die Feierlichkeit erst zu Ende, und die Morgenröthe des 4. Aprils fand noch Viele, die ihr beigewohnt hatten, auf dem Heimwege *).

Wenige Stunden vor Mirabeau's Tode trug sich folgende, fast allgemein entstellte Begebenheit zu. Er hatte am 1. April Abends mehrmals zu seinem ersten Sekretair, Herrn Campans, geschickt und seinen Bureauschlüssel von ihm verlangen lassen. Vergeblich klopfte man gewaltig an dessen Thüre, er antwortete nicht, obgleich man wußte, daß er zu Haus war. Die Thür wurde also erbrochen und man fand diesen Menschen

*) Mirabeau's Leiche wurde einstweilen neben der Asche von Descartes im Gewölbe der alten Genovevakirche beigesetzt, bis der Bau der neuen vollendet sein würde.

am Boden liegen und mit mehreren Messerstichen verwundet, von denen aber keiner tödtlich war. In seinem Bureau waren zwei Packete Assignaten, das eine von 22,000 Francs mit der Ueberschrift: „dies gehört Herrn von Mirabeau," das andere von 800 Livres mit: „dies ist mein," bezeichnet. Uebrigens schien sich in den Antworten, welche Campans dem Polizeikommissar ertheilte, eine Geistesstörung zu verrathen, was der folgende, gegen Ende April bekannt gewordene Brief bestätigte.

„Seit vier Jahren lebte ich bei Herrn von Mi„rabeau; ich wurde von ihm mit Güte überhäuft, mit „seinem ganzen Vertrauen beehrt, was meinem Her„zen am werthesten war, er behandelte mich wie sei„nen Sohn. Bis zu seinen letzten Augenblicken hat „er nicht aufgehört, mir Beweise seiner innigsten Zu„neigung zu geben. Gleichwohl ist gesagt worden, in „jenen schrecklichen Augenblicken habe ich Unterschleife „begangen ... Die Herren Lamark, Frochot und Pel„lene, die Exekutoren des Testaments, sind schon vor „dem Tode, selbst vor dem Testamente des Herrn von „Mirabeau durch mich unterrichtet worden, daß ich „noch 22,000 Livres von ihm in Händen habe. Ihr „Zeugniß wird hoffentlich jeden Zweifel über diesen „Gegenstand heben."

„An seinem Todestage ließ mich Herr von Mi„rabeau rufen, und es schien, als habe er, um mei-

„nen Schmerz zu vermehren, das Rührendste seiner „Freundschaft für diesen Augenblick aufgespart. Nach„dem er mir hoffnungslose Tröstungen gegeben, theilte „er mir mit, was er letztwillig zu meinen Gunsten „angeordnet habe. Mir dann die Hand drückend, „sagte er mit der größten Innigkeit: „Mein Freund, „ich habe wenig für Sie gethan, allein das Weitere „behalt' ich im Herzen. Ich werde nicht ganz für Sie „sterben, und vermache Sie meinem Freunde Lamark." „Mein Herz war gebeugt und ich hatte Thränen nö„thig, aber weinte nicht.

„Ich begab mich in mein Zimmer, aber da war „nicht meines Bleibens; ich kehrte zurück, allein die „Thür des Kranken war verschlossen . . . ich glaubte, „es sei um ihn geschehn . . . Nachtwachen, viertägige „Fasten hatten schon mein Blut erhitzt; in einem Fie„beranfalle und unvermögend meinen Schmerz und „meine Verzweiflung zu ertragen, versucht' ich, maschi„nenartig mich dessen zu entledigen."

„Was sich später begeben, davon kann ich keine „Rechenschaft ablegen; was ich auch vorgenommen „habe, es war nur die Folge eines Irrseins, und „kein Ausfluß meines Willens. Als meine Gesund„heit mir erlaubte, das Haus Mirabeau's zu verlas„sen, fand ich bei Herrn Lamark Aufnahme, wo ich „mich jetzt befinde und jeder nöthigen Pflege genieße. „Sie würde meine betrübte Lage mildern, wenn das

„möglich wäre, jedenfalls ist aber diese Mittheilung „die beste Widerlegung der Verläumdung."

So war also der versuchte Selbstmord, dem man damals hunderterlei verschiedene Beweggründe unterlegte, nur die Folge eines lebhaften Schmerzes, den Herr Campans nicht bemeistern konnte. Der arme, der Veruntreuung, selbst der Theilnahme an der Vergiftung Mirabeau's angeklagte Mann hatte sich nichts vorzuwerfen, als eine für den verzeihliche Schwäche, der seinen Wohlthäter verliert.

Der außerordentliche Kummer dieses Sekretärs war übrigens nicht der einzige, welchen Mirabeau's naher Tod veranlaßte; alle seine Diener, die er wahrscheinlich nicht oft mit Füßen trat, wollten über den nahen Verlust ihres Herrn in Thränen zerfließen. Zwei Tage vor seinem Verscheiden sagte er zu einer alten Magd, welche bei ihm wachte, mit der ihm stets eigenen pikanten Weise:

„Zu was weinen? Du hast zwanzig Jahr gearbeitet, bist arm und ich werde Dir eine kleine Rente hinterlassen; mehr brauchst Du ja nicht von mir. Was kümmert Dich der Colporteur, welcher des Abends ausrief: Hier ist zu haben die große Motion von Mirabeau!... Beruhige Dich, fahre in Deiner mir wohlthuenden Sorgfalt fort und wenn es Dir Mühe macht, so bedenke, daß es nicht mehr lange nöthig sein wird."

Honoré Riquetti Mirabeau ließ seit seinem vierzehnten Jahre außerordentliche Fähigkeiten bemerken. Er war damals in der militärischen Pensionsanstalt des Abbé Choquart an der Sankt Dominikus-Barrière. Für Mathematik zeigte er große Anlagen. Der Professor Le Carpentier schlug ihm eines Tags vor, Locke's unsterbliches Werk „über den menschlichen Verstand" mit ihm zu lesen. Dieses brachte bei dem uneingeweihten Zöglinge eine lebhafte Aufregung hervor, in der er sich langen Träumereien hingab. Endlich aber rief er, gleich einem Erwachenden aus: „Das Buch hab' ich bedurft!" Er fuhr nun fort im Studium der englischen Philosophen, und der erstaunliche Scharfsinn, die Ideenverbindung des Kindes erregten des Lehrers größte Hoffnungen. Le Carpentier verließ aber einige Zeit darauf diese Pension und verlor Mirabeau aus den Augen.

Mehrere Jahre später begegneten sich Beide in den Tuilerien und der junge Mann eilte sogleich auf seinen Lehrer zu und warf sich ihm in die Arme: „Nie werde ich vergessen," sagte er, „daß Sie mich mit Locke bekannt gemacht haben!" Frankreich hat nachher beurtheilen können, ob er seinen Autor verstand. —

Die Nachwelt muß Mirabeau falsch beurtheilen, weil er von seiner Zeit nur unvollkommen gekannt war. Dieser, beständig von den Umständen beherrschte

Charakter konnte sich nicht in seiner natürlichen Gestalt zeigen. Durch die Stimme des Volkes und der Geringschätzung des Adels zum Trotz den Generalständen beigesellt, wollte er Anfangs und zwar vielleicht aufrichtig dem ersteren durch Demüthigung des letztern dienen. Es glückte ihm leicht, denn Niemand verstand es besser, als er, durch die Wärme der Diskussion hinzureißen, und die Unschlüssigen für sich zu gewinnen. Niemand wußte besser mit Sarkasmen umzuspringen, stellte das Lächerliche erfolgreicher zur Schau, besaß eine beißendere Ironie; Niemand wußte so mit Gewalt zu überreden oder mit Bosheit zweifeln zu machen. Im höchsten Grade besaß er die Beredtsamkeit der Leidenschaften und siegte damit über alle seine Gegner. Allein er verstand seine eignen Fehler nicht zu besiegen. Sein hohes Talent, sein männlicher Verstand, sein von Natur großmüthiger Charakter, Alles erlag der Bestechung. Einmal dem Hofe verkauft, kämpfte Mirabeau's Patriotismus zwar noch gegen die Willkür, zu deren Hersteller der Hof ihn machen wollte, allein der Zauber in der Nationalversammlung war gelöst. Barnave, Duport, Alexander Lameth hatten die schwache Seite des Panzers von Popularität gefunden, mit dem er seinen bezahlten Monarchismus verhüllte.

Bevor noch der wankelmüthige Tribun die Huldigungen der Royalisten erworben, hatte er seine Po-

pularität bei den Freiheitsaposteln verloren. Die Jakobiner untergruben sein Ansehen bei der Menge, die Räthe der Krone bekämpften seinen entstehenden Einfluß beim Könige und bei der Königin. Von zwei entgegengesetzten Seiten wurde also der populäre Koloß erschüttert, als der Tod, dessen Hauch zum Umsturz jeder menschlichen Gewalt hinreicht, auch Mirabeau fällte.

Ohne Prophet zu sein, läßt sich Mirabeau's Schicksal bei längerem Leben voraussehen. Dieser berühmte Mann hielt nichts von der Adelsaristokratie, deren Ungrund sein gewaltiger Verstand durchschaute. Gleichwohl strebte Niemand eifriger nach Gewalt. Wäre er unter einem Bourbon Minister geworden, so hätte er das Scepter zur Keule gemacht; an Despotismus und Prahlerei würde er die Zeit Richelieu's erneuert haben, jedoch ohne dieses blutgierigen Priesters Grausamkeit zu theilen. Schwarzer Bosheit war er unfähig. Auf diesem Wege würde dieser Staatsmann unfehlbar Ludwig XVI. unter dem Beifall des Volkes auf das Schaffot gefolgt, wo nicht vorangegangen sein. Hätten ihn die Verhältnisse aber aus Frankreich geführt, er würde so wenig wie Maury ein freiwilliges Exil ertragen haben; seiner Fruchtbarkeit an Gedanken konnte kein fremder Boden genügen und die erste Amnestie hätte ihn unfehlbar wieder zurückgebracht. — Allein welcher Zusammenstoß würde

zwischen dieser großen Capacität und der ehernen Macht Napoleons Statt gefunden haben!... sie hätte sich fruchtlos absorbirt. Der Beherrscher von Europa hatte die Nähe so umfassender Genie's nicht gern, selbst wenn sie sich ihm unterwarfen. Mirabeau wäre vom Triumphwagen des Kaiserthumes zermalmt worden.

* * *

Die Zeit der Vorreden, Vorberichte und Einleitungen ist vorbei; man weiß jetzt, daß sich die Leser von Octavbänden bei jenen Bagatellen an der Thür nicht mehr aufhalten. Zu dem, was ein Autor von der Vortrefflichkeit seiner literarischen, politischen u. s. w. Ansichten erzählen könnte; zu den Complimenten, welche er sich seit einigen Jahren ohne Umstände über seine glänzenden Erfolge und den großen Ruf macht, den er erworben, sagt ein Abonnent der Leihbibliothek blos, indem er die ganzen schönen Präliminarien mit den Fingern lief't: „nun, wir wollen einmal sehn!"

Ich sollte demnach hier meine eigne Vorrede schließen und meine Behauptungen durch das Beispiel rechtfertigen. Das will ich auch ungefähr wirklich thun. Mein Verleger aber, welcher einen Prospectus dieses Werkes verbreiten wollte, der jedoch bei der Feuersbrunst in der Straße Pot-de-Fer nicht verschont blieb; mein Verleger also, der auf seinem Standpunkte

das literariſch Nothwendige trefflich zu beurtheilen verſteht, hatte in jener Bekanntmachung die Nothwendigkeit der beabſichtigten Memoiren ſehr gut dargethan. Ich werde daher Einiges von dem kopiren, was Herr Dumont dort geſagt, überzeugt, daß in Verlagsangelegenheiten die buchhändleriſchen Beweggründe goldene ſind.

„Die Mehrzahl der Schriftſteller, welche über Ereigniſſe, an denen ſie Theil genommen, berichten, ſind zwar gewiß Ehrenmänner. Werden aber auf ihre Darſtellung nicht faſt unwiderſtehlich ihre betheiligte Meinung, ihr Haß und ihre Zuneigung einwirken? Welcher Berichterſtatter, der eine Rolle bei den geſchilderten Vorgängen geſpielt, wird mit der Hand auf dem Herzen behaupten wollen, dies oder das ſei die reine Wahrheit? Und wenn er es behauptete, wer würde ihm auf's Wort glauben? — Man wird daher zugeben, das noch zwiſchen hunderterlei einander widerſprechenden hiſtoriſchen Darſtellungen ſchwankende Urtheil könne ſich nur mittelſt planmäßiger Reſumé's feſtſtellen, welche ausdauernde, eifrig ſammelnde, uneigennützige und unparteiiſche Autoren liefern müſſen, die während der letzten 45 Jahre weder ihren antirevolutionären Wohlſtand verloren, noch während der Revolution ſich mit den Trümmern der alten Ordnung der Dinge bereichert haben."

„Einige Schriften laſſen bereits dieſe Bedingungen, wenn auch nur ſehr unzureichend, wahrnehmen.

Die Erinnerung hat nur die stärksten Eindrücke fest gehalten und das Planmäßige darüber vernachlässigt; die besten Memoiren, welche wir haben, geben daher nur abgerissene Skizzen, welchen weder das öffentliche, noch das häusliche Leben, noch das fortschreitende Leben des Geistes zur vereinigenden Unterlage dient. Kurz, es mangeln zu viele Züge und Nüancen an den auf solchem Wege vorgeführten geschichtlichen Dingen, um die Physiognomie jedes Zeitraums daran wahrnehmen zu können."

„Der Verfasser der „Chronique des Oeil-de-Boeuf" und der „Pariser Nächte" glaubte daher durch Fortsetzung dieser Werke in demselben Geiste und derselben Form einem Theil jenes Bedürfnisses zu genügen. Er hat es sich dabei vorgesetzt, seine Aufgabe auf gleich unterhaltende und nützliche Art zu lösen. Was seit 1789 sich Interessantes ereignet, gehört in seinen Plan und er will ein Buch liefern, welches amüsiren und auch manchmal belehren soll. Seine Feder wird es nicht an lebhafter Färbung des Gedankens, an lebendiger Auffassung der Begebenheiten, am getreuen Portraitiren der Personen mangeln lassen, Anekdoten, Spott, Ernstes und Schreckliches werden auch nicht fehlen. Was die bis auf den heutigen Tag von so leidenschaftlichen, ja seltsamen Vorurtheilen bezeichneten Bewegungen in der Literatur anlangt, so verbürgen die früheren Schriften unseres Verfassers, er werde eine Reihe eben so gerechter als im Urtheile un-

abhängige Ueberblicke geben. Klassiker und Romantiker sollen darin nicht nach dem trügerischen Renommée ihrer Schriften, sondern nach dem Eindrucke betrachtet werden, den sie im Gedächtniß des Publikums hinterlassen haben." —

Was könnt' ich dem noch hinzufügen, ich, der Verfasser des Buches? das Versprechen etwa, die Verkündigungen des Verlegers zu erfüllen ... es wäre überflüssig! Schon hör' ich den Abonnenten der Leihbibliothek mit boshaftem Lächeln sein: „nun, wir wollen einmal sehen!" wiederholen.

Ende des ersten Bandes.

LIBRARY
MAR 25 1976
UNIVERSITY OF TORONTO

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

DC
715
P37
Bd.7

Pariser Nachte